Germ. sp. 661 y

Seinen lieben Freunden,

K. v. R.

in Halle an der Saale,

und

W. v. Sch.

in Posen,

als Erinnerung an die in Schlesien mit einander verlebte Zeit;

von

W. H.

Gso 31931

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

In den Jahren 1814 — 16 arbeitete ich meine Weltkunde aus, — ein Handbuch für Lehrer, das in einer folgerechten Ordnung alles das enthält, was von der Welt in Vergangenheit und Gegenwart den Schülern in den Volksschulen zu lehren ist. Nach Beendigung dieses Handbuchs entstand der Gedanke in mir, weil ich alle Stoffe in demselben sehr gedrängt bearbeitet hatte, in besondern Lesebüchern, den Lehrern zur Vorbereitung, den Schülern zur Wiederholung, Hülfsstoffe zu liefern, und da ich, von meinem Standpunkte aus, die Weltkunde in drei Theile getheilt hatte, in Kunde von Schlesien, in Kunde von der ganzen Erde und in Kunde von Deutschland; so standen mit einem Mal drei solche Lesebücher vor meiner Seele, als Sachbücher, im Gegensatz meiner Sprachbücher. Allein ich konte wegen anderer Gegenstände in mehren Jahren nicht zur Bearbeitung dieser Sachbücher kommen. Da wurde eine neue Auflage meiner Weltkunde nothwendig, und diese mahnte mich an jene Lesebücher so dringend, dass ich nun würklich an die Bearbeitung des ersten ging. Ich übergebe es hiermit der schlesischen Schul- und Lesewelt.

Die Schriften, welche ich bei der Ausarbeitung di ses Buches benutzte, sind hinten beigefügt. In der Geschichte haben mir vor allen Menzels Werke gute Dienste gel istet; bei dem Bergbau und dem Hüttenwesen die Karstensche Schrift; bei den Brunnen und Bädern die von Mosch, und bei den Klöstern die Fragmente. Weigel und Hofer verdanke ich viel. Fischers Handbuch schien mir oft viele Jahre älter, als es ist, und m hre andere der angeführten Schriften konte ich nur wenig gebrauchen. Keiner soll mein Buch für einen wissenschaftlichen Beitrag zur Kunde von Schlesien

halten; ich will nur die Kunde der Heimath dadurch der Schulwelt näher rükken; und so hoffe ich, nicht als Erdkundner und Geschichtsforscher, sondern nur als Lehrer in diesen Gegenständen beurtheilt zu werden. Dabei bemerke ich aber, dass ich keineswegs das Vorgefundene, bei eigner Unkunde, nur zusammenschrieb; denn ich habe mich selbst mannigfaltig mit Schlesien beschäftigt; ich bin es in allen Richtungen durchreist, und ob ich gleich nicht in Schlesien das Tageslicht erblikt, so kann ich doch wohl behaupten, Schlesien zu kennen. Wer mein Buch mit den Quellen vergleicht, woraus ich schöpfte, der wird bald gewahren, ob ich selbständig arbeitete oder nicht. Ganz ohne alle Vorarbeiten habe ich nur den Aufsatz: die Teichwirthschaft, geliefert.

Nach welchen Gesichtspunkten ich die Gegenstände gewählt, das springt wohl Jedem leicht in die Augen. Das Herliche und Große von Schlesien solte hervortreten, und zwar in einer angemessenen Folge. Alle Aufsätze sind so bearbeitet, dass das Buch Kindern in die Hände gegeben werden kann. Denn ich meine, dass die Schulkinder, welche mein zweites Sprachbuch oder ein anderes Lesebuch haben, dieses Buch zwekkmäßig daneben gebrauchen können, um mehr Lesestoff zu gewinnen. Wollen es außer Lehrern und Schülern noch andere in die Hand nehmen, und solte ich so auch außer dem Kreise der Schulwelt die Kunde der Heimath weiter verbreiten; so würde mir dies sehr erfreulich sein. Ein Land wie Schlesien verdient mehr als viele andere Länder gekant zu werden, vorzüglich von denen, die darin wohnen, damit sie auch wissen, wie herlich das sei, was sie lieben.

Breslau, im Sommer 1820.

Der Verfasser.

Verzeichniſs der benutzten Schriften.

(Nach der Zeitfolge geordnet.)

1) Des Landes Schlesien wahrhafte, eigentliche und kurze Beschreibung u. ſ. w. Durch Dr. Joachim Kureus aus Freistadt, in lateinischer Sprache beschrieben; für den gemeinen Mann verdeutschet durch Heinrich Räteln zu Sagan. 2 Theile in 4. Wittenberg. 1585.

2) Schlesiens kurioſe Denkwürdigkeiten, oder vollkommene Chronik von Ober- und Niederschlesien u. ſ. w., ausgefertigt von Friedrich Lukas (Lucae). Frankfurt am Mein, bei Friedrich Knochen. 1689. in 4. (2240 S.)

3) Schlesische Kirchenhistorie, worinnen der Schlesier unterschiedliche Religionen und Gottesdienste u. ſ. w. kürzlich vorgestelt werden. 2 Theile. Frankfurt 1708 und Freiburg 1709. Mit Karl des Zwölften Bildniſs. in klein 8.

4) Johann Adam Hensel's, Predigers bei der evangelischen Gemeine zu Neudorf am Grätzberge, protestantische Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien. Nach allen Fürstenthümern u. ſ. w. abgefaſt und mit einer Vorrede versehen von Friedrich Eberhard Rambach, u. ſ. w. Leipzig und Liegnitz, im Verlage David Siegerts. 1768.

5) Versuche über die schlesische Geschichte in einzelnen Abhandlungen [von Pachali]. Breslau 1776, bei Johann Ernst Meier.

6) Versuch über die schlesische Geschichte vom Jahr Christus 1163 bis 1740 [von Pachali]. Breslau 1777, bei J. E. Meier.

[Beide Schriften erschienen späterhin sehr vermehrt unter folgendem gemeinsamen Titel: Samlung verschiedener Schriften über Schlesiens Geschichte und Verfassung, von Friedrich Wilhelm Pachali, königl. preuß. Kriegs- und Domänenrath zu Breslau. Erster Band, welcher die Geschichte des Landes bis zum Jahr 1786 enthält. Breslau, bei E. G. Meier 1790. Zweiter Band, welcher einzelne Abhandlungen enthält. Breslau 1801, in der Meierschen Buchhandlung.]

7) Von Breslau. Dokumentirte Geschichte und Beschreibung. In Briefen. 3 Bände [wovon die beiden letzten 2 Theile haben, — von Klose]. Breslau, bei Wilhelm Gottlieb Korn, 1781 — 1783.

8) Zimmermann's Beiträge zur Beschreibung Schlesiens. 13 Bde. Brieg 1785.

9) Von Schlesien. Vor und seit dem Jahre 1740 [von Klöber]. Erster und zweiter Theil, in gr. 8. Freiburg 1785.

10) Briefe über Schlesien, Krakau, Wielitschka und die Grafschaft Glaz. Auf einer Reise im Jahr 1791 geschrieben von Johann Friedrich Zöllner, Oberkonsistorialrath u. s. w. Mit Kupfern. 2 Theile in 8. Berlin, bei Maurer, 1792 und 93.

11) Wanderungen in Sachsen, Schlesien, Glaz und Böhmen, von M. Christ. Weiße. 2 Theile. Leipzig, bei Sommer, 1797.

12) Asmann's Reise im Riesengebürge. Nebst zwei Kupfern und einer Karte. Leipzig, bei Hilscher, 1798.

13) Geografische, naturhistorische und technologische Beschreibung des suveränen Herzogthums Schlesien, von Johann Adam Valentin Weigel, evangelisch-lutherischen Prediger u. s. w. 10 Theile. Berlin, 1800 — 1805. Bei Christ. Friedrich Himburg [jetzt bei Georg Reimer. 6 Thlr.]

14) Das Riesengebürge, in einer statistisch-topografischen und pittoresken Uebersicht, mit erläuternden Anmerkungen und einer Anleitung, dieses Gebürge auf die zwekkmäßigste Art zu bereisen. Mit Kupfern und einer Karte, von Dr. J. K. E. Hoser. 2 Theile. Wien, bei Josef Geistinger. 1803 und 1804.

15) Adams Briefe über Schlesien. Aus dem Englischen übersetzt von Friese. Breslau 1805.

16) Topografische Chronik von Breslau [von Menzel], mit mehren Kupfern, in 4. Breslau 1805, bei Graß, Barth u. Komp.

17) Schlesien, wie es ist. Von einem [sich nennenden] Oestreicher. 2 Bde. Berlin 1806, bei Heinrich Fröhlich.

18) Geschichte Schlesiens. 3 Bde. nebst Anhang [von Menzel]. in 4. mit Kupfern. Breslau [1810] bei Grafs, Barth und Komp. [8 Thlr.]

19) Fragmente aus der Geschichte der Klöster und Stiftungen Schlesiens, von ihrer Entstehung bis zur Zeit ihrer Aufhebung im November 1810. Zweite Auflage. Breslau, bei Grafs, Barth und Komp. [1811].

20) Darstellung der Höhen verschiedener Flüsse und Orte Schlesiens. Von von Charpentier. Mit einem illuminirten Kupfer. Breslau 1812, bei Karl Friedrich Barth.

21) Handbuch der schlesischen Geschichte, für Liebhaber und Schullehrer in niedern Schulen, auch als Leitfaden in den obern Klassen zu gebrauchen, von Joh. Dan. Hensel. 3te Ausgabe. Breslau 1813 [jetzt bei Holäufer — 8 Gr.]

22) Zeitbücher der Schlesier [Jahrbücher der Stadt Breslau, von Nikolaus Pol]. Herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching, königl. Archivar zu Breslau. Breslau 1813, 15 und 19. 3 Bde. in 4. bei dem Verfasser.

23) Bemerkungen auf einer Reise durch Niederschlesiens schönste Gegenden, von Dittrich. Schweidnitz, bei Stukkart, 1815.

24) Dessen Bemerkungen auf einer Reise durch die Grafschaft Glaz und das angränzende Schlesien. 1816.

25) Taschenbuch für Reisende ins Riesengebürge, von J. H. Fritsch, Oberprediger in Quedlinburg. Mit 2 Karten. Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern, 1816.

26) Kriegsgeschichten aus den Jahren 1812 — 13 u. s. w., oder Darstellungen aus den Feldzügen der Franzosen und der verbündeten Truppen u. s. w. [von Rösselt]. 4 Bände, in 4. Breslau 1816, bei Grafs, Barth und Komp.

27) Geografisch-statistisches Handbuch über Schlesien und die Grafschaft Glaz, von Ch. F. E. Fischer. 2 Bde. Breslau und Jauer 1817 und 18, bei Grafs, Barth und Komp.

28) Handbuch für Reisende nach dem schlesischen Riesengebürge und der Grafschaft Glaz, oder Wegweiser durch die interessantesten Parthieen dieser Gegenden. Bearbeitet von Friedr. Wilhelm

Martini. Mit einer Karte und einem Kupfer. Zweite Aufl. Breslau und Leipzig, bei Wilh. Gottlieb Korn, 1818.

29) Archiv für Bergbau und Hüttenwesen. Herausgegeben von Dr. Karsten. 1ster Bd. Breslau 1818, bei Wilibald August Holäufer.

30) Schlesische Provinzialblätter [herausgegeben von Streit] in monatlichen Heften.

31) Die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Bade-Reisende. Bearbeitet von Dr. Karl Friedrich Mosch. In 2 Theilen, mit 36 landschaftlichen Ansichten und einer Karte. Leipzig, bei Brokkhaus, 1819.

32) Das Gebürge Niederschlesiens, der Grafschaft Glaz und eines Theiles von Böhmen und der Oberlausitz, geognostisch dargestelt durch Karl von Raumer, Bergrath und Professor in Breslau [jetzt in Halle]. Mit Karten. Berlin 1819, bei Georg Reimer.

Inhalt.

I. Schlesien überhaupt — — — S. 1
II. Das Riesengebürge — — — S. 9
III. Die Grafschaft Glaz — — — S. 31
IV. Brunnen und Bäder — — — S. 50
V. Teichwirthschaft — — — S. 68
VI. Bergbau und Hüttenwesen — — S. 76
VII. Leinwand- und Schleierbereitung — S. 107
VIII. Breslau — — — — S. 116
IX. Ehemalige Klöster und Stifter — S. 136
X. Einführung des Christenthums — S. 171
XI. Boleslav mit dem schiefen Munde — S. 176
XII. Graf Peter Wlast — — — S. 181
XIII. Heinrich der Erste und die heilige Hedwig S. 188
XIV. Der Einfall der Mongolen — — S. 199
XV. Wie das Land unter böhmische Oberherschaft kam — — — — S. 207
XVI. Der Bierstreit — — — S. 217
XVII. Bürgerkrieg in Breslau — — S. 221
XVIII. Die Hussitenkriege — — — S. 226

XIX.	Der König Georg und die Stadt Breslau	S. 234
XX.	Johann der Zweite. (Von Sagan.)	S. 259
XXI.	Der Herzog Bartholomäus von Münsterberg und die Stadt Breslau —	S. 272
XXII.	Der Schweidnitzer Münzstreit —	S. 275
XXIII.	Ausbreitung der evangelischen Lehre	S. 280
XXIV.	Heinrich der Elfte von Liegnitz —	S. 295
XXV.	Kampf des biblischen mit dem päbstlichen Christenthum — — — —	S. 304
XXVI.	Martin Opitz von Boberfeld —	S. 333
XXVII.	Friedrich der Held im siebenjährigen Kriege — — — — —	S. 339
XXVIII.	Schlesiens Theilnahme an dem deutschen Freiheitskriege — — — —	S. 361

Bayerische
Staats-Bibliothek
MÜNCHEN

I. Schlesien überhaupt.

Schlesien, ein deutsches Land, einer der herlichsten Bestandtheile des preußischen Staates, ist etwa 50 Meilen lang und halb so breit. Im Geviert hat es 720 Meilen, worauf gegen zwei Millionen Menschen wohnen. Das Land wird seiner Länge nach von der Oder durchströmt, die einige Meilen von Ollmütz, der Hauptstadt Mährens, entspringt, und bald nach ihrem Eintrit in Schlesien bei Rattibor schifbar wird. Sie fließt bei gewöhnlichem Wasserstande nicht schnell, indem sie auf 50 Meilen nur 350 Fuß Gefälle hat. Durch sie zerfält Schlesien in zwei Theile, in das rechte und in das linke Oderufer. Uebersieht man das Land auf einer Karte, so gleicht es einem Eichblatte. Die Oder macht das Hauptgerippe aus, und die Nebenflüsse das Nebengerippe. Das Land ist muldenförmig, da es sich zur Mitte hin gegen die Oder vertieft und gegen die beiden Seiten erhebt; doch ist die Erhebung auf der südwestlichen Seite viel höher, als die auf der nordöstlichen. Diese hat nur kaumhin bemerkbare Höhenzüge, während sich auf jener mächtige Gebürge aufthürmen, die Schlesien von Böhmen und Mähren trennen. Die Flüsse, welche der Oder auf der linken Seite zufließen, haben einen raschern Lauf, als die von der andern Seite. Am raschesten braust die Neiße einher, welche in der Grafschaft Glaz an dem gegen 5000 Fuß hohen Schneeberge

entspringt, einen Theil der Grafschaft durchfließt, bei Wartha durch hohe Gebürge sich windet und dann in ebene Gegenden sich ergießt. Als ein reißender Gebürgsbach ist die Katzbach bekant, die bei Ketschdorf an den Bleibergen entspringt, die wüthende Neiße, die Deichsel und andere schnelle Bergwässer aufnimt. Mächtiger ist der Bober, der in Böhmen seine Quelle hat, bald in Schlesien trit, alle Bäche des mächtigen Riesengebürges auf der nordöstlichen Seite aufnimt und unterhalb Lähn erst in ebene Gegenden eintrit, nachdem er vor dem schönen Hirschberg vorbeigeflossen ist und dort den Zakken aufgenommen hat. Kriechend dagegen fließen auf der andern Seite die Weide und die Bartsch, mit schönen Wiesen und Feldern umgeben.

Einer alten Eintheilung nach zerfält das Land in Oberschlesien und Niederschlesien, welche Eintheilung aber wenigere Bedeutsamkeit jetzt hat, als die in die linke und rechte Oderseite. Oberschlesien hat seine meisten Strekken auf der rechten Oderseite, Niederschlesien auf der linken. Die rechte Oderseite ist von der Schöpfung viel dürftiger ausgestattet, als die linke, und verliert in den obern Theilen noch mehr dadurch, dass polnische Rede, Sitten, Gebräuche und Einrichtungen dort die völlige deutsche Durchbildung verhindern. Die linke Seite hat herliche Gebürge, freundliche und vor allen fruchtbare Ebenen. Die Bewohner Schlesiens sind, einige Stükke auf der rechten Seite abgerechnet, von deutscher Zunge und von deutscher Sitte, und leben in der mannigfaltigsten Thätigkeit in Städten, Dörfern und einzelnen Häusern. Die Hochgebürge werden von Viehheerden belebt, und Menschen wohnen bis gegen 5000 Fuß über der Meeresfläche daselbst. In den Schluchten und Thälern liegen längs den Bächen die herlichsten, freundlichsten Dörfer; Wasserfälle gewähren einen bezaubernden Anblikk, und Wälder die schönste Kühlung in der Hitze des Sommers.

Viele üppige Gebürgspflanzen begegnen dem Wanderer auf seinem Wege, und Felsenmassen bieten sich oft in den seltsamsten Gruppen ihm dar. Tiefe Schlünde, deren Anblikk Schauder erregen, wechseln mit den anmuthigsten Thälern, und die reine Luft läst einem auf Höhen empfinden, dass man da dem Himmel näher ist. Jede Gegend des Gebürges hat ihre besondern Reize, anders ist das Hochgebürge, anders das mitlere, anders die niedrigen Abhänge und bebauten weiten Thäler. Jeder Monat und jede Tageszeit verändert die Aussichten und Ansichten in und von den Gebürgen. Reist man oft nur eine Tagereise, so erblikt man zehn und mehre verschiedene Gebürgsmassen, zumal in der Grafschaft Glaz, und in diesen lagern sich die mannigfaltigsten Steinarten oder Miner. Zwischen den Gebürgen und der Oder ist Schlesiens eigentliche Kornkammer. Feld liegt an Feld, und nur hin und wieder an kleinen sumpfigen Stellen wachsen Gebüsche. Man reise von Münsterberg nach Nimptsch, von hier nach Reichenbach, von hier nach Schweidnitz, von hier über Striegau und Jauer nach Liegnitz; man durchreist 12 bis 15 Meilen in dem besten Boden, der im Durchschnitt 8 bis 10 Meilen breit ist. Aber nicht allein diese Gegend mitten in Schlesien, sondern auch andere haben vortreflichen Boden, z. B. die Gegenden bei Glaz und Habelschwert, mehre Strekken im Neißischen, bei Glogau und an andern Orten. Die rechte Oderseite besitzt wohl auch fruchtbare Gegenden, aber im Ganzen ist sie unten sandiger wie die linke Seite, und oben sandig, kalt und kalkig. Nur die unterirdische Welt ist auf der rechten Oderseite in Oberschlesien gut ausgestattet; und wenn die Hügel dort auch keinen Reiz an und für sich haben und an ihren Abhängen sich keine schönen, fruchtbaren Felder lagern, so enthalten sie doch Erze und Brennstoffe. Ganz oben in Oberschlesien nach der Weichsel hin, die hier einen kleinen

Theil von Schlesiens Grenze macht, da, wo sich Schlesien den Karpathen nähert, ist die Gegend auch schön. Den Mittelpunkt von Schlesien macht Breslau; es liegt an der Oder mitten im Lande, und enthält viel Leben und Seegen. Alles Wichtige, was in Schlesien geschieht, hat hier gleichsam seine Quelle und seinen Ausfluss. Doch erfreuen sich auch einige Theile des Landes eines recht eigenthümlichen Lebens. Die Gebürgsgegenden haben eine eigene Thätigkeit, theils durch die vielen Gewerbe, welche sich auf Leinwand, Tuch und baumwollene Zeuge beziehen, theils durch die Brunnen, Bäder und Reisende, theils auch durch den Verkehr mit Böhmen. Oberschlesien rechts der Oder hat im Berg- und Hüttenwesen seinen Lebenssitz.

Bürgerlich ist Schlesien jetzt in drei Regierungsbezirke, den Breslauschen, Oppelnschen und Liegnitzschen, eingetheilt. An der Spitze der ganzen Verwaltung des Landes steht der Oberpräsident in Breslau, und vereint unter sich alle drei Regierungen, nebst dem Konsistorium und Medizinalkollegium; welche beiden letztern Behörden auch für ganz Schlesien sind und ihren Sitz in Breslau haben. Zu dem Liegnitzer Regierungsbezirk gehören außer den untern Gegenden Schlesiens auch die Länder, welche von der Oberlausitz zum preußischen Staat vor einigen Jahren übergingen. In den Gebürgsgegenden befinden sich Dörfer, die über eine Meile lang sind und mehre tausend Einwohner haben; so ist Peilau zwei Meilen lang, und Langenbielau hat 8000 Einwohner. Der Breslausche Regierungsbezirk zählt die meisten Einwohner, und der Oppelnsche, in Verhältniss zu seiner Ausdehnung, die wenigsten. Im Durchschnitt leben gegen 3000 Einwohner auf der Geviertmeile in Schlesien, und auf jeden Menschen kommen ungefähr 7 Morgen Flächenraum. Der fünfte Theil aller Einwohner Schlesiens lebt in den Städten, und mehr als der dritte Theil von allen Einwohnern ist verheirathet. Der

18te bis 20ste Mensch wird jährlich geboren und der 24ste stirbt jährlich.

Die Lage Schlesiens zwischen den großen slavischen Reichen, den polnischen und böhmischen, ist die Hauptursache, dass Schlesien nie zur rechten Selbständigkeit gelangen konte; nur eine kleine Zeit gibt es, wo Schlesiens Fürsten unabhängig sind, und dieser Zeit hat Schlesien auch den Grund seiner Bildung zu verdanken; allein die Zeit dauerte nicht lange, und das von Pohlen getrente Land ward ein Anhängsel von Böhmen. Zu geschlossen für sich, um mit einem andern Lande durchaus ein Ganzes machen zu können, und zu schwach in sich, um eine eigene Selbständigkeit zu behaupten, war Schlesien bis 1740 ein Land, worin viele Eigenthümlichkeit herschte, aber doch kein gemeinsames Volksleben. Preußen wies Schlesien die Bestimmung an, ein wesentliches Glied des Staates auszumachen, und so Theil zu nehmen an den Leiden und Freuden eines großen Ganzen. Schlesien erfült diese Bestimmung und befindet sich, als voller lebendiger Theil eines großen Reichs, weit glüklicher, als in seiner frühern unselbständigen Scheinselbständigkeit. Die Gebiete, welche Oestreich von dem alten Schlesien noch besitzt, stehen durchaus in keiner wesentlichen Verbindung mehr mit dem Hauptlande, und wenn wir von Schlesien reden, so meinen wir nur das preußische. Die Einwohner Schlesiens waren sonst etwa zur Hälfte evangelisch und zur Hälfte katholisch; jetzt trift man 100,000 mehr Evangelische im Lande als Katholiken, weil der von der Lausitz hinzugekommene Theil fast nur von Evangelischen bewohnt wird. Juden sind, wie überall, so auch in Schlesien, am meisten in Oberschlesien, am wenigsten in den Gebürgsgegenden. Breslau ist reich daran. Evangelische und Katholische leben in der herlichsten Eintracht mit einander, ja in manchen Kirchen wird abwechselnd evangelische und katholische

Gottesverehrung angestelt. Evangelische und katholische Kinder werden in vielen Schulen gemeinschaftlich unterrichtet, und es ist auch zu hoffen, dass diejenigen katholischen Kirchen, die ganz unbenutzt stehen, den evangelischen Christen übergeben werden, die ihrer bedürfen. Im Volksschulwesen waren in frühern Zeiten die Katholiken den Evangelischen fast voran geeilt; nachdem sich aber die Schulen im Gebürge so tüchtig an manchen Stellen ausgebildet haben, und nachdem auf die Erziehung der Volksschullehrer mehr geachtet wird, so möchte sich das Verhältniss wohl umgekehrt haben. Namentlich sind die sonst so gepriesenen Glazischen Schulen jetzt nicht mehr so preiswürdig. Die katholischen Schulen in Oberschlesien haben sehr mit der polnischen Sprache zu kämpfen. Gelehrte Schulen besitzt Schlesien einige zwanzig, wovon die katholischen in neuern Zeiten dieselbe Einrichtung, wie die evangelischen erhalten haben; und seit 1811 erfreut sich das Land auch einer Hochschule für beide Glaubenspartheien. In frühern Zeiten würkten manche Klöster auf die katholische Bildung ein. Schlesien war wahrhaft klösterreich; der so lange dauernde und für die Bildung Schlesiens so verderbliche Kampf der päbstlich-jesuitischen Lehre mit dem Evangelium ist wohl die Ursache, dass so viele Klöster entstanden. Außer den mächtigen Klostergebäuden, als Denkmählern der Vorzeit, findet man auch viele alte herzögliche Schlösser in den Städten Schlesiens, die noch an eine alte Zeit erinnern, wenn gleich sie schon halb eingefallen oder zu andern nützlichen Bestimmungen verwandt sind. In den Gebürgsgegenden trift man auch noch die Ueberbleibsel mehrer alter Raub- und Ritterburgen. Im Weistritzthal befindet sich das Schloss Königsberg oder Kienau auf einem hohen Berge in einem sehr freundlichen Thale, das Schlesierthal genant, welches rings von Gebürgen umschlossen ist. Oberhalb des Dor-

fes Tannhausen liegt das Hornschloss, in Oberschlesien auf einem Berge bei Tost sieht man die Ueberbleibsel des alten Toster Stammschlosses; auf dem Kienast, unweit Warmbrunn, findet man noch mächtige Ueberbleibsel von einer alten Burg; eben so auf dem Grâditzberge zwischen Goldberg und Löwenberg, auf dem Greifenstein unweit Greifenberg, so wie auf dem Hummel in der Grafschaft Glaz. Andere Bergspitzen enthalten noch andere Ueberbleibsel, wovon mehre schon so zerstört sind, dass man wenig davon sieht, z. B. auf dem Zobtenberge. An vielen Stellen des niedern Landes hat man alte Grabmähler aus den frühesten Zeiten entdekt, und darin viele Urnen, Gefäße und mancherlei Geräthschaften gefunden. Berühmt ist vor allen das Dorf Massel im Trebnitzschen, dem Freihern von Kloch gehörig, durch diese Grabmähler, die dort in Sandhügeln sich befinden.

Während Schlesien außerordentlich reich ist an Steinkohlen und Eisenerzen, so liegen dagegen seine herlichsten Bausteine — die Sandsteine — in einer Gegend in der Grafschaft Glaz, von wo aus sie nicht zu Wasser weiter gebracht werden können; so dass sie gröstentheils unbenutzt bleiben. Die Kalksteine werden an vielen Orten gebrochen und zu Kalk gebrant. Damit Schlesien nicht zu reich würde, so hat ihm die Vorsehung das Salz versagt; es muss dasselbe aus den andern preußischen Ländern, vorzüglich aus dem Magdeburgschen, ziehen, was bei nicht zu niedrigem Stand der Oder dadurch leicht wird, dass unterhalb Schlesien dieser Fluss durch den Mühlroser Schifsgraben mit der Spree in Verbindung steht, wodurch überhaupt Schlesiens Handel sehr gewint, weil er zu Wasser nach Hamburg gehen kann.

Die großen Wälder des Landes befinden sich in Oberschlesien, am meisten auf der rechten Oderseite; — doch auch die Gebürgsgegenden und mehre Gegenden Unterschle-

siens sind waldreich. Die Gebürgswälder und auch mehre oberschlesische Waldungen haben ein heiteres, frisches, buntes Ansehen. Weiß- und Rothtannen stehen durch einander gemischt, hin und wieder findet man auch Kiefern darunter, in einigen Gegenden Oberschlesiens auch Lerchenbäume. Zwischen diesem Nadelgehölz stehen Buchen und eifern in ihrem Wuchse mit dem Nadelholz. Eschen, Ebereschen, Rüstern, Pappeln, Birken und andere Waldhölzer und Sträucher wachsen an vielen Stellen. Vorzüglich schön nimt es sich im Frühjahre aus, wo alles keimt und treibt, einen solchen Wald, der sich einen Berg hinaufzieht, von einem guten Standpunkte anzusehen, zumal wenn die Sonne sich hinter den Berg hinzieht und verschiedene Lichtschläge bildet. Große ebene Wiesen und Weidengegenden sind in Schlesien seltner, als in andern Ländern; und nur einige Gegenden treiben guten Obstbau. Oberschlesien, die Gegenden um den Annaberg abgerechnet, ist obstarm; die Gebürgsgegenden entbehren wegen der Kälte des Obstes, die Bäume kommen nicht mehr fort. Schlesiens Wein, der Grünberger, ist durch seine Herbe bekant; doch trägt er den Grünbergern bisweilen des Jahrs 100,000 Thaler ein. Um Breslau wird viel Färberröthe (Krapp) angebaut. Es gehen jährlich über 200,000 Stein davon in das Ausland. Die Einwohner in den Städten beschäftigen sich mit Handel und Gewerbe allerlei Art. Zu dem wichtigsten Gewerbe gehört das Berg- und Hüttenwesen, die Leinwandbereitung, die Tuchmacherei und die Verfertigung vieler baumwollener und seidener Zeuge. Auf dem Lande wird so viel Getreide gebaut, dass Schlesien viel auswärts sendet, obgleich es viele Einwohner zu ernähren hat. In den Gebürgsdörfern wird wenig Akkerbau getrieben, wegen der Rauheit der Luft und Felsigkeit des Bodens; dagegen sind dort alle bürgerlichen Gewerbe so einheimisch, als in den Städten.

Bauern gibt es im Ganzen wenig in Schlesien, in vielen Dörfern wohnen nur sogenante Gärtner (in der Mark Kossäten genant), diese besitzen keine Pferde, sondern nur so viel Land, als zu ihrem Unterhalt dient. Dies wird entweder gegraben oder mit Kühen bestelt. Man unterscheidet Dreschgärtner und Freigärtner; erstere verrichten die Drescharbeit im Winter auf den großen Gütern. Die Schaafzucht ist in Schlesien in den neuern Zeiten in einen sehr guten Zustand gekommen, und man kann voraussehen, dass in zehn Jahren überall, wo es die Futterung irgend erlaubt, nur veredelte Schaafe sein werden. Einige Gutsbesitzer und Gutsbewirthschafter lassen sich auch die Veredelung der Rindviehzucht sehr angelegen sein. Indess ist vor Allem daran zu denken, dass die Menschenzucht nicht vernachlässigt werde, und dass in dem so herlichen Lande auch immer mehr und mehr herliche Menschen wohnen, die, den Blikk unverwandt auf den Himmel, festen Schrittes auf der Erde wandeln, und dem gemeinsamen Vaterlande mit Liebe und Treue anhangen.

II. Das Riesengebürge.

Schlesien ist von Böhmen durch eine mächtige Gebürgskette getrent, die den Namen Sudeten führt. Der höchste Theil dieses Gebürges heißt das Riesengebürge. Dasselbe streicht von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West, und schließt sich nordwestlich an das Isergebürge, und südöstlich an das Rabengebürge, die alle beide zu den Sudeten gehören. Der Raum, den es einnimt, ist etwa 4 Meilen breit und 5 Meilen lang. Es gehört zu den höheren Gebürgen Deutschlands und hat auf der schlesischen Seite ein erhabenes Ansehen, weil es sich da schroff erhebt. Der höchste Punkt ist die Schneekoppe oder Riesenkoppe.

Sie ist mehr als 5000 Fuß über der Meeresfläche erhoben. Die schwarze Koppe, die kleine Koppe und andere umliegende Spitzen sind nur wenige hundert Fuß niedriger. Die Riesenkoppe liegt in dem südöstlichen Theil des Gebürges, in dem nordwestlichen ist das hohe Rad der höchste Punkt, es enthält 5000 Fuß; neben ihm liegt die große Sturmhaube und etwas nordwestlicher der Reifträger, die beide dem hohen Rade nicht viel nachgeben. Doch erheben sich alle diese Koppen nicht sehr weit über die Kammfläche des Gebürges selbst empor, die an vielen Stellen gegen 5000 Fuß hoch ist. Diese Höhe des Riesengebürges bewürkt eine kalte, rauhe, veränderliche Luft auf demselben. Mitten im Sommer, wenn öfter unten in den Ebenen die Sonne herlich scheint, hausen hier Winterstürme, umziehen das ganze Gebürge mit Wolken, die bisweilen Fuß hohen Schnee zurükklassen, zwischen dem die schönsten Gebürgspflanzen hervorgukken. Man sagt überhaupt, es sei im Riesengebürge drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr Kälte. Selten ist der Schnee zu Ende des Wonnemondes von den Höhen und ihren Lehnen verschwunden, meistens finden sich noch im Juni beträchtliche Schneelager in den tiefen Gründen und Schluchten der hohen Bergthäler, ja an einigen Stellen, als in den Schneegruben und bei den Teichgruben, verschwindet er fast nie. Gegen das Ende des Septembers komt schon wieder der frische Schnee, der bisweilen wohl noch mal wieder wegschmilzt, häufig aber auch acht Monate hinter einander ruhig liegen bleibt und gewöhnlich von Monat zu Monat vermehrt wird. Einen eigentlichen Sommer und Herbst kennen die Bewohner der obersten Höhen des Riesengebürges gar nicht; auch erinnert sie weder daran die Korn- noch die Obsternte. Die vier Sommermonate gleichen dem Frühlinge in der Ebene. Die Luft ist, wenige schwüle Tage im August ausgenommen, selbst während

der Mittagsstunde, auch in dem schönsten Wetter kühl, der Boden immer nass und sumpfig, die Bergbäche darum reich und voll, der Himmel entweder vollkommen ruhig und heiter, oder ungemein veränderlich. In Viertelstunden wechselt der dichteste Nebel, in dem man kaumhin sich selbst sieht, mit dem heitersten Wetter. Während der vier Frühlingsmonate treiben die schönsten und üppigen Bergpflanzen herauf und umkränzen die Ränder, Lehnen und Schluchten. Der Uebergang aus den vier Frühlingsmonaten in den Winter ist weit schneller als im ebenen Lande. Kaum sind, nach der Herbsttag- und nachtgleiche, einige Nebel eingetreten, als auch bald Kälte und stürmisches Wetter hereinbrechen. Wolken- und schneefreie schöne Oktobertage sind auf dem Riesengebürge eine große Seltenheit. Die Wolkenzüge auf dem Gebürge gewähren ein angenehmes Schauspiel, bewürken aber auch sehr oft, dass Reisende vergeblich das Gebürge ersteigen, indem sie bei dem heitersten Wetter die mühseelige Reise hinauf machen und oben plötzlich von Nebel eingehült werden, der nicht selten mehre Tage anhält. Die meisten Wolken bilden sich in dem unwirthbaren, mit Sümpfen und Wäldern reichlich versehenen, Isergebürge, vielleicht deshalb, weil dies Gebürge das nordwestliche Ende der Sudetenkette ist und darum sich die Feuchtigkeiten aus den nördlichen Ebenen dort heranziehen. Von dem Isergebürge werden die Wolken durch Westwinde weiter fortgetrieben, umhüllen zuerst den westlichen Flügel des Riesengebürges und späterhin den östlichen. Die Riesenkoppe bleibt darum in der Regel zum letzten wolkenfrei. Nicht selten ereignet es sich aber auch, dass das ganze Riesengebürge wolkenleer ist, während eine Wolke die obere Spitze der Riesenkoppe einhült; man sagt dann, sie hat eine Haube. Die Wolken fangen sehr gering an und breiten sich allmälig weiter aus. Wie ein Schornsteinrauch steigt eine Wolke in einer

Schlucht auf, wächst durch unsichtbare Zuflüsse größer und größer und in einer Stunde bis zu der Größe, dass sie das ganze Gebürge einschließt, während die Ebenen noch das schönste Wetter haben. Bisweilen streichen auch die Wolken in langen Zügen vor einem vorbei, und bilden ordentliche Schichten und Lager. Die Winde zertheilen diese Schichten wieder und treiben öfter die zerrissenen, flokkigen Wolken in schneller Eile vor einem vorbei. Oft aber auch bilden sich die Wolken zu dikken Massen, rükken dann von Böhmen und der Lausitz das Riesengebürge hinauf, und liegen auf demselben, wie ein schwarzes Meer, das droht, über ganz Schlesien sich zu ergießen. Von den Wolken und Nebeln (die hier auf dem Gebürge eins sind) unterscheidet sich der Sonnenrauch (Höhenrauch, Hegereich, Duft), der sich auch in den Ebenen befindet, alle Gegenstände mit einem Flor umzieht und bewürkt, dass man bei dem schönsten Wetter keine recht helle Aussicht hat. Ein eigentlicher Regen findet auf dem Riesengebürge fast nie statt, weil die Regenwolken nicht über, sondern auf dem Gebürge liegen, und sich thauartig oder wie Staubregen an die Erde anlegen; im Winter hingegen bildet sich ein feiner Schnee in der Stelle des Thaues. In den Thälern und den Ebenen, am Fuße des Gebürges, sind die Regen gewöhnlich sehr heftig, und Gewitterregen arten gern in Hagelwetter und Wolkenbrüche aus; deren Würkungen um so schrekklicher sind, weil das Wasser wegen des starken Gefälles mit verwüstendem Ungestüm herunterbraust, Felsenstükke und Baumstämme mit fortreißt, die Rinnsääle weit übertrit, Häuser fortschwemt, Aekker und Wiesen mit Steinfluthen bedekt. Der Morgen- und Abendthau ist im Gebürge sehr stark, und erscheint häufig auch in den Sommermonaten als Reif. Der Winterschnee ist beträchtlich. Die Hütten der Bergbewohner werden öfters so hoch überschneit, dass man keine Spur von ihnen entdekken würde,

verriethe nicht der aufsteigende Dampf des Rauchfangs die Stelle, wo sie stehen. Die Bewohner haben sich mit allem Nöthigen für solche Zeiten versehen, und bleiben o. Monate lang außer allem Verkehr mit den Bewohnern der niedrigern Gegenden. Will ein Bewohner einer Baude (allein liegenden Wohnung auf oder an dem Gebürge) aus der Wohnung heraus und zu dem Bewohner einer andern Baude, so muss er oft aus dem Giebel herausklettern und dann mit Schneereifen oder bei Glatteise mit Fußeisen seine Reise über die Schneefelder und steilen Berghänge fortsetzen. Des hohen Schneees wegen werden die gangbarsten Gebürgssteige auch mit Stangen ausgestekt, an denen Strohbüschel befestigt sind. Und auch diese verschneien öfter. Plötzliche Schneestürze von den steilen Abhängen, die von Wind und Getöse begleitet werden, ereignen sich bisweilen. Auf dem Gebürgskamm entsteht selten ein Gewitter, und komt es ein Mal, so ist es sehr schwach. Desto heftiger, anhaltender und schauerlicher sind die Gewitter dagegen in den Gründen und Schluchten.

Die Massen des Riesengebürges sind Granit, Gneus und Glimmerschiefer. Der Kern- (Zentral-) Granit steigt von Hirschberg, Kupferberg und Schmiedeberg nach der Riesenkoppe auf, nimt den Riesenkamm und die schlesische Seite des Riesengebürges, so wie den größten Theil des Isergebürges ein und erstrekt sich bis jenseits Reichenberg in Böhmen. Von Kupferberg zieht sich oberhalb Schmiedeberg weg bis in die Gegend der schwarzen Koppe ein schmaler Streifen von Gneus-Granit. Hinter diesem Streifen ist Glimmerschiefer, der sich über die Spitze der Riesenkoppe erstrekt, und über den Brunnenberg und dem Ziegenrükken nach Böhmen hineinläuft, so wie er über Kupferberg, neben Lähn und über Lauban neben Görlitz sich fortdehnt. In diesem Glimmerschiefer liegen viele

Kalklager. In dem Kerngranit findet man zwei Stellen, die Basalt enthalten, nämlich in der kleinen Schneegrube, unweit des großen Rades, und am keuligen Buchberg im obern Iserthal. Der Granit bildet auf dem Gebürgskamm einige aufgethürmte Massen, die altem Gemäuer von zerstörten Burgen ähnlich sehen, und verschiedene Namen haben, als Mädelstein, Vogelstein, Rübezahlskanzel, Mittagsstein, Dreistein, Katzenschloss, Semmeljunge u. s. w. Rübezahl heißt der Berggeist des Riesengebürges, von dem viele Märchen erzählt werden. Aber nur an wenigen Stellen steht der kahle Felsen des Riesengebürges hervor, zertrümmerte Stükke bedekken die Riesenkoppe, die Koppe des hohen Rades, der kleinen Sturmhaube und andere Stellen. Wie zusammengefahrene Werkstükke, aus denen ein großer Bau vollendet werden soll, hat die Schöpfung sie auf einander gethürmt, und Moose bekleiden sie hin und wieder. Unter diesen Moosen zeichnet sich das aus, welches den Veilchengeruch hat (Veilchenmoos) und dem Schiefer oder Granit, woran es sich befindet, den Namen Veilchenstein verschaft. Die größten Strekken des Riesengebürges sind mit einer Erdschichte bedekt, die mehr oder weniger torfig und moorig in den obern Gegenden ist. Diese Moorschichten gleichen einem Schwamme, der die Feuchtigkeiten aus der Luft einsaugt und so die Veranlassung zu Quellen wird. Die von dem Vorgebürge eingeschlossenen Thäler des Riesengebürges haben, so nahe sie auch dem Hochgebürge liegen, eine große Fruchtbarkeit, und bringen fast alle in Schlesien anderweitig gebauten Pflanzen in großer Menge und Güte hervor. Vor allen ausgezeichnet ist das schöne Hirschberger Thal, so wie nach Böhmen hin die Thäler von Trautenau und Arnau. Die höher hinauf liegenden Thäler haben auch noch herlichen Boden, nur die hohe Lage verhindert, dass nicht mehr alles angebaut werden kann. Doch wird die hohe Lage auch

dadurch gemildert, dass die Sonne die Lehnen, die ihr zugewandt sind, desto lebhafter erwärmt; welche Sommerlehnen daher großen Vorzug vor den sogenanten Winterlehnen haben. Das Getreide gedeiht noch bis zu einer Höhe von 1400 Fuß; höher herauf wird nur Hafer gebaut, noch höher Weißkohl (Kraut) und Kartoffeln. Wo Korn (Roggen), Gerste und Weizen gebaut werden, da gerathen auch noch Wurzelgewächse und Baumfrüchte. Jedes Plätzchen, das nicht entweder Feld- oder Gartenland ist und Erde hat, wird als Wiesenland gebraucht, die unebenen nur zur Hutweide, die ebenen zum Grasmähen. Die Thalwiesen sind die fettesten, weniger gut die Grasplätze an den Abhängen der Berge, die Plätze auf den Kämmen sind am schlechtesten. Die Wiesen an den hohen Abhängen werden gewöhnlich gedüngt, theils dadurch, dass man aus den höher liegenden Ställen die Mistgauche auf sie leitet, theils durch Auffühen des Mistes, der hier alle ohne Stroh gemacht wird. Große Wälder bedekken die mitlern Gegenden des Riesengebürges, verschwinden aber immer mehr und mehr, und viele Bezirke sind in Wiesen- und Gartenland umgewandelt. Die Wälder bestehen mehr aus Nadel- denn aus Laubholz. Buchen, Birken, Ahorn, Ulmen (Rüstern) und Erlen sind die gewöhnlichsten Laubhölzer. Die Buchen stehen noch in sehr hohen Gegenden; am allerhöchsten steigt die Abereſche; man trift sie in Gegenden, die über 3000 Fuß hoch sind. Die Nadelwälder bestehen vorzüglich aus Fichten; Tannen sind seltner, noch seltner die Kiefern und die Lerchenbäume. Das Nadelholz wächst noch in sehr hohen Gegenden, doch wird es nach der Höhe zu immer kleiner, bis es zulezt ganz verkrüppelt, so dass kein Baum mehr eine ordentliche Krone hat. Da wo die Fichten aufhören, etwa gegen 4000 Fuß hoch, fängt das Knieholz an, ein kriechendes Nadelholz, das etwa beindikk und nie hoch wird, höchstens

6 bis 8 Fuß in senkrechter Richtung. Es ist aber viel länger, weil es an der Erde liegt. Das Holz ist sehr harzig, brent gut und hat für die Bewohner der höhern Gegenden einen großen Werth. Viele Bergpflanzen hat das Riesengebürge, und es werden jetzt noch öfter neue entdekt. Darunter sind viele arzneiliche Pflanzen, wozu auch das isländische Moos gehört. Die wilden Thiere kommen selten bis oben hinauf; darum eine Todtenstille dort herscht. Die Bewohner halten Kühe und Ziegen; Pferde trift man nur in den niedern Gegenden, weil oben kein Akkerbau ist. Die Baudenbewohner müssen sich ihr Mehl stundenweit heraufftragen. Auch da, wo Akkerbau stattfindet, betreibt man ihn durch Ochsen, theils weil es wohlfeiler ist, theils auch, weil die Ochsen an den steilen Bergwänden besser zum Akkerbau sich eignen. Bären, die früherhin in den Elbgründen hausten, sind seit 1726 ganz verschwunden, Wölfe und Luchse werden höchst selten angetroffen. Das übrige Landwild findet man hier auch, doch nur unten und in mitler Höhe. Die Schneelerche hält sich zwischen dem Knieholz auf, so wie die Schneeamsel. Auerhühner und Schneehühner sollen hier auch im Sommer nisten. Die Steinforelle komt in den höchsten Gebürgsbächen vor; die gemeine Forelle geht nicht so hoch.

Man hat verschiedene Eintheilungen des Gebürges; die eine ist von der Höhe hergenommen, und nach ihr unterscheidet man das Vorgebürge; die nicht über 2000 Fuß hohen, theils bewaldeten, theils besäeten Gebürge; das Mittel- oder Waldgebürge, das an 2000 bis 4000 Fuß hoch ist, und das Hochgebürge, welches nur Knieholz und öde Stein- und Grasflächen mit Sümpfen hat. In Hinsicht auf die Lage theilt man das Riesengebürge in den südöstlichen und nordwestlichen Flügel, beide sind durch einen, eine halbe Meile breiten, über

tausend Fuß tiefen, sumpfigen Einschnitt von einander getrent. Durch diesen Einschnitt geht ein Handelsweg von Böhmen nach Schlesien. Jeder Flügel besitzt eine große Bergebene, der südöstliche in der sogenanten weißen Wiese, der nordwestliche in der Elbwiese. Die Gränze zwischen Schlesien und Böhmen streift auf den beiden Kämmen entlang, so dass der größte Theil des Gebürges zu Böhmen, der schönste aber zu Schlesien gehört. Den schlesischen Antheil besitzt dem größten Theil nach der Graf Schafgotsch, als Herr von der Herschaft Kienast; kleinere Theile gehören dem Grafen Matuschka auf Arnsdorf, und der Kämmerei Schmiedeberg.

Die Riesenkoppe zeichnet sich nicht allein durch ihre Höhe, sondern auch durch ihre schöne Kuppelform vor allen übrigen Bergspitzen des Riesengebürges aus. Auf ihr steht eine kleine schmukklose Kapelle, dem heiligen Lorenz gewidmet. Die Abhänge der Riesenkoppe sind nach Schlesien hin allmälig abfallend, nach Böhmen hin sehr schroff und felsig; ja es scheint, als wenn hier die Koppe halbkreisartig ausgeschnitten sei. Rolt man hier Felsenstükke herunter, so fallen sie eine lange Zeit, stoßen oft an, zerspringen auch wohl, und kommen endlich in dem untern Thal an. Die unten stehenden Bauden erscheinen als ganz kleine Hütten wegen der Tiefe. Gegen Nordosten schließt sich der Forstkamm mit der schwarzen Koppe an die Riesenkoppe an; die schwarze Koppe ist durch ein hohes, waldiges und sumpfiges Bergthal von dem Schmiedeberger Kamm getrent; die höchste Spitze dieses Kammes ist die hohe Eule, von der man auch eine schöne Aussicht genießt. Von der Koppe herunter nach Süden führt ein steiler Pfad neben dem tiefen Abgrunde des Riesengrundes vorbei nach der weißen Wiese. Auf der Mitte dieses Pfades trift man die Scheidung von Glimmerschiefer und Granit. Südwärts von der weißen Wiese erhebt sich der Brunnenberg,

ein hoher, eine Stunde langer, von Morgen nach Abend streichender Bergrükken, der an beiden Enden mit einer Kuppe versehen ist, welche beide Kuppen die höchsten nach der Riesenkoppe hier sind. In nordwestlicher Richtung schließt sich der Ziegenrükken an den Brunnenberg an, und ist ausgezeichnet durch seinen scharfen, felsigen Kamm. Dem Ziegenrükken gegenüber in nordwestlicher Richtung von der weißen Wiese erhebt sich die kuppige kleine Sturmhaube, steht sehr einzeln, fast zwischen beiden Gebürgsflügeln, und wird vom Lande aus bisweilen von nicht ganz Kundigen für die Riesenkoppe gehalten. Auf der schlesischen Seite liegen in tiefen Gründen der kleine und große Teich, unterhalb der Teufelswiese.

Südlich unter dem großen Rade öfnet sich, von senkrechten Felsen eingeschlossen, der schauerliche Elbgrund, nakter und verwilderter als der Riesengrund und fast eben so tief. An ihn reihen sich zwischen dem großen Rade und der kleinen Sturmhaube die wilden sieben Gründe an. Der Elbwiese gerade gegen Süden erhebt sich der Kesselberg, der höchste Berg nach dem großen Rade auf dem nordwestlichen Flügel des Riesengebürges. An der östlichen Seite des Kesselberges befindet sich die Mummelgrube; und nordöstlich davon macht die Pantsche einen tiefen Fall. Nach der schlesischen Seite liegen unter dem hohen Rade die beiden tiefen Ausschnitte, die Schneegruben, die große dem hohen Rade am nächsten, beide durch eine Art Zunge von einander getrent. Mit vielen Mühseeligkeiten kann man nur in dieselbe hinunter und aus derselben herauf steigen. Selten wird Jemand Lust haben, diese Fahrt zwei Mal zu machen. Unten findet man zertrümmerte Felsenmassen, zwischen denen sich Knieholz durchwindet, hin und wieder steht etwas Wasser und in den Seitenschluchten liegt Schnee. Unterhalb der Schneegrube ist ein kleiner Teich, der Grubenteich genant. Eine öde Stille wohnt hier.

Die großen Torfwiesen des Hochgebürges sind die eigentlichen Quellenbereiter. Der Torf liegt in einer Dikke von $\frac{1}{2}$ Fuß bis zu 2 und 3 Klafter auf den Felsen. Viele Stellen sind so, daſs man gar nicht darauf gehen kann; es ist entweder nur eine unsichere Pflanzendekke über dem Morast, so daſs der Boden gewaltig beim Gehen schwankt, oder der gährende Moor steht zu Tage, oder er ist auch mit Wasser bedekt. Die Elb- und die weiße Wiese sind die Vorrathskammern der Elbe. Halbe Meilen lang geht man durch die Moore, und wären nicht an den sumpfigsten Stellen Holzdämme gemacht, so könte man gar nicht darüber. Unter den Torflagern sikkert und rieselt das Wasser fort, durchkriecht nach unten zu die Baumwurzeln, erscheint hier und da plätschernd, sikkernd, sprudelnd, rieselnd, und bildet mehr Quellgrund als eigentliche Quellen. Aus dem Geriesele entstehen Bäche (Laken, Flüsse), deren Anzahl sehr groß ist. Jede Schlucht hat ihren besondern Bach. In mannigfaltigen Krümmungen schlängeln sich die Bäche durch die Schluchten, vereinigen sich mit einander, machen Wasserfälle und Stürze, bilden kleine Seen (hier Teiche genant) und durchfließen zulezt die bebaueten Gebürgsthäler. Je höher man von unten auf die Bäche des Riesengebürges verfolgt, desto steiler wird ihr Gefälle; ja bei einigen Bächen so steil, daſs ein Wasserfall an den andern gereiht ist. Die Elbe, der Zakken, die Aupe und die Lomnitz kommen am höchsten vom Gebürge herunter; der Bober und der Queis entspringen schon niedriger. Iser, Elbe und Aupe fließen nach Böhmen, Bober, Lomnitz, Zakken und Queis nach Schlesien. Die Elbe entspringt schon auf böhmischem Gebiet, und erhält von beiden Flügeln des Riesengebürges ihr Wasser. Von der weißen Wiese komt das Weißwasser, welches bei der Wiesenbaude schon als ein bedeutender Bach vorbeifließt, und später die Gewässer aus den sieben Gründen, von der Teu-

felswiese, vom Brunnenberge und dem Ziegenrükken aufnimt. Mit dem Elbbache, der von der Elbwiese komt, vereinigt sich das Weißwasser an der Festung (Festungshübel — einer großen Granitmasse). Vor der Vereinigung macht der Elbbach einen prächtigen, 200 Fuß tiefen, Sturz. Da, wo sich das Weißwasser mit dem Elbbach vereint, ist ersteres noch ein Mal so groß, als letzteres; und richtiger würde deshalb das Weißwasser als die eigentliche Elbe betrachtet. Das Weißwasser und alle übrigen Bäche der Siebengründe bilden schöne Wasserfälle, die sich in den wilden, dunkeln Gründen herlich ausnehmen. Die erste Stadt, welche die Elbe begrüßt, heißt Hohenelbe; bis hierher stürzt und rauscht sie fort; von da an wird sie milder und ruhiger. Die Iser entspringt nicht mehr auf dem Riesengebürge, schlängelt sich aber neben dessen Vorbergen vorbei und macht ein Stükk der Gränze zwischen Schlesien und Böhmen aus. Auf der weißen Wiese entsteht auch die Aupe, gleitet gleich einem Silberbande an schroffen Granitwänden zum Aupengrunde hinunter und macht im Riesengrunde noch einen schönen Fall. Sie fält in Böhmen bei Jaromirz in die Elbe. Der Bober entspringt aus sumpfigen Bergwiesen in der Nähr eines gleichnamigen Dorfes in Böhmen, trit bald in Schlesien ein, nimt seinen Lauf über Liebau nach Landshut, wird durch viele andere Bäche verstärkt, und wendet sich über Kupferberg gleichlaufend mit dem Riesengebürge nach Hirschberg, wo er schon ein ansehnlicher Flus ist. Der Bober richtet die meisten Verwüstungen an, weil er viele reißende Bäche aufnimt, und hier an der südöstlichen Lehne des Riesengebürges sich die meisten Gewitter und Platzregen im Sommer entladen. Die Lomnitz entsteht an den Abhängen der Teufelswiese, aus den Wasservorräthen des großen und kleinen Teiches, wovon erster etwa 1500 Schritt im Umfange, letzter aber nur die Hälfte davon hat. Er-

ser hat keinen sichtbaren, sondern einen verstekten Ausfluss unter den Felsen und Gesträuchen; in letzterm fängt man Forellen. Näher der Riesenkoppe entspringt die kleine Lomnitz, welche sich im Dorfe Birkicht mit der großen Lomnitz vereinigt. Späterhin fließt der durch Schmiedeberg laufende Eglitzbach in die Lomnitz, welche sich in dem Dorfe Lomnitz mit dem Bober vereinigt. Der Zakken entspringt auf dem nordwestlichen Flügel des Riesengebürges, in der Gegend des Reifträgers, aus den Sümpfen der Kranich- (Gränz-) Wiese, die den nordöstlichen Theil der Elbwiese ausmacht. Der Zakken nimt auf den Zakkel und das Zakkerle. Letzter macht einen prächtigen Wasserfall vorher. Der Kochel, welcher aus den Schneegruben herabkomt und auch einen schönen Wasserfall bildet, fält ebenfals in den Zakken, der unterhalb Hirschberg sich mit dem Bober vereint.

Die Bewohner des Hochgebürges haben einzeln gelegene, aus geschrotenem Holz erbaute, Häuser, Bauden genant. Diese Häuser sind so groß, dass sie neben der Stube zugleich die Ställe für Ziegen und Rindvieh enthalten. Die Einwohner leben von der Viehzucht. Man kann etwa 15,000 Kühe im Riesengebürge rechnen. Reisende kehren in diesen Bauden ein, und solche, die an Handelspfaden liegen, werden sehr häufig besucht. Der Heuboden dient zur Uebernachtung. Am bekantesten ist die Hampelbaude, weil fast alle Gebürgsreisende von schlesischer Seite hier übernachten. Mehre Bauden haben zwanzig Kühe und darüber. Die Milch ist außerordentlich fett und schmakhaft. Die kleinen Kinder dieser Gebürgsbewohner gehen bis zum 5ten Jahr gewöhnlich nakkend, höchstens haben sie ein Hemde über dem Leibe. Da die meisten Bauden an Berglehnen liegen, so wird das Wasser durch sie geleitet; gewöhnlich trit es zuerst in die Milchkammer ein und erhält Milch und Butter frisch; von

da fließt es in die Küche und speist hernach einen Trog, der als Brunnen betrachtet werden kann. Der Dachraum ist zur Aufbewahrung des Heues bestimt, das in großen Trachten, gegen zwei Zentner schwer, über eine schräge Brükke dorthin von der Wiese getragen wird. Manche Bauden werden nur im Sommer bewohnt, manche Jahr aus Jahr ein. Die Winterbauden liegen auch gewöhnlich mehr dorfmäßig beisammen, die Sommerbauden sind zerstreut. Die höchsten Bauden des Riesengebürges sind die Wiesenbaude, die Hampelbaude und die Eliasbaude. Sie werden Jahr aus Jahr ein bewohnt, weil sie den Reisenden und handelnden Pakkträgern zur Herberge dienen. Das ganze Jahr hindurch wird in den Bauden eingeheizt; die Stube ist gewöhnlich Küche zugleich. Die Bewohner des Gebürges sind lebhaft, gesund und stark. Weil es hier fast nirgend ebene Wege gibt, so haben sie einen hüpfenden Gang.

Außer der Zucht von Kühen, Ziegen, deren Verpflegung, und der Bereitung von Butter und Käse, beschäftigt sich der obere Gebürgsbewohner mit Holzschlagen, Spinnen und Kräutersamlen. Die Arzneikräuter werden theils roh versandt, theils von Arzneiverfertigern (Laboranten), die sich seit einem Jahrhundert in Krummhübel, Steinseifen und Arnsdorf aufhalten, verbraucht. Diese beziehen die Märkte mit ihren Waaren, oder liefern sie an Apotheker. Ihre Anzahl ist nicht gering, in Krummhübel allein wohnen zwischen 30 und 40. Einer, jedoch nicht zu verbürgenden, Erzählung nach, sollen diese Arzneibereiter von einem aus Prag entflohenen Apotheker stammen. Mehre Glashütten befinden sich oberhalb des großen Dorfes Schreiberhau; die größte böhmische Glashütte ist nicht weit davon zu Neuwelt. Glasschleifereien und Glasschneidereien findet man in vielen Dörfern der Vorgebürge. In Schreiberhau, wo auch ein großes Vitriolwerk ist,

wohnen viele Holzschnitzer, so wie auch in Hermsdorf und Warmbrunn. Mehre hölzerne Tonwerkzeuge, als Flügel und Geigen, werden hier gebaut. In Schmiedeberg trift man außer den Leinwandbereitern mehre Messerschmiede. Im Winter beschäftigen sich viele Leute mit dem Zurükken von Holz und Heu. Das im Sommer in der Höhe gemachte Heu, was nach unten soll, wird in großen Schobern aufgethürmt. Ist der Schnee gefallen, so ladet man auf Hörnerschlitten (so genant von den Hörner bildenden Kuffenspitzen) das Heu, setzt sich vorn zwischen die Hörner und rutscht so den Berg hinunter. Sind erst einige Schlitten hinunter, so daſs Bahn entsteht, dann geht dies sehr leicht. So wie das Heu, rükt man auch das Holz zu, nämlich bis an die Stelle, wo es mit Wagen geholt oder in dem Bach weiter geflößt werden kann. Es ist auch ein Wintervergnügen der Schmiedeberger, so von den Bergen herunter zu rutschen. Weil das Gebürge gerade die Gränze macht zwischen Böhmen und Schlesien, so wird außer dem Handel, der tagtäglich geht, indem große Lasten von Böhmen nach Schlesien und von Schlesien nach Böhmen hinüber getragen werden, auch großer Geldwechsel in den Bauden getrieben, welche an den Handelspfaden liegen.

Das Riesengebürge gewährt von dem flachen Lande Schlesiens aus einen herlichen Anblikk. In einer Entfernung von 15 Meilen kann man die Gebürgszüge sehr gut und deutlich erkennen; je mehr man sich nähert, desto klarer treten die Bilder hervor, und jede Veränderung des Standpunkts verschaft wieder eine neue Ansicht. Herlich sind die Ansichten von den Friesensteinen unweit der Straße von Landshut nach Schmiedeberg auf der Höhe des Landshuter Berges, von den Falkenbergen bei Fischbach zwischen Hirschberg und Schmiedeberg, von den Bleibergen und dem Ochsenkopf bei Kupferberg, von der Schönauer

Straße, von Warmbrunn, von Grädizberg, dem Spizberg, und selbst von dem Zobten. Von allen Gipfeln im Hirschberger Thal hat man eine gute Ansicht des Riesengebürges. So mannigfaltig die Ansichten des Riesengebürges, eben so mannigfaltig sind auch die Aussichten von demselben. Da, wo nur der Wald eine freie Aussicht erlaubt, blikt man die herlichsten Gegenden zu seinen Füßen, Felder und Teiche, Wiesen und Auen, Städte und Dörfer im bunten Gemisch durch einander. Je höher man komt, desto mehr verkleinern sich die Gegenstände, Berge, die vor einer halben Stunde noch mächtig vor einem lagen, liegen nun zu den Füßen und scheinen mit einem Mal viel niedriger geworden zu sein. Bald eröfnet sich ein Blikk in tiefe, mit dichten Wald bedekte, schwarze Thäler, bald in schauerliche Felsenabgründe, bald auf andere Berge. Die höchsten Aussichten sind im Ganzen nicht die schönsten, denn man ist den anmuthigen Thälern zu weit entrükt. Eine Aussicht nach allen Richtungen des niedern Landes hat man von keiner Höhe des Riesengebürges. Die schönste Aussicht im Hochgebürge befindet sich auf der Riesenkoppe. Man übersieht das südöstliche Böhmen bis zur Gränze von Mähren, ganz Niederschlesien bis zur Oder und darüber, einen großen Theil von Oberschlesien und einen Strich von der Lausitz. Viele Städte und Dörfer, Berge und Schluchten, Wälder und Auen, Felder und Wässer liegen einem zu den Füßen. Eine nicht ganz geringe Strekke unter der Spitze der Koppe sieht man gegen Westen und Nordwesten die kahle und öde weiße Wiese und den ganzen schlesischen und böhmischen Kamm des Gebürges. Einsam liegt in der menschenleeren Fläche die Wiesenbaude. Gegen Norden erblikt man ein Stükk des großen Teiches und dahinter die Vorberge in Schlesien. Die Stadt Schmiedeberg mit ihren Hügeln, Wiesen, Bleichplätzen, Gartenanlagen und Vorwerken,

nebst andern Dörfern, nehmen sich herlich aus. Hirschberg und das ganze von ihm benante Thal, mit Warmbrunn und seinen Teichen, liegen davon zur Linken. Dunkel bewaldete Berge geben der nähern Aussicht nach Nordosten und Osten ein ernstes, finsteres Wesen. Gegen Südwesten schaudert der Blikk vor den Tiefen des Aupen- und Riesengrundes zurükk. Die Felsenwände starren hoch und schroff empor, und der Blikk geht in eine Tiefe über 1000 Fuß. Vorzüglich schön zeigt sich von hier die Brandkoppe, zwischen dem Aupen- und Riesengrunde. — Andere herliche Aussichten nach Schlesien hinein sind von andern Stellen des Gebürges, vorzüglich von der Teufelswiese, beim Mittagsstein, von den Teichrändern, von dem hohen Rade. Von hier aus sieht man einen großen Theil der Ober- und Niederlausitz, über die Landskrone bei Görlitz und über den Greifenstein hinweg; ferner das Isergebürge, den Spitzberg, Grädnitzberg, das Hirschberger Thal, den Kienast und dicht unten die große Schneegrube. Nach Böhmen hin sieht man die Siebengründe, am meisten den schauerlichen Elbgrund. Von den Rändern der Schneegruben und von dem Reifträger hat man auch schöne Aussichten; von letztem vorzüglich auf das weitläuftige Dorf Schreiberhau.

Auf schlesischer Seite hat das Riesengebürge folgende schöne Thäler: das Boberthal, das Zakken- oder Hirschberger Thal, das Thal des Iselbachs (Eglitzbachs) oder das Schmiedeberger Thal, die Lomnitzthäler, die Thäler des Giersdorfer Bachs und des Tannwassers, nebst dem Kochelthale. Das Schmiedeberger und Hirschberger Thal wetteifern mit einander an Schönheit. An beiden Thälern hat die Schöpfung viel gethan, und der Mensch durch Anlagen von Häusern, Bleichen, Werkstätten aller Art, das vermehrt. Zwischen Schmiedeberg und Hirschberg liegt das herliche Dorf Stonsdorf mit dem Prudelberg, und

nach Südosten von da, unweit Schmiedeberg, das bekante Buchwald mit seinem ausgezeichneten Park.

Außer den herlichen Aussichten von dem Riesengebürge und den anmuthigen Thälern in und an demselben gehören zu den Schönheiten dieses Gebürges die Wasserfälle. Der Zakkenfall liegt anderthalb Stunden entfernt von dem Wirthshause des Dorfs Schreiberhau, hoch an dem Reifträger hinauf. Man durchwandert vom Wirthshause aus zuerst mehre Theile des Dorfs Schreiberhau und des damit verbundenen Marienthal. Sobald man die Wohnungen verläst, hat man einen hohen, steilen, bewaldeten Berg zu erklimmen, an dessen Höhe sich der Fall befindet, den man schon im Hinaufsteigen hört; immer deutlicher und deutlicher, je höher man komt. Man sieht ihn nicht eher, als bevor man gerade vor steht. Der Bach stürzt in drei Hauptabsätzen herab in eine tiefe Schlucht, die da einer Schleuse gleicht, welche von Quadern aufgebaut ist, denn senkrecht erheben sich die Felsenwände; man glaubt, der Steinmetz hätte sie nach Loth und Winkelmaaß behauen. Die Höhe des Falles beträgt 110 Fuß; das Wasser ist in Sommerszeiten nicht sehr groß; und um dem Reisenden das Schauspiel noch überraschender zu machen, so spant man den Bach. Durch eine Leiter kann man auch in die Tiefe hinuntersteigen und von da aus den Fall beschauen. Unter dem Fall befindet sich eine Höhle, in die man kriechen und so den Wassersturz über sich weggehen lassen kann. — Der Kochelfall liegt tiefer, er ist nur eine halbe Stunde von dem Vitriolwerke in Schreiberhau entfernt und wird unter allen Wasserfällen am meisten von den Warmbrunner Badegästen besucht. Der Weg dahin geht an den Ufern des Zakkens, mit dem sich der Kochel vereinigt. Der ganze Weg ist durch Kunst etwas bequem eingerichtet, und man hat an mehren Stellen herliche Aussichten über das Zakkenthal. Der Kochel enthält mehr Wasser bei seinem Fall,

als das Zakkerle, aber er stürzt nur 50 Fuß ohne Absätze herunter. Er wird ebenfals gespant. Vor einigen Jahren ward ein neunjähriges Mädchen von dem Wasser gepakt und mit herunter geschleudert, ohne großen Schaden zu nehmen. — Der Elbfall ist nicht mit so leichter Mühe zu erreichen, als der Kochelfall; er befindet sich unweit (etwa eine halbe Stunde) des großen Rades und der Schneegrubenränder, da wo der Elbgrund sich einzuschneiden anfängt. Man betrachtet diesen Fall gewöhnlich von oben; doch kann man auch bei dem Fall hinuntersteigen, wenn man etwas beherzt und seiner Glieder mächtig ist. Von unten übersieht man die Pracht des Falles noch weit besser, als von oben. Die Elbe fält hier 200 Fuß tief herunter; und das Wasser ist nicht gering. Unten im Elbgrunde findet man noch mehre kleinere Fälle. Die Gegend ist wild und öde, doch wachsen viele Alpenpflanzen zwischen den Felsen durch, vorzüglich auch der Eisenhut. — Südöstlich von dem Elbfall gegen den Kesselberg hinstürzt die Pantsche von der Elbwiese in den Elbgrund hinunter, und welch ein Sturz! — Ueber 800 Fuß hoch, und grösstentheils von senkrechten Felsen herab. Viel Wasser zerstäubt in der Luft. Das plätschernde Geräusch dieses Falles fült weit und breit den Elbgrund. Fast von allen Punkten des Elbgrundes, vorzüglich aber von der gegenüber stehenden Berglehne, sieht man den Pantschefall gleich einem langen Silberbande, das die Felsen hinunterhängt. Das Wasser der Pantsche ist nicht so groß wie das des Elbbaches. — Der Weißwasserfall hat nur eine Höhe von 35 Fuß; ist aber dagegen sehr mahlerisch, weil er eine Gruppe mehrer neben einander liegender Wasserfälle bildet, und auch an Wassermasse alle übrigen übertrift. Der Lomnitzfall ist nicht weit von der Koppe; die kleine Lomnitz stürzt einige hundert Fuß tief mit schäumendem Ungestüm in den Lomnitzgrund. Man hört diesen Fall

beim Besteigen der Koppe. Die zwei obern Aupenfälle, etwa 400 Fuß tief, kann man von der Riesenkoppe als weiße, von der Felswand herabhängende, Silberbänder sehen. Tiefer unten am Fuße der Koppe wird der dritte Fall, 70 bis 80 Fuß tief, von beiden vereinigten Aupenbächen gemacht. Man kann vom Riesengrunde aus alle drei Fälle mit einem Mal übersehen; den untern dicht vor sich, die beiden obern hoch über sich.

Einer der bekantesten Gegenstände des Riesengebürges ist der Kienast, ein Berg mit einem zerstörten Schloss, eine Viertelstunde oberhalb Hermsdorf, eine Stunde von Warmbrunn und drei Stunden von Hirschberg. Die Burg Kienast ward 1292 von dem Herzog Bolko dem Streitbaren erbaut, und im Jahr 1360 erhielt sie, nebst dem größten Theil des schlesischen Riesengebürges und andern Besitzungen, der Ritter Gotthard Gotsche Schof, von Keiser Karl dem Vierten, für treu geleistete Dienste, zum Geschenk. Seit dem Jahr 1674, wo ein Wetterstrahl die Burg traf, und das Dachwerk und Gebälk der Gemächer ausbrante, liegt dieselbe wüste und verfallen. Doch erkent man noch die Wohnzimmer, die Gänge, Ställe, Keller, Zwinger und Thürme. Die Ansicht vom Kienast ist nach allen Seiten reich und genusvoll. Auch besteht die Einrichtung, dass man dort im Sommer zu essen und zu trinken haben kann. An der freien Zwingermauer gegen Süden, dem nahen Herdberge gegenüber, gibt ein losgeschossener Pöller einen vielfältigen, vortreflichen Wiederhall. Man hat manche Erzählungen von ritterlichen Begebenheiten, die sich früherhin auf dieser Burg ereignet haben. So wie in der Hampelsbaude und der neuen Wiesenbaude und an mehren andern Stellen befindet sich auch hier ein Gedenkbuch, worin sich jeder Reisende einschreibt.

Die schon öfter erwähnte Stadt Hirschberg, am Einflusse des Zakkens in den Bober, ist unter den schlesischen Gebürgsstädten die schönste und reichste. Sie besitzt in der Stadt etwa 300, und außerhalb der Ringmauern noch etwa 600 Häuser, und zählt gegen 6000 Einwohner. Sie hat breite, grade, gut gepflasterte Straßen und einen geräumigen Ring, in dessen Mitte sich ein schön gebautes Stadthaus befindet. Die bedekten Gänge vor den Häusern (Lauben oder Arkaden) gehen, wie in mehren Oertern Schlesiens, rings um den Ring, und werden zu Handelsgeschäften benutzt. Der Leinwand-, Schleier- und Kornhandel ist beträchtlich in dieser Stadt. Auch befindet sich hier eine Zukker-Reinigung (=Raffinerie). Ausgezeichnet ist die große, mit einer schönen Kuppel versehene evangelische Kirche zum heiligen Kreuz in der Schildauer Vorstadt, eine von den sechs schlesischen Gnadenkirchen. Die Orgel soll nach der größten in Schlesien, nach der Grüssauer, die stärkste sein; sie kostete 28,000 Thaler. Die Kirche ward 1718 vollendet. Die Kanzel darin ist aus Sandstein und wird von drei Engeln getragen. Auf dem Thurm befindet sich ein schönes Geläute, und auf dem Kirchhofe viele prachtvolle Grabmähler. Der beliebteste Belustigungsort der Hirschberger ist der eine halbe Stunde entfernte Pflanzberg (Kavalierberg). Man hat von da eine herliche Aussicht; so auch von dem Hausberg am Zusammenflusse des Bobers mit dem Zakken.

Gleich Hirschberg ist auch Schmiedeberg im Riesengebürge ausgezeichnet. Es gehörte bis 1747 einem Grafen Tschernim, kaufte sich in diesem Jahre aber von demselben los und ist jetzt eine unmittelbare Stadt. Die ehemalige gräfliche Herschaft heißt jetzt Neuhof. Im Jahr 1792 brante ein großer Theil des Marktes ab, ist aber viel schöner wieder aufgebaut; so dass Schmiedeberg jetzt zu den schönsten Städten gehört. Es ist ganz offen, und kann

auch nicht mit Mauern eingeschlossen werden, da es sich gleich einem langen Gebirgsdorf im Thal des Iselbaches hinzieht. Man theilt den Ort ein in Ober-, Mittel- und Nieder-Schmiedeberg. Erstes liegt in einem engen Thale, dem Habichtsgrunde, und ist ein bloßes Dorf, woran oben sich Arnsberg, ebenfals ein Dorf, anschließt. Mittel-Schmiedeberg ist die eigentliche Stadt, und Nieder-Schmiedeberg macht eine einzige, eine Stunde lange, Straße aus, die durch weit von einander abstehende, meistens in Bleichplätzen, Wiesen und Gartenanlagen liegende Häuser gebildet wird. In diesem Theil der Stadt wohnen die Leinwandhändler und andere Kaufleute. Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt zeichnet sich das Rathhaus vor allen aus. Die evangelische Kirche ist einfach und schmukklos. Außer vielen Bleichen, Mangeln, Walken und andern Anlagen zur Leinwandbereitung findet man hier eine große Tabakkbereitung und eine ausgedehnte Bandwürke. Am häufigsten wird der Gürtlerberg oder Ministerberg von den Schmiedebergern besucht. Man übersieht von da aus das schöne Thal, worin Schmiedeberg liegt. Eine angenehme Aussicht hat man von der Annenkirche in Ober-Schmiedeberg und von dem sogenanten Landshuter Berg, über den die Straße nach Landshut führt, und der viel näher an Schmiedeberg, als an Landshut liegt.

Wir verlassen jetzt das schöne schlesische Riesengebürge, und wünschen, dass Nahrung und Wohlstand sich nicht von ihm wenden; damit in der heitern Gegend auch alle Herzen fröhlich sind, damit die Anstalten, welche jetzt im Gebürge am meisten mit Liebe gepflegt wurden — Kirchen und Schulen — sich ferner der Unterstützung erfreuen, und so in einem schönen Garten der Erde das Reich der Wahrheit und der Gnade noch lange erhalten und fördern.

III. Die Grafschaft Glaz.

Die Grafschaft Glaz ist eine der höchsten Gegenden, und war muthmaßlich, gleich dem großen Lande Böhmen, in den frühesten Zeiten der Erde ein See, dessen Wasser allmälig abfloss und so den Ausgang der Neiße bei Wartha bildete. Die Grafschaft Glaz macht nämlich das obere Gebiet der Neiße aus, und bildet, wenn man Braunau in Böhmen und Friedland in Schlesien mit zurechnet, einen völligen Kessel, ein Muldenland, dessen Ränder Gebürge sind. Alles Gewässer versammelt sich in der Neiße, welche bei Wartha die Grafschaft verläst, sich dort durch hohe Gebürgszüge windet, dann vor der Stadt Neiße vorbei fließt und sich bei Schurgast mit der Oder vereinigt. Die Neiße entspringt in der südlichsten Gegend der Grafschaft, am westlichen Arme des Schneegebürges, auf dem Grunde von Thanndorf, 4 bis 500 Fuß von der böhmischen Gränze entfernt, aus zwei Quellen, jede ungefähr einen Arm dikk. Der kleine Bach, der aus beiden Quellen sich bildet, heißt das schnelle Wasser; der Name Neiße komt erst unter dem Dorfe Alt-Neißbach vor. Bis zum Dorfe Bobischau fließt die Neiße gegen Abend, von da wendet sie sich gegen Mitternacht. Sie ist sehr heftig und richtet darum nicht selten große Ueberschwemmungen an. Die erste Stadt, vor der die Neiße vorbeifließt, ist Mittelwalde. Bis dahin hat sie schon viele Bäche aufgenommen, die hin und wieder Mühlen treiben und Forellen führen. Von Mittelwalde fließt sie nach Habelschwert. Zwischen beiden Städten nimt sie wieder viele Bäche auf. Von diesen zeichnet sich der Wölfelsbach am meisten aus. Er entspringt unter dem Schneeberge an der Mittagsseite aus dem schwarzen Born am Fichtenkamm, und schlängelt sich in den Gebürgen umher bis zu dem Dorfe Wölfelsgrund (Welsgrund), wo er erst seinen Namen empfängt. Er

nimt unter Wölfelsgrund mehre Bäche auf. Darunter gehörte auch vor 1771 ein Bach, der vom dürren Berge kam, aber seit dem 17ten August dieses Jahres verschwand. An diesem Tage borst nämlich der dürre Berg bei hellem Himmel, ohne dass eine unterirdische Erschütterung gehört ward, und schüttete auf ein Mal eine ungeheure Menge Wasser aus, welches mit großem Getöse Holz, Brettklötze und Felsen mit sich fortriss. In kurzer Zeit lief dies Wasser ab und die Quelle verschwand. Der Wölfelsbach ist im Wölfelsgrund schon 6 Fuß breit und 2 Fuß tief. Er treibt hier eine Brettmühle. Unterhalb derselben befindet sich der schöne Wölfelsfall. Der Bach drängt sich zwischen steilen Anhöhen in seinem Felsenbette fort, dessen Wände immer höher steigen. Das Bette erreicht zuletzt eine Felsenspalte von 4 Fuß Weite, die Felsen erheben sich aber 20 Fuß hoch. Hier fält der Bach plötzlich 83 Fuß tief hinunter in einen großen Kessel, der 25 Lachter weit ist und von 60 Fuß hohen Felsen gebildet wird. Der Kessel ist sehr tief, und man hat ihn mit keinem Senkblei ergründet, weil das Wasser darin zu unruhig ist und darum kein Senkblei hinabläst. Man kann von der einen Seite des Wasserfalles, nämlich von der rechten Seite, in den Felsenkessel hinabsteigen. Seine Felsenwände mit den daran befindlichen Bäumen sind mit dem herlichsten Moose verziert, das durch den Staubregen, der im ganzen Kessel von dem Wasserfall bewürkt wird, die schönste Nahrung empfängt. Das Wasser fließt aus dem Kessel durch eine 100 Fuß hohe und 2 Lachter breite Felsenspalte. Der Besitzer dieser Gegend, der Graf Magni, hat die Zugänge zu dem Wasserfall durch Mauern verschließen lassen, um zerstörende Hände abzuhalten. Wer deshalb ihn sehen will, der muss einen Führer mit einem Schlüssel von der Mühle mitnehmen. Oben über dem Fall hat er auch von Felsen zu Felsen eine eiserne Brükke schlagen lassen, von

welcher man grade auf den Wasserfall hinabsehen kann — eine vortrefliche Ansicht! Der Wasserfall hatte an seiner Tiefe früherhin verloren. Er war nur noch 67 Fuß tief. Der Graf Magni ließ ihn aber 1805 wieder herstellen und die gewaltigen Felsmassen mit eisernen Klammern versehn. An Wassermasse und freundlicher, lieblicher Schönheit übertrift der Wölfelsfall alle Wasserfälle des Riesengebürges. Die menschliche Kunst ist hier der Schöpfung auf eine angenehme Weise zu Hülfe gekommen. — Der größte Bach, den die Neiße oberhalb Habelschwert auf der linken Seite aufnimt, ist das Kressenwasser oder die Habelschwerter Weistritz; sie entspringt in einem Torfmoore des Nesselgrundes. Auf der rechten Seite fließt vor Glaz die Landekker Biele (Weißwasser) in die Neiße. Die Biele fließt im Bielendorfer Forst aus zwei großen Thälern zusammen, das eine gibt die schwarze, das andere die weiße Biele. Sie fließt vor dem Dorfe Ullersdorf vorbei, bildet dort eine Insel, die einen Park ausmacht. In diesem Dorfe steht an der Landstraße von Glaz nach Landekk eine 72 Fuß hohe und 25,000 Pfund schwere eiserne Säule; der Königin Luise von Preußen zu Ehren errichtet. Der Park enthält einen Springbrunnen, der 30 Fuß hoch seinen Wasserstrahl treibt. Nicht weit unter dem Einfluss der Biele in die Neiße fält auch die Reinerzer Weistritz (das Pfaffenwasser) in dieselbe. Dieses entspringt in dem Nesselgrunder Forst, aus drei Quellen, und treibt schon 5 bis 600 Schritt vom Ursprung eine Mühle. Es fließt vor der Stadt Reinerz vorbei und von da nach Schwedeldorf. Dicht unterhalb der Stadt Glaz fält die Steine in die Neiße. Die Steine entspringt in Schlesien bei dem Dorfe Steinau, eine Meile von Friedland, fließt von da nach Böhmen bei Braunau vorbei, trit bei Tschuntschendorf in die Grafschaft ein, nimt mehre andre Gewässer auf und ist der größte Nebenfluss der Neiße. Die Neiße hat

von ihrem Ursprunge bis zum Austrit aus der Grafschaft Glaz 424 Fuß Gefälle, und ihr Flusbette ist dort bei mitlerm Wasserstande 160 Fuß breit und 4 bis 5 Fuß tief. Die ganze Grafschaft Glaz, die etwa 8 Meilen in der größten Länge und 4 bis 5 Meilen in der größten Breite hat und 26 bis 30 Geviertmeilen enthält, besitzt an 300 Quellen, und ist daher eine der quellenreichsten Gegenden. Daraus läst sich schon von selbst schließen, dass sie auf ihren Höhen und Bergen viele Sümpfe und Torfmoore enthält. Unter diesen Torfmooren ist das oberhalb Reinerz am bekantesten, es heißt die Seefelder. Sie liegen etwa 2500 Fuß über dem Meere, und enthalten etwa 360 Morgen. Es entspringt die Reinerzer Weistritz auf glazischer Seite und die Erlitz auf böhmischer Seite an diesen Seefeldern. Früherhin waren die Seefelder viel sumpfiger. Man hat jetzt nach der Weistritz und nach der Erlitz hin Abzugsgräben angelegt, die zum Holzflößen gebraucht werden. Hin und wieder findet man noch kleine Wasserlöcher auf denselben. An vielen Stellen ist Zitterboden. Der Torf lagert 6 bis 7 Fuß hoch auf einem fetten Thone. Das Wasser auf den Seefeldern ist rostfarben und okkerfarbig, hat einen faulen Geschmakk und oft einen farbigen Ueberzug. Mehre seltene Pflanzen findet man auf den Seefeldern. Wegen der Höhe halten sich nur wenig Thiere hier auf. Außer der schon erwähnten Erlitz, die sich bei Königsgräz in die Elbe ergießt und ein Stükk der Gränze zwischen Böhmen und Glaz macht, berührt auch der Methafluss, welcher ebenfals in die Elbe fließt, die Glazische Gränze. Er entspringt in Böhmen bei Adersbach, berührt bei Schlanei die Grafschaft und nimt dort das Gellenauer, aus der Grafschaft von Lewin herkommende, Wasser auf. An der Mittagsseite des Schneebergs entspringt die March, welche Mähren durchfließt und vermittelst der Donau ihr Wasser

dem schwarzen Meere zuführt. Darum fließen von den Gränzen der Grafschaft Glaz Gewässer in die Ostsee, in die Nordsee und in das schwarze Meer.

Die ganze Grafschaft Glaz hat eigentlich gar keine Ebenen, überall sind Berge und Thäler. Von letztern zeichnet sich das Neißethal vor allen aus, nach ihm das Steinethal mit dem Hausdorfer Thal; nach diesen das Biele- und Weistritz-Thal. Die Gebürgsmassen der Grafschaft Glaz sind höchst mannigfaltig, liegen bunt durch einander und lassen sich deshalb schweer übersehen. Bei den Quellen der schlesischen Weistritz und der Gläzer Steine schließt sich das Eulengebürge, vermittelst der Görbersdorfer Berge, an das Rabengebürge an, das in das Riesengebürge übergeht. Das Eulengebürge erreicht in der hohen Eule (über 3000 Fuß) seine größte Höhe und dacht sich von da der Neiße zu allmälig ab. Auf diesem Gebürge, doch auf dem niedrigern Theile desselben, hat Friedrich der Große die Festung Silberberg angelegt. Das Eulengebürge macht die Wasserscheide zwischen dem Steinethal einer Seits und der Weistritz und dem Frankensteiner Wasser andrer Seits. Nächst der hohen Eule sind der Oktenstein, die Sonnenkoppe und der Glaserberg die höchsten Punkte auf diesem Gebürge, alle 3000 Fuß hoch. Von Wartha aus erhebt sich das Gebürge wieder und zieht hin zwischen Schlesien und der Grafschaft Glaz. Dieser Zug enthält dicht über Wartha den Kapellenberg, gegen 2000 Fuß hoch, und über Reichenstein den Jauersberg, über 3000 Fuß hoch. Dieser Gebürgszug streicht hernach weiter fort zwischen Schlesien und Mähren, unter dem Namen des schlesisch-mährischen Gebürges, wozu das Altvatergebürge gehört. In der Gegend, wo Böhmen, die Grafschaft Glaz, Mähren und Schlesien [nämlich das östreichische] theils sich berühren, theils nahe an einander liegen, erhebt sich das hohe Schneegebürge, das mit

dem schlesisch-mährischen in Verbindung steht, sich nach der Quelle der Neiße hin sehr senkt, und zwischen dem Biele- und Neißethal ansehnliche Höhen hat, wozu der Spitzberg bei Wölfelsdorf (über 2500 Fuß) gehört, von dem man eine der besten Aussichten in die Grafschaft hat. Der große Schneeberg ist der höchste Punkt des Schneegebürges, er bildet eine herlich abgerundete, etwas breite Koppe und ist 4500 Fuß hoch. Um ihn liegen der Schwarzberg, der Mittelberg, der kleine Schneeberg und die Kammkoppel, welche jedoch alle mehre hundert Fuß niedriger sind. Von den Quellen der Neiße an zieht sich zwischen der Neiße und der Erlitz das Habelschwerter und Grunwalder Gebürge. Dies Gebürge enthält die Seefelder. Die höchste Spitze desselben ist die hohe Mense, oberhalb Reinerz, 3200 Fuß hoch. Von der hohen Mense an wird das Gebiet der Steine von dem Gebiet des Methaflusses durch ein Sandsteingebürge getrent, das wohl auch das Heuscheuergebürge heißt, von der gegen 3000 Fuß hohen Heuscheuer so genant. Dieses Sandsteingebürge zieht sich nach dem Rabengebürge hin.

Das Eulengebürge ist in seiner Abdachung nach Schlesien hin ein Urgebürge, das von Johnsbach auf der rechten Seite der Neiße unterhalb Wartha anfängt, und sich über Silberberg, Rudliswalde, Wüstegiersdorf bis in die Gegend von Niedersalzbrunn hin erstrekt und die Ebenen von Jauer bis Frankenstein und Strehlen einnimt. Dieses Urgebürge besteht aus Granit, Gneus, Schillerfels und Serpentin. Hier am Eulengebürge ist fast lauter Gneus. Zu diesem Urgebürge gehört auch der Schillerfels, welcher von Kohldorf unweit Neurode sich nach den Tränkehäusern unweit Ebersdorf hinzieht. — Ein andres Urgebürge der Grafschaft besteht aus Glimmerschiefer und feinflaserigem Gneus. Dies Gebürge lagert von Reichenstein an bis

nach Neißbach, so dass Landekk mitten darin liegt. Der Jauersberg und das Schneegebürge besteht daraus. Von Jauersberg bis nach Landekk herscht mehr der Gneus, von da bis zur Neißquelle mehr der Glimmerschiefer vor; fast das ganze Bielethal und die obern Thäler der rechten obern Neißbäche, so wie die obern Thäler der Bäche, die zwischen Reichenstein und Johannisberg in die Neiße fließen, liegen in dem Bezirk dieses Urgebürges. In diesem Gebürge findet man viele Kalklager von verschiedenem Kern und Farbe, alle ohne Versteinerungen; an einigen Stellen auch Granit, Hornblendegestein, Serpentin und Quarz von schmutzig-schwarzer Farbe; in der Gegend von Landekk drei Basaltberge, nämlich den Düberschaarberg, den grauen Berg und den Winklerberg; den wichtigen Arsenikkies nebst Blende, Magnetkies und Magneteisenstein im Serpentin und Kalkstein bei Reichenstein, und mehre andre Erze, worauf jedoch nicht gebaut wird. — Ein drittes Urgebürge erstrekt sich von dem Kalksteinbruche und Kalksteinofen von Herzogswalde, unweit Mittelwalde, über die Seefelder und die hohe Mense hinweg, bis in die Gegend von Tschisnei, nördlich von Lewin. Ein kleines Nebenlager davon sieht man südlich von Habelschwert und bei Unterlangenau; wo dies Urgebürge aus einem andern hervorkukt. Dies Urgebürge besteht auch aus Gneus und Glimmerschiefer, enthält viele Kalksteinlager ohne Versteinerungen, und dürftige Kupfer- und Eisenerze, worauf nicht gebaut wird. An dem Gneusgebürge der Eule legt sich ein schmaler Streifen Uebergangsgebürge an, von Hausdorf nach Rudolfswalde. Dies Gebürge besteht aus thonigem Schiefer, thonigem Sandstein und grauem Gehäufe (Konglomerat). Man findet darin Kalksteine mit Versteinerungen, z. B. Muscheln. Schilfstengel und Holzstein trift man im Gehäufe bei Gläzisch-Falkenberg. Ein bei weitem größeres Uebergangsgebürge liegt so, dass

Wartha, Glaz und theilweis Silberberg darauf sich befinden. Dieses Gebürge enthält Grauwakke und Grauwakkeschiefer, Thonschiefer, Hornblendeschiefer und Grünstein. Es finden sich darin Kalklager mit und ohne Versteinerungen, Kupferkies-, Schwefelkies- und Bleiglanz, doch nur dürftig. In zwei Gegenden der Grafschaft trift man den Sienit; die eine ist in der Abdachung zum Methafluss, die zweite trent das Glazer Uebergangsgebürge von dem Landekker Urgebürge. Das rothe Sandsteingebürge, welches sich von Böhmen nach Schlesien zieht und die Steinkohlenlager bei Waldenburg enthält, erstrekt sich auch in den nördlichen Theil der Grafschaft Glaz, wo Neurode und Wünschelburg liegen. Dieses rothe Sandsteingebürge enthält Sandsteine von dunkel blutrother, röthlichgräulich- und gelblich-weißer Farbe. Der Sandstein geht auch über in Gehäufe und in Porfür, Thonstein, Basaltit und Mandelstein. In dem rothen Sandsteingebürge trift man Kalk und Steinkohlenlager, und in den Steinkohlen Schwefelkies. Abdrükke von Fischen findet man bei Kunzendorf unweit Neurode, Holzstein bei Buchau nicht weit davon, und im Schieferthon Abdrükke von Farrenkräutern und Schilfen. Die Steinkohlen und Porfürmassen sind in der Grafschaft nicht so groß, als im Waldenburger Gebiet. Man baut hier auf Steinkohlen bei Buchau, zwischen Neurode und Ebersdorf, bei Schlegel und Ekkersdorf. Das jüngste Gebürge der Grafschaft Glaz ist das Quadersandsteingebürge, das von Böhmen aus nach der Grafschaft zieht, einen Busen zwischen Friedland und Schömberg nach Schlesien hinein bis über Grüssau bildet, zwischen Wünschelburg und Reinerz durchzieht, von da nach Habelschwert und Mittelwalde läuft, und wieder in Böhmen hineingeht. Das Quadersandsteingebürge besteht aus Quadersandstein, der feinkörnig ist und eine gelblich- und gräulich-weiße Farbe hat. Daneben

komt Plänersandstein (ein gelblicher, bräunlicher und aschgrauer sandiger Mergel), Kalkmergel oder Plänermergel, und Plänerkalkstein von feinem Korn und grauer Farbe vor. Der Plänermergel geht in Thonmergel, Thon, in groben Sandstein und Gehäufe über. Thoneisenstein komt in diesen Gebilden vor. Man findet an manchen Orten Pflanzenversteinerungen in dem Quadersandsteingebürge, einschaalige Muscheln, z. B. bei Kieslingswalde, andere Arten von Schaalthieren und Heifischzähne. Der Quadersandstein bildet die schönen Felsmassen bei Adersbach in Böhmen, und hier in der Grafschaft die so ausgezeichnete Heuscheuer.

Adersbach gehört eigentlich nicht hierher; da aber die dortigen Felsen so berühmt sind, sie zu der Quadersandsteinbildung der Grafschaft Glaz gehören und nur eine halbe Meile von der schlesischen Gränze sich befinden, so möge Einiges davon hier stehen. Die Adersbacher Felsen liegen südlich von dem Dorfe Adersbach. Zwischen dem Dorfe und den Felsen ist Akker und Wiesen. Die Felsen erheben sich in weiter Strekke gleich einer großen Stadt; man nent sie darum auch die Steinstadt. Auf der Wiese fließt ein Bach, der aus den Steingebilden herauskomt. Kleinere oder größere Klüfte trennen die Felsmassen und bilden so verschiedene Felsgruppen. Die meisten Felsen sind 100, ja mehre 200 Fuß hoch; in ihrer Gestalt wechseln sie auf das mannigfaltigste ab. Einige sehen wie Pfeiler, andere wie Wände, andere wie Thürme, andere wie Stubengeräthe, andere wie Männer und Frauen aus. Einige haben rundliche Flächen, andere stehen so regelmäßig da, als wären sie genau vom Steinmetz behauen. Manche haben unten eine sehr dünne Grundfläche und drohen abzubrechen, manche auch stehen schräg und scheinen umsinken zu wollen. Wegen der sonderbaren Gestalten hat man den Steinen mancherlei Namen gegeben, als umgekehrter Zukkerhut, die

Pauken, die Kanzel, Zwillinge, Bürgermeister von Hamburg, Mönch, Nonne u. s. w. Man geht in die Felsen hinein durch eine enge Schlucht, woraus der oben erwähnte Bach fließt, wandert eine Viertelstunde immer den Bach entlang durch ein Felsenthal, das oft sehr beengt ist, oft weiter sich ausdehnt. Endlich komt man in eine weite Ebene, die rings von hohen Felsen umgeben und mit Bäumen und Strauchwerk etwas bewachsen ist. Eine Quelle erfrischt den Wanderer mit dem reinsten Wasser, sie heißt die Silberquelle. Von hier steigt man in einer Kluft höher hinauf über angebrachte Stuffen und komt in eine Felsengrotte, die oben nur eine geringe Oefnung hat und unten mit Wasser angefült ist. Von oben fließt der Bach herunter in diese Grotte, wird gespant und stürzt mit einem wunderlich-schauerlichen Getöse in dieselbe. Schon ehe das Wasser herunterstürzt, hört man es furchtbar daher rauschen; in der Grotte pralt überall der Schall gegen und verstärkt das Schauerliche dieses Schauspiels. Durch eine enge Felsenspalte kann man auch bis oben zu dem Wasserfall neben der Grotte hinaufsteigen, wo man auf der höchsten Ebene der Felsenmassen ist. Unweit des Eingangs in die Felsen ist ein herlicher siebenfacher Wiederhall; Böller und Pistolen werden hier gelöst, Flöten und Hörner geblasen. Das Unangenehme in Adersbach ist die furchtbare Bettelei, die dort stattfindet. Jeder Reisende wird da ausgezogen und ausgesogen. Selbst der Felsen ist verschlossen, und man muss außer mehren Biergeldern ein besonderes Eintritsgeld zahlen.

Die Heuscheuer erhebt sich gleich einer Festung; sie ist gegen 3000 Fuß hoch, 1500 Fuß auf der obern Fläche lang und 500 Fuß breit. Die Grundfläche, worauf die Heuscheuer ruht, soll 350 Morgen betragen. Steigt man hinauf, so komt man an eine verschlossene Thüre, zu der der Förster in Karlsberg den Schlüssel hat. Von der

Thüre aus schlängelt sich der Weg durch eine Menge von Felsen, bis zu einem Flekk, welcher der Lustgarten heißt. Dieser Flekk ist ganz von Felsen eingeschlossen. Hier befindet sich der sogenante Tafelstein, ein Felsen, der sich aus einer ungeheuern Tiefe erhebt, einen ziemlich weiten Umfang hat und mit einem hölzernen Geländer versehen ist. An diesem Geländer kann man bis in den tiefsten Abgrund blikken. Man hat von hier eine unbeschreiblich schöne Aussicht. Die Felsen sind hier sehr zerklüftet, und aus den Klüften heraus wachsen Bäume, und diese erscheinen von oben wie niedriges Gesträuch. Vom Tafelstein aus führt ein enger Fußsteig, auf dem viele Stuffen in Felsen eingehauen sind, noch höher hinauf. Hat man die oberste Fläche erreicht, so findet man einen etwa 40 Fuß hohen Felsen mit einigen Absätzen. Auf diesen steigt man durch drei steile Treppen. Auf dem obersten Gipfel ist eine runde Höhlung, wodurch der Felsen oben das Ansehn eines Großvaterstuhls gewint und auch diesen Namen hat. Dieser Großvaterstuhl gewährt die reizendste Aussicht von der Welt. Man übersieht den größten Theil der Grafschaft, und durch die Senkung des Gebürges bei Wartha kukt, gleich einem Gemälde, ein Theil Schlesiens hervor. Links erblikt man die böhmische Seite des Riesengebürges. Aehnliche Steine, wie der Großvaterstuhl, stehen hier mehre. — Unweit der Heuscheuer erhebt sich das Quadersandsteingebürge zu andern ähnlichen erhabenen Gruppen, die aber an Höhe die Heuscheuer nicht erreichen, und auch keine so ausgezeichnete Form haben. Am höchsten ist noch der Spiegelberg, die kleine Heuscheuer und der Karlsberg. — — Obgleich die Aussicht von der hohen Mense etwas höher ist, wie die von der Heuscheuer, so ziehen die meisten diese jener doch vor. Jene gewährt freilich einen tiefen Blikk in Böhmen hinein, ja einige wollen bis nach Prag von dahin sehen können. Man er-

blikt viele Berge, Städte und große Teiche vor sich, alles im bunten Gemisch; aber dass gerade die Aussicht von der Heuscheuer beschränkt ist, macht sie so angenehm. Am umfassendsten ist die Aussicht von dem Schneeberge, aber man hat keinen Punkt, von dem man alles gut auf ein Mal übersehen kann. Nur wenn man oben auf der breiten Koppe herumwandelt, übersieht man allmälig die weiten Gegenden. Hier auf dem Schneeberge wächst das größte und beste isländische Moos. Hier findet man Sennhütten auf Schweizer Art angelegt, in denen im Sommer große Käsen bereitet werden. Im Winter ziehen die Leute mit dem Vieh herunter. Oben auf der Spitze des Schneeberges treffen die Gränzen von vier Besitzungen zusammen. Die schönste Aussicht von hier ist die nach Mähren. Man schaut bis nach Ollmütz hin.

Höhlen sind in Gebürgen nichts so gar Seltenes. Wir finden dergleichen auch in der Grafschaft. Unter dem Namen der Salzlöcher trift man bei Seitendorf, unweit des Schnallensteins, der seinen Namen hat von einem früherhin darauf liegenden, von den Hussiten zerstörten, Schlosse, zwei Höhlen. Ihre Höhe beim Eingang ist etwa 8 Fuß und weiter hinten 3 bis 4 Fuß. Man kann nur 30 Fuß weit in denselben fortschreiten; dann hemmet Wasser das fernere Vordringen. Sie befinden sich im Kalkstein, und die Wände sind deshalb mit Tropfstein und Kalksinter bekleidet. Auf der mährischen Seite liegen am Fuße des Schneeberges die Quarklöcher, ebenfals im Kalkstein. Diese sind nicht so hoch wie die Salzlöcher; aus den Wänden dringt beständig Wasser vor, und der sich ansetzende Kalksinter ähnelt dem Quark (frischem Käse). Viel bedeutender als die Quark- und Salzlöcher sind die Höhlen im goldnen Stollen, $1\frac{1}{2}$ Stunde von Reinerz und $\frac{1}{2}$ Stunde von der hohen Mense, in einer öden, schauerlichen Gegend. Auch diese Höhlen befinden sich im Kalk-

stein, und die Wände darin sind mit Kalksinter belegt. Der Eingang ist 20 Ellen lang, aber nur eng. Man komt in einen geräumigen Schacht, von wo aus man eine Leiter 16 Sprossen tief hinuntersteigt. Hier nimt erst die Höhle ihren Anfang. Es ist aber nicht eine Höhle hier, sondern eine Gruppe von mehren Höhlen, die größer und kleiner sind und durch Gänge in Verbindung stehen.

In dem Quadersandsteingebürge, nicht weit von Reinerz, liegt das Dorf Friedrichsgrund. In diesem befindet sich eine Glashütte, und eine halbe Stunde davon im Walde noch eine andere. Die erste heißt die alte, die letzte die neue. Unter einem hohen, rauchigen, weit gesperten Dache stehen auf der alten Glashütte vier Oefen, der Schmelzofen in der Mitte. In diesem hangen thönerne Hafen, welche die rohe Masse des Glases enthalten. Hier befinden sich deren acht, und eben so viele Oefnungen für die arbeitenden Gesellen. Ein gewaltiges Feuer umlodert die Hafen und verwandelt die hinein gethanen starren Massen in eine glühende Flüssigkeit. In diese Flüssigkeit stoßen die Gesellen lange Hohlröhren, Pfeifen genant. Indem sie diese Röhren drehen, setzt sich ein Klumpen der Masse an, die Gesellen blasen in die Röhren hinein, die Glühmasse schwilt auf, und wird entweder durch Formen oder durch einen Drukk mit einem Stabe in verschiedene Gestalten verwandelt. Die Masse ist so zäh und dehnbar, dass sie sich lang ziehen und sogar wie Papier schneiden läst. Ist eine Flasche fertig, so wird der Henkel angelegt, oben der Hals von Rohr abgeschnitten und umrandet. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblikk, acht Gesellen abwechselnd mit großer Schnelligkeit Feuerklumpen an den langen Pfeifen herausheben, in allerlei Schwingungen wie glühende Seifenblasen um sich her drehen, schneiden, blasen, formen und abstoßen zu sehen. Außer dem Schmelzofen ist ein Kühlofen da. In diesem herscht eine

mitlere Hitze, man setzt darein die fertigen Sachen, damit sie für das allmälige Erkälten in der Luft zubereitet werden. Der Kühlofen gleicht einem Bakkofen. In den Strekkofen wird das Glas gethan, was zu Glasscheiben verarbeitet werden soll. Die Glasscheiben macht man nämlich aus großen Flaschen, denen man Boden und Hals abschneidet, so dass man eine Hohlwalze behält. Diese Hohlwalze wird der Länge nach aufgeschnitten und in eine Platte verwandelt. Der vierte Ofen dient zum Troknen des Holzes. In 20 Wochen — so lange wird unaufhörlich von 16 Gesellen und eben so vielen Zutragejungen abwechselnd gearbeitet — werden 6480 Pfund Arsenik hier verbraucht und 600 Klaftern Holz verbrant. Die hier gemachten Glaswaaren sind fast eben so gut wie die böhmischen in Neuwelt. Zu Kreideglas nimt man hier ein Gemenge von 60 Pfund Pottasche, 22 Pfund Kalk, 141 Pfund Sand und 2 Pfund Arsenik. *) Zum Fensterglase nimt man 10 bis 15 Pfund Pottasche mehr. In der Nachbarschaft dieser Glashütte wohnen viele Glasschneider und Glasschleifer.

Nicht weit von Friedrichsgrund liegt Albendorf — ein Wallfahrtsort für Katholiken, wohin jährlich gegen 60,000 Menschen aus Böhmen, Mähren, Schlesien und der Grafschaft ziehen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Albendorf ist eins der schönsten und volkreichsten Dörfer der Grafschaft und liegt in einer angenehmen Gegend. Der Platz um die auf einer Anhöhe stehenden Kirche und die sämtlichen Anlagen herum sind (wie bei der Stadt Görlitz) nach einigen von Bethlehem und Jerusalem hergenommenen Verhältnissen eingerichtet. Die Anhöhe selbst heißt der Berg Moriah, der eine Eingang das Brun-

---

*) Zu dem undurchsichtigen Glase nimt man noch gebrante Knochen.

nenthor, ein anderer das Wasserthor u. s. w. Das Dach der Kirche ist flach, nach morgenländischer Art, in der Mitte aber erhebt sich ein Thurm und auf beiden Seiten springt ein Giebelfeld vor. Die Kirche hat zwei Seitenflügel und eine schöne Vorderseite. Eine Treppe, fast so breit wie die ganze Vorderseite, verschönert den Eingang. Sie hat, nach dem Lebensjahre des Heilandes, 33 Stuffen, auf welchen die Wallfahrer knieend hinaufrutschen, jede Stuffe küssend. Oben an der Treppe ist ein eisernes Gitterwerk, in welchem sich einige Blumenbeete befinden. Innerhalb der äußern Mauern sind vier gleich lange Hallen, die rings um die eigentliche Kirche herumgehen. Die Kirche selbst ist ein schönes Eirund mit acht an den Seiten herumstehenden Pfeilern, zwischen denen das Chor und die Emporkirchen vertheilt sind. Die hochgewölbte Dekke ist bemahlt. Auf den aus dem Eirund herausgerükten Hochaltar fält das Licht von oben herab durch eine schöne Kuppel. An den Hallen sind einige Kapellen angebracht, in welchen man Vorstellungen aus der Lebensgeschichte Jesus findet. Eine von diesen Kapellen ist durch ein Gitter von der Kirche abgesondert, und stelt das Allerheiligste vor. Hier steht ein, von dem Aberglauben für wunderthätig gehaltenes, Marienbild auf einem Altar. Wenn die Wallfahrer ihre Andacht in der Kirche geendigt haben, so geht die Wallfahrt außer derselben an. Sie besuchen zuerst die Kapelle, in welcher die Taufe Jesus vorgestelt ist; gehen dann weiter von Kapelle zu Kapelle über den Bach Kidron auf dem sogenanten Wege der Gefangenschaft nach dem Oehlberge, auf dem Wege des Kreuzes nach dem Kalvariberge, auf dem sich viele Kapellen und Kreuze nebst einer Einsiedlerwohnung befinden, und auf den Berg Quarantana. Auch der Teich Bethesda fehlt nicht, und selbst die Wohnungen des Pilatus und Herodes (kleine Hütten mit deren Namen versehen) sind vorhanden. Bei jeder Kapelle

und jeder Vorstellung aus dem Leben Jesus beten die Pilger einige Gebete. Wenn die Wallfahrt mit allen Krümmungen und Rükkwegen vollendet ist, so haben die Wallfahrer einen Weg von 5423 Schritten zurükkgelegt, und dieses soll gerade so weit sein, als Jesus in der Leidensnacht und an seinem Todestage gegangen ist. Es sind gegen 60 Kapellen hier. — Die Entstehung des Ortes Albendorf ist in viele Wunder gehült. Man erzählt unter andern Folgendes: Auf dem Platze, wo jetzt das Allerheiligste sich befindet, stand sonst eine Linde. Im dreizehnten Jahrhundert wohnte hier ein blinder Mann, Namens Jakk. Dieser Mann ging öfter zu der Linde, und bat Gott um die Wiedererlangung seines Gesichts. Als er einst aufstand, stieß er sich heftig den Kopf [illegible] Linde, und wiederholte darauf noch ein Mal sein[illegible] Er fühlte bei dem Gebet eine heftige Erschütterung, [illegible] Boden, und plötzlich öfnete sich sein Auge. Fre[illegible] sah er jetzt gen Himmel und erblikte in der Linde ein Mu[illegible] rienbild, mit dreifach glänzenden Strahlen um das Haupt und ein Christuskind im Arm. Vor diesem Bilde blieb er so lange knieen, bis die Seinigen ihn fanden und nach Hause führten. Dieses ist das Bild, welches jetzt in dem Allerheiligsten steht. Ehe die Kirche gebaut ward, fand sich unter der Linde ein steinerner Altar mit der Jahrzahl 1216. Die erste Kirche ward 1263 von dem damaligen Besitzer, Ludwig von Pannewitz, aufgeführt. Die jetzige ist 1730 von dem Grafen Franz Anton von Götzen erbaut. Die übrigen Anlagen rühren von Daniel Paschasius von Osterberg her, der gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts lebte und drei Mal nach Jerusalem reiste, um sich dort alles selber recht genau anzuschauen.

Die Grafschaft Glaz ist wie quellen- so auch brunnenreich. Außer den Bädern und Brunnen von Landekk, Reinerz, Kudowa und Niederlangenau sind folgende die

bekanteſten: Neuweiſtritz, weſtlich von Habelſchwert; Sauerbrunn, nordweſtlich von Habelſchwert; Grafenort, nördlich von Habelſchwert; Alt-Wilmsdorf, Schwedeldorf, *) Wallisfurth und Altheide — alle weſtlich von Glaz; Prottendorf und Hartau bei Reinerz; Gellenau bei Kudowa. Man will überhaupt 70 Heilquellen in der Grafſchaft entdekt haben. — So heilſam alle dieſe Gewäſſer würken, ſo nachtheilig werden oft die vielen Bäche der Grafſchaft; ſie leidet nicht ſelten großen Schaden durch Ueberſchwemmungen, die jählings kommen und verſchwinden. Faſt kein Jahr geht hin, wo nicht bei heftigen Regengüſſen und Gewittern derlei Ueberſchwemmungen hier und da eintreten. Eine der größten ereignete ſich im Jahr 1783. Im Monat Juni dieſes Jahres regnete es viel in der Grafſchaft, in der Mitte deſſelben ununterbrochen. Die Gewäſſer wuchſen dadurch ſehr an. Am 21ſten Juni entſtanden verſchiedene ſtarke Gewitter, die ſich an dem Schneeberge entluden. Dadurch ſchwoll die Neiße den folgenden Tag Morgens ſchon weit über ihre Ufer hinaus. Der Regen dauerte aber noch fort, und von Minute zu Minute wuchs das Waſſer. Um 9 Uhr ſtanden ſchon die niedrigen Gegenden um die Stadt Glaz 6 Fuß unter Waſſer. Der Strom ward immer gewaltiger und breiter. Die meiſten Häuſer der Stadt ſtanden im Waſſer, das jetzt 20 Fuß über ſeinen gewöhnlichen Stand hatte. Einige Einwohner in den Vorſtädten waren ſo von den Fluthen überraſcht, daſs ſie nicht das Haus verlaſſen konten und ſich jetzt oben auf die Giebel der Dächer retten muſten. Mehre erwarteten auf den Böden mit Zittern das Ende der Fluth. Das Waſſer drängte ſich zwiſchen den Häuſern

*) In Schwedeldorf trift man die beſten Biere in der ganzen Grafſchaft.

durch und nahm mit, was nicht Kraft genug hatte, sich ihm zu widersetzen. Brükken, Schanzen und Häuser wurden eingerissen und fortgeschwemt. Das ganze Dach von dem Hause eines Gärtners ward von dem Wasser gehoben und so fortgetrieben; eine Frau mit einem Hunde saß darunter, während das ganze gleich einem Schiffe daher schwamm. Man bemühete sich vergeblich, die Frau zu retten. Zwei Zimmerleute schwammen mit einem andern Hause fort, und retteten sich dadurch, dass, als das Haus im Garten neben einem hohen Birnbaum vorbeischwamm, der mit seinen obern Theilen hervorragte, sie in diese Zweige hineinsprangen und sich da hielten, von wo aus man sie mit einem Kahn abholte. Die große steinerne Brükke, welche von Glaz über die Neiße nach Schlesien führt, ward auch ein Raub der Fluthen. Drei Wallfahrer befanden sich eben auf derselben, da sie einstürzte, und fanden ihr Grab in dem Wasser. Das Wirthschaftsgebäude eines Vorwerks in der Herrengasse in Glaz ward vom Grunde aufgehoben und ebenfals fortgeführt. Der Besitzer des Vorwerks war auf dem Boden, und glaubte, die andern Häuser schwämmen vor dem seinigen vorbei, während sich die Sache umgekehrt verhielt. Endlich da er vor einem andern Hause vorbeischwamm, und sein trauriges Loos bemerkt hatte, so sprang er glüklich auf den Boden dieses Hauses, und bald darauf stürzte sein schwimmendes Haus zusammen. In Glaz wurden überhaupt 140 Häuser zerstört; und nicht besser ging es in den an der Neiße und Biele liegenden Dörfern und Städten.

Die Grafschaft Glaz war sonst in 6 Bezirke, jetzt aber in zwei Kreise eingetheilt, und enthält über 100,000 Einwohner, die in 9 Städten und etwa 270 Dörfern wohnen, und sich außer den gewöhnlichen Nahrungsbetrieben vorzüglich mit Leinwand- und Tuchbereitung beschäftigen. Die meisten Einwohner sind katholischen Glaubens; nur

zwei evangelische Prediger befinden sich in dem ganzen Lande. Der Hauptort des Landes ist die Stadt und Festung Glaz. Nach einer Erzählung soll sie von Heinrich dem Städte-Erbauer im 10ten Jahrhundert zum Andenken eines Sieges erbauet sein, den er hier über die Ungarn erfocht; doch ist daran schweer zu glauben. Die Stadt liegt an der Neiße, ist für sich befestigt und hat zu beiden Seiten noch große, sehr ausgedehnte Festungswerke. Friedrich der Große hat diese Werke angelegt. Das Werk auf der rechten Seite der Neiße nimt den Schäferberg ein. Das Werk auf der linken Seite schließt sich genau an die Stadt an und besteht aus einem Felsen, dem man durch Kunst nachgeholfen hat. Mitten auf diesem Werke ist ein runder Thurm, auf welchem der Schutzheilige Böhmens, Johann von Nepomuk, steht, das Gesicht nach Böhmen gekehrt. Es wird von dieser Bildsäule Folgendes erzählt: Man fand dieselbe nebst der Bildsäule des heiligen Florian bei Umschaffung der Festung, und hob sie auf, bis der König selbst hinkam, und fragte ihn, was man damit machen solle, worauf er antwortete: „Der Florian ist fürs Feuer gut, indessen, mich geht er nichts an; aber den Schutzpatron von Böhmen müssen wir in Ehren halten. Es soll auf dem Schlosse ein Thurm gebaut und der heilige Nepomuk darauf gestelt werden.“ — Dies geschah. Aber da man ihn so gesetzt hatte, dass er das Gesicht nach Schlesien wandte; so ließ ihn Friedrich umdrehen, weil der heilige Nepomuk nach Schlesien hinein nichts zu sehen hätte. Auf diesem Thurm befindet sich auch eine Scheibe, die gleich einer Windrose genau die Lage jedes Ortes andeutet. Die Namen der Oerter stehen auf derselben. Eine solche Scheibe wäre auf alten Stellen, von denen man eine gute Aussicht hat, sehr brauchbar.

Die Grafschaft Glaz verdankt einen großen Theil ihres Seegens und Lebens der preußischen Verwaltung, und

ist jetzt innig mit Schlesien verbunden. Darum kann man auch annehmen, dass alle Einwohner sich immer mehr und mehr an Schlesien und somit an den ganzen preußischen Staat anschließen werden. Geschieht dies, so wird das geistige Leben, das hin und wieder noch einen Gegensatz mit der schönen Schöpfung bildet, sich erweitern.

IV. Brunnen und Bäder.

Schlesien gehört zu den Gegenden in Deutschland, welche reich an heilsamen Quellen sind, die als Brunnen zum Trinken, oder als Bäder, oder als beides zugleich in mancherlei Krankheiten gebraucht werden. Schon in den ältesten Zeiten der schlesischen Geschichte findet man Spuren von dem Gebrauch einiger Heilquellen, und mehre Oerter verdanken denselben Gründung und Namen. Jetzt begeben sich Hunderte der angesehensten Geschlechter des Landes alljährlich zu solchen Heilquellen, und aus Nah und Fern ziehen Fremde herbei, um in Schlesien ihre Gesundheit wieder herzustellen. In den Monaten Juni, Juli und August sind die Straßen, welche zu Bädern und Brunnen führen, sehr belebt; ein Wagen komt nach dem andern. Damit aber auch der Arme nicht leer ausgehe, so finden sich bei den meisten Bädern Anstalten für sie, so dass sie um ein Geringes oder gar ganz umsonst die Bäder gebrauchen können. Das Trinken der Brunnen hat jeder frei.

Wenn nun gleich Manche meinen, die Bäder und die Heilbrunnen würkten bei weitem das nicht, was man ihnen zuschriebe, sondern die Reise sei eigentlich das Stärkende und Heilende; so ist es doch auch ausgemacht, dass die Reisen durch Brunnen und Bäder veranlast werden. Dagegen wäre es wohl zu wünschen, dass überall diese Heil-

anstalten zwekkmäßiger und ordentlicher gebraucht würden, als das jetzt bei einigen der Fall ist, die weiter nichts als Lustörter für Müssiggänger und Zeitverbringer sind. Von den schlesischen Bädern kann man dies aber auch weniger sagen; sie haben nicht den Ruf anderer großer Bäder und entsprechen darum weit mehr ihrem Zwekk. Der Gewinn, der Schlesien durch seine Bäder und Brunnen von Außen zuwächst, ist nicht geringe. Die Anzahl der schlesischen Brunnen und Bäder läst sich schweer angeben; denn neue entstehen (oder werden zum Gebrauch eingerichtet), während andere mehr oder weniger wieder eingehen. Es sind weit über 100 Heilquellen, die man gebraucht; doch nur wenige davon werden von Fremden besucht. In den Gebürgsgegenden hat fast jede Stadt ihren Gesundbrunnen, und auch wohl dabei angebrachte kleine Badeeinrichtungen. Die Grafschaft Glaz ist außerordentlich reich an den kräftigsten Quellen. Oberschlesien entbehrt dieselben auch nicht, an den Abhängen der Karpathen und des schlesisch-mährischen Gebürges sind manche Heilquellen, und selbst die flachen Gegenden Niederschlesiens haben welche, wovon einige, als Rauße zwischen Neumarkt und Parchwitz, sogar von mehren Fremden in der Umgegend besucht werden. Bekanter noch als Rauße ist Skarsine in den Trebnitzer Lehmhügeln, obgleich der Brunnen nur sehr geringe Kräfte hat. Aber die Gegend von Skarsine und Polentschine zieht sehr an, und darum halten sich dort mehre Fremde im Sommer auf, vorzüglich aus Breslau, wovon es nur gegen 3 Meilen entfernt ist. Skarsine von dieser und Lissa von der andern Seite sind zugleich die kräuterreichsten Gegenden in der Nähe von Breslau. Badeanstalten, worin künstliche Wassermischungen vorgenommen werden, trift man in mehren großen Städten, vorzüglich in Breslau, aber auch an mehren Hüttenwerken in Oberschlesien, wo auch Eisentröpfelbäder ein Mal eingerichtet werden

solten. Die jetzt berühmtesten Bäder und Brunnen in Schlesien möchten folgende sein: Warmbrunn, Landekk, Reinerz, Kudowa, Flinsberg, Salzbrunn, Altwasser, Scharlottenbrunn und Langenau. Wir gehen dieselben hier einzeln durch:

Warmbrunn (gewöhnlich Warmbad von dem Volke genant) liegt in dem angenehmen Thale des Zakkens, der oberhalb Marienthal seine Quellen hat und bei Hirschberg in den Bober fält. Schon im 12ten Jahrhundert, entweder 1108 oder 1175, sind die Quellen Warmbrunn's entdekt und gebraucht. Die Entdekkung, so erzählt man, geschah allso: Die Jäger des Fürsten (Bolko oder Boleslav IV.) bemerkten, dass das Wild sich gern an diesen Quellen aufhielt; sie zeigten es dem Herzog an, welcher die Quellen prüfen ließ. Im Jahr 1403 stiftete Graf Gotthard von Schafgotsch, dessen Ahnherr die Herschaften Kienast und Greifenstein von Karl IV. bekommen hatte, da, wo jetzt Warmbrunn ist, eine Probstei, die vom Kloster Grüssau abhing. Dieser Probstei überließ er eins von den warmen Bädern, und dieses heißt jetzt noch der Probstbrunnen oder das geistliche Bad. Der andere Brunnen wird der gräfliche genant. Beide liegen nahe bei einander und sind mit steinernen Gebäuden überbaut, die ein artiges Ansehen haben. Im Jahr 1627 geschah das Unglükk, dass bei der Errichtung des gräflichen Gebäudes das noch unbedekte Gewölbe einstürzte und 10 Leute im Bade erschlug. Vor dem Bau der jetzigen Brunnenhäuser waren bretterne Hütten da. Weil mehre zur Quelle kamen, so siedelten sich allmälig Leute an und es entstand ein Dorf, woraus späterhin eine Stadt erwuchs. Das Gebäude des geistlichen Bades ward 1692 aufgeführt. Das Wasserbekken darin fast 12 bis 30 Badende, das gräfliche aber 16 bis 40. Aus dem Grunde des geistlichen Bades steigt eine Röhre auf, aus welcher der Trink-

brunnen hervorquilt. Das aus dem Bekken abfließende Wasser wird zu den Schwitzbädern und zu Bädern für Arme und für solche, die ansteckende Krankheiten haben, gebraucht. Das Wasser ist warm, sieht bläulich aus, und sprudelt aus verschiedenen Quellen in dem Bekken zusammen. Man vermuthet, dass eine Vermischung kalter und heißer Quellen stattfindet, nnd dass also ursprünglich das heiße Wasser wohl ebenfals so siedend sei, als das Karlsbader. In den Gebäuden der Bäder bemerkt man eine Schwefel- und Sumpfluft. Die Bäder sind unmittelbar über den Quellen, und in den Badgebäuden befinden sich rings umher kleine Kammern zum Aus- und Anziehen. Nur in dem Schwitzbade wird das Wasser noch wärmer gemacht, als es an sich ist. — So wie Warmbrunn auf der Ostseite des Riesengebürges liegt, so auf der Westseite in Böhmen ein ähnliches warmes Bad, nämlich Johannesbad, in einem Nebenzweige des Aupenthales am Fuße des Schwarzenberges.

Die Warmbrunner Quellen werden vorzüglich zum Baden gebraucht, doch trinkt man das Wasser auch, und dieses Trinken soll denen sehr heilsam sein, welche an den Verdauungswerkzeugen leiden. Das geistliche Bad schmekt weniger widerlich als das gräfliche. Der Ort selbst gehört noch dem Grafen Schafgotsch; der geistliche Brunnen ist königlich geworden durch Aufhebung der Klöster. Warmbrunn zählt über 300 Häuser und 1400 Einwohner. Das gräfliche Schloss mit einem weitläuftigen Garten zeichnet sich sehr aus. Die katholische Pfarrkirche ist durch mehre schlechte Zierrathen etwas entstelt, die evangelische einfach. Die Badegäste finden theils in öffentlichen Gebäuden, theils in Bürgerhäusern, die dazu eingerichtet sind, ihr Unterkommen. Die nächste Umgebung des Ortes ist etwas sumpfig; das Giersdorfer Wasser fließt hier in den Zakken, und mehre Karpfenteiche sind in der Umge-

gend. An Lustgängen gebricht es nicht, und herliche Wanderungen kann man von hier aus machen. Im Orte selbst werden manche künstliche Sachen verfertigt; als Schleier, geschliffene Steine und Gläser. Außerdem sind in der Badezeit viele Kaufleute hier und bieten ihre Waaren feil. Die Hauptwanderungen von hier gehen nach Giersdorf und den dortigen Heinfall, nach Petersdorf und von dort auf den Kienast, nach Schreiberhau zu dem dortigen Vitriolwerk, nach der eine Meile entfernten Stadt Hirschberg, nach dem Kochel- und Zakkenfall, nach Stohnsdorf u. s. w.

Die Warmbrunner Bäder sind gegen Schnupfen, Gicht, Steifigkeit und Verkürzung der Glieder, Verstopfungen in den Eingeweiden, gegen Krätze, Flechten und andere Hautkrankheiten, gegen Drüsenverhärtungen u. s. w.

Flinsberg. Das Dorf Flinsberg liegt oben im Queisthale, hart an der Stelle, wo Böhmen, Schlesien und die Lausitz sonst mit einander gränzten. Das Thal ist nicht weit und nach halb Abend, halb Mitternacht hin offen. Gegen halb Mittag, halb Abend liegen hinter dem Hermansdorfer Kamm die hohen Iserkämme mit der Tafelfichte (gegen 4000 Fuß hoch), gegen halb Mittag und halb Morgen liegen der Flins- und der Langenberg. Die Gebürgsmassen bestehen aus gneusartigem Granit, wodurch sich von Morgen nach Abend ein Glimmerschieferlager gerade über Flinsberg wegzieht, und auf diesem Glimmerschiefer, in dem man hier und da Basaltmassen trift, liegt Flinsberg. In diesem Glimmerschieferlager wird auch auf Kobald gebaut. Der Brunnen liegt oberhalb des Dorfs auf der linken Seite des Queis. Er ist schon mehre Jahrhunderte bekant. Lukas sagt in seiner schlesischen Kronik vom Jahr 1689 von ihm: „In der Gegend Giehren im Jauerschen Fürstenthum, wo der Queis entspringt, befanden sich vor diesem zwei berühmte Sauer-

brunnen, deren Wasser auch selbst die Lausnitzer und Meißner [Sachsen] in irdenen Gefäßen abholten, und als eine bewährte und kräftige Medicina brauchten; heutiges Tages aber werden ihre Kräfte merklich durch wilde Wasser geschwächt." — Schwenkfeldt schreibt davon zu Anfange des vorletzten Jahrhunderts: „Bierbrunnen, Säuerling, hat den Namen von der Farbe und schärflichtem und säuerlichten Geschmakk, einem geringen, scharfen Haustrinken nicht ungleich. Quillet und sprudelt auf, in einem abgehauenen Walde, eine Meile Weges über Friedeberg am Queis, am Dorfe Fegesbeutel *) genant, an einem bruchigen und sumpfigen Ort. Hat in seiner Vermischung ein wenig Salz und Eisenokker. Er öfnet, reiniget, dringet durch, stillet den Durst, macht Lust zum Essen" u. s. w. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Grafen Schafgotsch zuerst aufmerksam auf den Flinsberger Brunnen, ließen ihn untersuchen und 1754 zum Gebrauch für Gäste einrichten. Seit dieser Zeit ist Manches für den Brunnen gethan. Die Brunnengebäude sind mit den nöthigen Geräthen versehen, ein Theil der Gäste wohnt darin, die übrigen miethen sich in den einzeln liegenden Dorfwohnungen ein. Es sind eigentlich fünf Quellen in Flinsberg, die sich in den achtekkigen Brunnenbehälter ergießen. Das Wasser ist hell und klar, geistig, säuerlich und etwas zusammenziehend, der Farbe nach bläulich. Die Luftsäure gibt ihm etwas Berauschendes, darum nennen die Landleute den Brunnen gewöhnlich Bierbrunnen, strömen des Sonntags in großer Menge herbei und trinken sich umsonst ein kleines Räuschchen. Viele Badegäste in Warmbrunn trinken, während der Badezeit, aus diesem Brunnen, weshalb in der Zeit regel-

---

*) Dies Dorf soll wahrscheinlich Flinsberg sein.

mäßig ein Schubkarren mit Brunnen von hier nach Warmbrunn, etwa 3 Meilen, gefahren wird. Außer dem Trinkbrunnen befindet sich in Flinsberg noch ein Badebrunnen, dessen Wasser in das Badehaus geleitet wird und weniger Luftsäure enthält, als der Trinkbrunnen. Gebadet wird hier nur in Wannen.

Der Flinsberger Brunnen ist vorzüglich gegen Podagra, Bleichsucht, Schwäche der Verdauungswerkzeuge und des ganzen Körpers, Wallung des Bluts u. s. w. Die Wanderungen von hier aus gehen nach der Tafelfichte, die eine herliche Aussicht gewährt, und nach dem Greifenstein über Friedeberg. Auf dem Greifenstein, einem Basaltfelsen, stehen die Trümmer eines alten, zerfallenen Schlosses, welches 1198 Herzog Boleslav der Lange gegen die Einfälle der Böhmen erbaut haben soll, und worin sich im dreißigjährigen Kriege eine keiserliche Besatzung tapfer hielt. Am liebsten reisen die Badegäste nach Meffersdorf, was durch seinen, jetzt verstorbenen, geistreichen Besitzer von Gersdorf so berühmt ward, und nur eine Stunde von Flinsberg entfernt liegt. Große Samlungen von Kunstschätzen waren hier, welche jetzt in Görlitz sind. In den letzten Jahren ist Flinsberg wenig besucht worden. Auf der andern Seite der Iserkämme, Flinsberg gegenüber, liegt in Böhmen das Bad Liebwerda, das dem Flinsberger verwandt, aber schwächer ist. Dieses Bad, von seinem Besitzer, dem Grafen Klam-Gallas, sehr schön und freundlich eingerichtet, befindet sich in einem Thale, das viel anmuthiger ist als das, worin Flinsberg liegt.

Landekk. In der südöstlichen Ekke der Grafschaft Glaz liegt in dem Thale der Biele oder des Weißwassers das Städtchen Landekk, mit etwa 200 Häusern und 1500 Einwohnern, die vom Akkerbau, Handel, der Brauerei und andern städtischen Gewerben leben und größtentheils katholisch sind. Die Stadt verdankt ihr Dasein

wahrscheinlich den oberhalb ihr liegenden warmen Quellen. Sie war vor 1392 vorhanden, weil ihr damals König Wenzel den Besitz eines Waldes schon bestätigte, wobei er seinem Burggrafen auf Karpenstein die Einwohner zu Landekk zu schützen befahl. Die Pfarrkirche, zu der sich außer Landekk noch 8 Dörfer halten, war früherhin im Besitz der Evangelischen; aber Ferdinand der Zweite ließ sie den Katholiken übergeben. Die Hospitalkirche, welche 1620 von den Evangelischen auf eigne Kosten erbaut war, wozu die Schützen ihre goldenen und silbernen Schilde gaben, ward ebenfals den Evangelischen entrissen. — Es sind oberhalb Landekk zwei Bäder, das alte oder Georgenbad, und das neue oder Unser-Lieben-Frauenbad. Bei beiden Bädern befinden sich auch Kirchen gleiches Namens. Die St. Georgenkirche im alten Bade steht auf einer Berghöhe und ist mit Linden umgeben; die Kirche zu unserer Lieben Frauen oder, wie sie auch heißt, zu Maria Einsiedel, steht auch auf einer Höhe, und ist von dem Gründer des neuen Bades, J. S. v. Hoffmann, 1678 aufgebaut, der als Besitzer von Thalheim dasselbe anlegte. Seit 1735 besitzt die Stadt beide Bäder, indem sie letzteres für 40,000 Gulden kaufte. In dem alten Bade quilt der Georgenbrunnen ganz sichtbar hervor und wird in einem viereckigen großen Bekken gesammelt, worüber ein steinernes Gebäude sich befindet, das die nöthigen Zimmer zum An- und Auskleiden für Männer und Frauen enthält; nebst den Zimmern, worin man Wannenbäder haben kann. Das neue Badehaus ist ein schönes, rechteckiges Gebäude; in der Mitte befindet sich ein großes Bekken, aber nicht über der Quelle selbst, wie im alten Bade. Von Oben herab kann man die Badenden sehen; auch ist eine Rednerbühne angebracht. Männer und Frauen baden hier zusammen. Vor einigen Jahren aber zog man eine Stange mitten durch das Bekken, so dass die Männer auf der

einen, die Frauen auf der andern Seite waren. Alle haben fein leinenes Badezeug an, die Frauen zeigen auch hier ihre Liebe zum Putz, und versehen die Badekleider mit schönen Spitzen. Wer in dem Bekken sich genug gebadet, geht in das Zimmer, wo die Wannen sind. Jede Wanne ist mit einer Gardine versehen. In den Wannen mischt man gewärmtes Wasser mit dem Quellwasser. Das Quellwasser ist auch warm, doch nicht so warm wie das Warmbrunner. Um das neue Bad herum befinden sich viele schöne Wohnungen.

Das Georgenbad ward zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts entdekt. Ein Hirte, der seine Heerde in der Tiefe des Waldes weidete, ward vom Durst zu dieser Quelle gelokt, die er stinkend und untrinkbar fand. Er machte aufmerksam auf dieselbe; man räumte sie auf, fand sie von ungewöhnlicher Heilkraft, und baute zur Bequemlichkeit der Gäste dort ein Häuschen. Die Tartaren verwüsteten die Anlagen 1242; und dasselbe geschah 1431 von den Hussiten. Die Herzöge Albrecht, Georg und Karl richteten ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Heilbrunnen; doch geschah wenig. Im Jahr 1572 kaufte aber der Landekker Stadtrath das Bad, ließ es ordentlich aufräumen, führte verschiedene Gebäude auf und versah sie mit Badewannen. Im Jahr 1625 fand man aber nahe bei dem Dorfe Oberthalheim eine ähnliche warme Quelle, welche das neue Bad begründete. Beide Bäder sind gleich, beide laulich warm, klar, hell, von schwefeligem Geruch und schmekken wie faule Eier. Nahe bei dem neuen Bade befindet sich auch noch ein kalter Schwefelbrunnen, der nicht viel benutzt wird. — Vorzüglich heilsam sind die Landekker Bäder bei Hautkrankheiten, Nervenkrankheiten u. s. w. Die schöne hohe Lage des Orts würkt schon sehr gut auf Kranke ein. Das Wasser wird weniger getrunken, als es zum Baden dient. Man bringt wohl das Reinerzer

Brunnenwasser zum Trinken hierher. Es sind gewöhnlich viele Gäste in Landekk, welche theils um die Bäder, theils in der Stadt wohnen. In dem Badebekken, vorzüglich in dem neuen, finden die lebhaftesten Unterhaltungen statt; manche bleiben eine Stunde und darüber darin. In dem neuen Bade befindet sich auch ein Tropfbad, wo das Wasser 30 Fuß hoch herunter fält. Zwischen beiden Bädern liegt ein schöner Garten. In ihm ist ein großer Saal. Nach der östlichen Richtung hin erstrekt sich ein schöner Wald, mit einem Tempel, einer ländlichen Hütte und einer Spitzsäule. Muntere Badegäste gehen auch öfter zu den Trümmern der alten Burg Karpenstein, die sich auf einer bewaldeten Bergspitze erheben. Diese Burg war ehedem sehr fest; ihre Besitzer trieben gewöhnlich Landesbeschädigungen und Räubereien. Deshalb zerstörte sie Herzog Wilhelm von Münsterberg, mit Hülfe der Breslauer, im Jahr 1443. Eine herliche Aussicht hat man von dem Winklerberg.

Reinerz, gehört zu den Badeörtern der neuern Zeit. Die Stadt dieses Namens liegt in der Grafschaft Glaz, nicht weit von der böhmischen Gränze, in einem rauhen Thale, dessen Wasser, die Weistritz, das Glaswasser aufnimt und sich oberhalb Glaz in die Neiße ergießt. Der Ort soll, wie sein Name auch andeutet, einem früherhin hier auf Erz betriebenen Bergbau sein Dasein verdanken. Spuren dieses alten Bergbaues finden sich noch in verschiedenen Gegenden. Das Städtchen zählt jetzt etwa 300 Häuser und 1600 Einwohner, die vorzüglich Tuchmacherei betreiben. Die Kirche in der Stadt ist groß, von guter Bauart und mit einigen nicht übeln Gemälden versehen, worunter eine Kreuzigung von Willmann ist. Auffallend erscheint gewiss Jedem gleich beim ersten Anblikk die Kanzel. Sie besteht aus einem See-Ungeheuer, das sich mit seinem Schwanz um den Pfeiler windet und seinen

gewaltigen Rachen auffpert. Gerade in dem Rachen ſteht der Redner, ſo daſs der Unterkiefer die eigentliche Kanzel, der Oberkiefer aber den Kanzeldekkel ausmacht. Vor der Stadt nach Glaz zu iſt die Kreuzkirche, 1611 von Evangeliſchen erbaut, ſpäterhin ihnen aber abgedrungen. Der evangeliſche Geiſtliche in Glaz hält an einigen Sonntagen ſeit 1789 hier Gottesdienſt. Auf der Südſeite der Stadt befindet ſich auf einem Berge an einem Wäldchen eine kleine Kapelle mit einem Einſiedler. Die Kapelle hat folgenden Urſprung gehabt: Während der Peſt in den Jahren 1680 — 85 gingen die Kinder des Orts auf dieſe Anhöhe, um zu beten. Es vermehrte ſich die Anzahl derſelben allmälig, die Alten geſelten ſich hinzu, und als die Peſt verſchwunden war, ſo baute man dort eine Kapelle. Häsliche Gemälde ſind in der Kapelle. Man ſteigt zu ihr 99 Stuffen hinauf. An der Glazer Straße befindet ſich die berühmteſte Papiermühle Schleſiens, die auch gewöhnlich die Papiere für die Behörden liefert. Sie hat eine ſehr gute Einrichtung, innerlich und äußerlich. Sonſt war ſie die einzige Papiermühle in der Grafſchaft, jetzt ſind ſchon mehre vorhanden. Ihr Entſtehen verdankt ſie einem gewiſſen Gregorius Kretſchmar, der unter dem Titel Kretſchmar von Schenkendorf vom Keiſer Rudolf II. geadelt ward.

Das Reinerzer Bad befindet ſich oberhalb der Stadt, da, wo zwei Gebürgsthäler ſich vereinigen, wodurch die Lage ſehr luftig und rauh wird. Von Reinerz führt ein angenehmer Baumgang über eine torfige Wieſe dorthin. Der Weg für Fahrende iſt erſt in den neueſten Zeiten mit Bäumen beſetzt. Es ſind zwei Quellen dort, welche verſchieden ſchmekken. Die Entdekkung dieſer Quellen komt theilweis dem jetzigen Bade-Inſpektor und Bürgermeiſter Fritſch zu. Große Verdienſte um die erſten Anlagen erwarb ſich der verſtorbene Regierungsrath Zimmermann;

dem zu Ehren ein Plätzchen im Walde oberhalb des Bades Zimmermann's-Ruh heißt. In ärztlicher Hinsicht ist Mogalla die Aufnahme dieses Brunnens zuzuschreiben. Er verband mit dem Brunnen Ziegenmolken. Es werden zu diesem Behuf Ziegen auf dem Berge oberhalb Reinerz gehalten, und die Milch davon alle Morgen zeitig herunter gebracht und durch Kälbergalle in Molken verwandelt. Jeder Brunnengast erhält seine Molken und vermischt sie mit Brunnenwasser. Angenehm schmekt gerade diese Mischung nicht. Reinerz ist für Lungenkranke ganz vortreflich. Hufeland sagt von Reinerz: „Es ist eine Heilanstalt einzig in ihrer Art; und weder in Deutschland, und selbst in der Schweiz, noch sonst irgendwo, ist mir eine ähnliche Verbindung von Heilmitteln an einem Orte bekant. Denn zugleich mit der Kraft des Brunnens vereinigt sich die eines aus den kräftigsten Bergpflanzen erzeugten und mit größter Sorgfalt bereiteten Molkens, und noch überdies die der reinsten, leichten Bergluft, welche unglaublich wohlthätig auf die Nerven und manche Krankheiten würkt." — Vor einigen Jahren ist zu Tropf- und Duschbädern ein eignes Haus errichtet, das zugleich mehren Badegästen noch Wohnung gewährt. Es wird in Reinerz viel mehr getrunken, als gebadet; der eine Brunnen schmekt schwefelig, der andere mehr tintenartig. Die meisten Gäste müssen ihr Unterkommen in der Stadt suchen, deren Bewohner sich aber schon auf Brunnengäste ziemlich eingerichtet haben. Weil der Ort sehr hoch liegt, so sieht es mit Gemüse und Obst schlecht aus; doch richten sich die Leute schon immer mehr auf Herbeischaffung solcher Gegenstände ein. Die Umgegenden von Reinerz bieten einige recht gute Lustgänge dar. Am meisten trift man die Badegäste auf dem Lustgang zwischen der Stadt und dem Bade, auf der sogenanten Pfarrwiese, auf der der Pfarrherr auch sein eignes Bad hat. Manche Brunnengäste besteigen

auch wohl den Hummel, eine Bergspitze mit einem alten Schlosse. Der Kämmerer Schäfer hat einen bequemen Weg hinauf machen lassen, auf dem man leicht im Schatten bis zur Spitze gelangt. Oben hat er ein Sommerhaus mit mehren Lauben und Grotten eingerichtet. Man hat von den alten Trümmern der Burg eine schöne Aussicht. Vor einigen Jahren untersuchten die Reinerzer die alten Trümmer und spürten den unterirdischen Gängen nach, weil sie glaubten, wahrscheinlich nach Anleitung einer alten Sage, dass unten Schätze verborgen wären, aber sie fanden nichts. — Manche Badegäste machen auch wohl einen Ausflug nach den Seefeldern, der hohen Mense, der Heuscheuer und nach der Friedrichsgrunder Glashütte.

Kudowa. Das Dorf Kudowa liegt 2 Meilen von Reinerz, gehört auch noch zur Grafschaft Glaz, befindet sich aber schon jenseit des Gebürges, das die Grafschaft von Böhmen trent, und liegt darum schon im Elbgebiet. Es gehört zur Herschaft Tscherbenei, und liegt in einem schönen Thale von bewaldeten Bergen. Das Dorf soll von beirischen Bauern angelegt sein, und ward 1783 von dem Freihern von Stillfried erkauft, der den Brunnen besser einrichten ließ. Bis dahin stand nur ein schlechtes, hölzernes Haus über der Quelle, und der Brunnenwirth hatte eine Stube in einem Bauernhause nebst einer Kammer zum Baden. Allmälig entstand nun ein Gebäude nach dem andern; aber keineswegs sind die Anstalten schon genügend. Das Badehaus ist schlecht eingerichtet, die Wohnzimmer, welche nur durch Bretter geschieden werden, gewähren keinen angenehmen Aufenthalt, und an Lustgängen fehlt es auch noch. Die Gegend ist torfig und sumpfig, und in einer Erlenlake befindet sich ein Lustgang. Mehre Quellen findet man noch dort, die ganz ungefast sind, wovon die stärkste unweit des neuen Badehauses liegt. Der Sauerbrunnen ist hell, klar, perlt fast eine

Stunde lang im Glase, schäumt, in Verbindung mit Zukker und Wein, gleich dem herlichsten Schampanger und gewährt einen vortreflichen Trunk. Kein jetzt bekanter deutscher Brunnen hat so viel kohlenstoffsaures Gas. Der Brunnen wird weit und breit verschikt, die Leute in der Umgegend holen sich an den Sonntagen hier unentgeldlich ein Räuschchen. Es wird hier gebadet und getrunken. In vielen Krankheiten ist Kudowa einzig in seiner Art. Mehre gebrauchen diesen Brunnen, nachdem sie in andern Bädern gewesen sind, als eine Stärkung. Die, welche eine schwache Lunge haben, müssen Milch zusetzen, weil ihnen sonst der Brunnen zu stark ist. Kudowa verdient weit mehr beachtet zu werden, als das jetzt der Fall ist. Ein gewöhnlicher Gang der Gäste ist nach Tscherbenei, wo man ein Todtenhaus findet, in welchem die Schädel sehr künstlich aufgestelt sind. Dort hat sich jetzt auch eine evangelische Gemeinde aus ursprünglichen Hussiten gebildet.

Außer diesen drei Brunnen und Bädern in der Grafschaft Glaz gibt es mehre, wenig benutzte oder ganz unbenutzte, Heilquellen in derselben. Von diesen fängt jetzt an die Langenauer sich zu erheben.

Langenau, ein Dorf, liegt im Neißethal, $\frac{3}{4}$ Meilen oberhalb Habelschwert, eine Meile von der böhmischen Gränze, $2\frac{3}{4}$ Meilen von Glaz und $2\frac{3}{4}$ Meilen von Landekk. Es gehört der Antheil, worin sich der Sauerbrunnen befindet, dey Stadt Habelschwert, auf deren Veranlassung dieser Brunnen gehörig untersucht ist. Es entspringt derselbe in einem alten Stollen, der in den schwefelkieshaltigen Glimmerschiefer getrieben ist, welcher sich unter dem dortigen Sandstein befindet, 30 Lachter von dem Stollenmundloch entfernt. Die Quelle komt an mehren Orten hervor in einer Weitung des Stollens, und war von den Vorfahren schon in ein Bohlenbehälter gefast, dessen Holz

sich noch jetzt erhalten hat. Am Mundloche des Stollens befand sich auch schon seit längern Zeiten ein steinerner Trog, der das Quellwasser sammelte, und aus dem das Landvolk der Umgegend den Trank sich holte.

Der Brunnen zeichnet sich dadurch aus, dass er auch, wenn er lange in Flaschen aufbewahrt wird, seine Eisentheile nicht absetzt. Es ist jetzt bei der Quelle ein Badehaus mit 18 Zimmern und einem Wohngebäude, das 20 Wohnungen, einen großen Speisesaal und einen Gesellschaftssaal enthält. Im Jahr 1818 besuchten 50, und im Jahr 1819 bis zum 15. August 56 würklich Kranke die Heilquelle, welche sich an ihnen gut bewährte.

Scharlottenbrunn, ist ein kleines, offenes Städtchen, von etwa 90 Häusern und 900 Einwohnern. Es gehört dem Grafen Pükler, auf Tannhausen, das sich oberhalb daran anschließt und wegen seines Bieres bekant ist. Beide Oerter liegen in dem schönen Thale der Weistritz und sehen sehr freundlich und heiter aus. Scharlottenbrunn ward 1736 vom Freihern Seher-Tost erbaut. Es war der Lieblingsaufenthalt des bekanten Schriftsteller Garve; ihm zum Andenken heißt ein Plätzchen, wo er gern saß, noch Garve's Ruh. Die Quelle, ein Sauerbrunnen, befindet sich mitten im Städtchen; wird aber jetzt von wenigen besucht, da sie nur schwach ist. Nicht weit von der Quelle steht ein hölzernes Kaufhaus, worin alle Mitwoch Leinwandmarkt gehalten wird. Ein gutes Gasthaus befindet sich dort, das viele Fremde aufnimt, die diese Gegend ihrer Anmuth wegen besuchen. Man kann von hier aus leicht zwei Schlösser besehen; das eine liegt oberhalb, nämlich das Hornschloss; das andere unterhalb, im Schlesier Thal, und heißt Königsberg. Eine Meile von Scharlottenbrunn befindet sich

Altwasser. Dieses ist ein Dorf, welches jetzt dem Hern von Muzius gehört. Es liegt eine halbe Meile von

Waldenburg, auf dem Steinkohlensandstein in einem angenehmen Thale an der Straße, die von Schweidnitz nach Waldenburg führt; zählt über 150 Häuser und 600 Einwohner. Schon im Jahr 1357 war dieser Ort vorhanden, und gehörte dem Herzog Bolko von Schweidnitz. Die jetzigen Einwohner sind theils Weber, theils Bergleute. Ein neues großes, des Bades wegen erbautes, Haus enthält 36 Zimmer mit zwei Sälen, ein andres 10 Zimmer, ein anderes 18 Zimmer, ein anderes 11, ein anderes 8 und drei andre, jedes 6 Zimmer. Außerdem ist ein schönes herschaftliches Schloss daselbst. Es finden sich drei Brunnen hier, wovon zwei etwas von einander entfernt liegen, aber durch einen schönen Lustgang mit einander in Verbindung stehen. Zwei Brunnen sind nur mit einem hölzernen Gitterwerk versehen, worauf eine Kuppel ruht. Das Brunnenhaus über dem Friedrichsbrunnen ist von Stein; von ihm aus geht vermittelst einer Pumpe das Wasser in Rinnen in das daneben liegende Badehaus. Der Oberbrunnen soll dadurch bekant geworden sein, dass ein Reisender 1646 aus einer im Stamm einer hohlen Eiche befindlichen Quelle getrunken und dieses Wasser so sehr gerühmt hat. Im Jahr 1689 verwandte der Landeshauptmann von Rohr auf Altwasser etwas auf den Brunnen, ließ denselben reinigen, fassen und mit einem Hause umgeben. Dem Mittelbrunnen gab er eine gleiche Einrichtung. Der Friedrich- oder Niederbrunnen ward 1771 vom Grafen von Karmer entdekt. Jetzt ist auf das Beste für das Unterkommen der Gäste gesorgt. Außer den drei Quellen entdekte man 1798 und 1801 noch zwei, welche ins Badehaus geleitet werden. Der Oberbrunnen heißt auch Mühlbrunnen, weil er neben einer Wassermühle liegt. Er liefert nicht viel Quellwasser. In dem Brunnenhause befinden sich zwei Pumpen; die eine bringt das Quellwasser, die andere Wasser aus dem Mühlbach zu den Bä-

dern in die Höhe. Das Quellwasser des Oberbrunnens ist anfangs hell, von durchdringendem scharfen Geschmakk und säuerlich von Geruch; es perlt bald, verliert aber über dem Stehen die Perlen, Geschmakk und Geruch und wird milchig. Der Mittelbrunnen liegt 300 Schritt von hier und komt armdikk hervor. Alle Versendungen werden von ihm gemacht. Er ist bläulich, scharf, zusammenziehend und schmekt tintenartig. Der Friedrichsbrunnen hat eine gelbliche Farbe, ist salzig, scharf, nicht sehr eisenhaltig und von säuerlichem Geruch. Er wirft wenige, aber große Perlen, nnd setzt einen röthlich-braunen Eisenokker ab. Diese Brunnen sind den Spaabrunnen am verwandtesten, und würken darum bei Schwächen, Nervenkrankheiten, Unterleibsbeschweerden u. s. w.; auch sollen sie recht gut sein, hinter andern Bädern gebraucht. Man trinkt alle drei Brunnen; die Bäder wurden erst in den neuern Zeiten angelegt; es bestehen jetzt zwei Badehäuser zu Wannenbädern. Das Wasser wird gewärmt. Es ist aber auch noch die Einrichtung getroffen, dass der, welcher in seiner Wohnung baden will, das gewärmte Wasser dorthin erhält. Die Brunnengäste können hier leicht alles zur Bequemlichkeit haben, Lustgänge schlängeln sich nach allen Richtungen vom Bad aus. Entferntere Ausflüge gehen nach der Vogelkippe, einer Bergspitze, die eine schöne Aussicht gewährt, nach der Stadt Waldenburg und nach dem berühmten Schlosse Fürstenstein. Oberhalb Fürstenstein und seitwärts von Altwasser liegt

Obersalzbrunn, das erst seit einiger Zeit bekant ist als Brunnenort, und wahrscheinlich bald zu den berühmtesten Brunnen Schlesiens wird gezählt werden, während Altwasser von Jahr zu Jahr immer weniger Gäste erhält. Die Anzahl der Kranken, die sich 1818 hier aufhielten, betrug 168; im Jahr 1819 noch mehr, und darunter zählte man schon viele, die nicht in Schlesien

ansässig waren. Es sind zwei Hauptquellen da, der Oberbrunnen, der jetzt mit einer schönen Kuppel versehen ist, und der Mühlbrunnen in dem Bette des Mühlbachs. Dieser letzte hat eine solche Stärke, dass mehre ihn nicht aushalten. Der Brunnen wird theils rein, theils mit Milch, Molken oder Wein vermischt, getrunken. Wenige Gäste baden, doch ist auch dazu jetzt die nöthige Einrichtung getroffen, und im Jahr 1818 badeten schon 26. Im Jahr 1818 wurden über 40,000 Krüge Salzbrunnen versandt. Es werden jetzt von Jahr zu Jahr mehre neue Gebäude für die Gäste aufgeführt und alte zu diesem Behuf umgebaut. Das Dorf gehört, so wie Fürstenstein, dem Grafen von Hochberg. Fürstenstein wird häufig von den hiesigen Brunnengästen, so wie von Weit und Breit besucht; es ist der eigentliche Lieblingsort des mitlern Schlesiens, und besitzt auch außerordentliche Reize. Das herlichste Thal von der Welt ist eng, auf beiden Seiten von hohen, schönen, bewachsenen Bergen eingeschlossen; an dem obern Ende dieses Thales liegt das alte Schloss, an dem untern das neue, in einem schönen Stil gebaut. Das Schloss enthält große Merkwürdigkeiten, an Sälen, Kammern, Rüstungen, Gemählden, Samlungen von Büchern, Handschriften, Münzen u. s. w. Die Aussicht von dem Schloss ist unvergleichlich. Durch das schöne Thal schlängeln sich bald hoch, bald tief, oft mit vieler Kunst angelegte Wege, gehen bald an einem schroffen Abhang vorbei, bald durch einen Felsen, führen dann wieder in die Ebene zu einem See, den man befahren kann, von da zu einer Schweizerei u s. w. Große Lustgänge von alten Linden wechseln mit mild aufschlagendem Gesträuch; mehre seltne Pflanzen und Schmetterlinge findet man hier, und die leichte Luft erheitert schon an sich das Gemüth.

V. Teichwirthschaft.

Schlesien besitzt wenige sehr fischreiche Gewässer. Die Oder liefert wohl Fische mancherlei Art, darunter auch die großen Welze, aber nicht in gehöriger Menge; Seeen gibt es wenig, der größte darunter liegt in Niederschlesien an der polnischen Gränze bei Slawa, und enthält unter andern Fischen auch den Zander. Alle übrigen Seeen sind klein und in geringer Anzahl vorhanden. Die Nebenflüsse der Oder sind theils klein, theils auch ihres schnellen Laufes wegen nicht sehr fischreich. Dies Letztere gilt namentlich von allen Flüssen auf der linken Seite der Oder, die im Gebürge wohl die schönen Forellen liefern, unten aber an andern Fischen nur arm sind. Die Flüsse auf der rechten Seite liefern noch die meisten Fische, vor allen die Bartsch; und die Weide ist wenigstens ihrer Krebse wegen bekant. In frühern Zeiten, da ganz Schlesien noch katholisch war, wurden aber viele Fische als Fastenspeisen gebraucht, und so gerieth man auf eine künstliche Fischzucht, jetzt die zahme Fischerei genant; die auch noch heute im Gange ist, obgleich man mehre Gegenden findet, die jetzt als Wiesen gebraucht werden, und früherhin zu der zahmen Fischerei dienten; wogegen auch freilich andere Strekken Landes wieder von Neuem zur zahmen Fischerei eingerichtet sind. Der Gegenstand der zahmen Fischerei ist der Karpfen (schlesisch: der Karpfisch), welche in künstlich angelegten Teichen erzogen wird. Dazu wählt man einen Boden, der unweit eines kleinen Bächleins, eines Baches oder Flusses liegt und von beiden Seiten erhöht ist, so dass er muldenförmig aussieht. Durch Auffahren von Erde hilft man da nach, wo die natürliche Erhöhung fehlt. Bei einigen Teichen sind Dämme aufgeführt, die ein Paar Ruthen breit, eine Ruthe hoch und eine halbe Viertelmeile lang sind. Die Dämme

müssen hoch, breit und fest sein, um den Drukk des Wassers zu ertragen. Die Größe der Teiche ist sehr verschieden. Es gibt welche z. B. im Militschen, die man fast nicht übersehen kann, und worin man mehre tausend Schokk Karpfen zieht. Dagegen gibt es auch wieder kleinere, worin man nur zehn und wenigere Schokke hat. In den meisten Gegenden, wo die zahme Fischerei getrieben wird, liegt Teich an Teich, so dass die verschiedenen Wasserstände ordentlich terrassenartig über einander liegen, und das abflüssige Wasser immer aus einem Teich in den andern fließen kann. An der niedrigsten Stelle jedes Teiches findet sich eine Schleuse (Fluder). Diese Schleuse besteht aus einem eichenen, in der Mitte durchbrochnen, senkrecht stehenden, vierkantigen Stükk Holz, der Ständer genant. Vom Ständer aus gehen bretterne Seitenflügel und rechtwinklige Schleusenbretter nach hinten zu. Unter dem Ständer und auch an den Flügeln und hinter denselben liegt Lehm, um das Durchsikkern des Wassers zu verhüten. Durch die Oefnung mitten im Ständer läuft das Wasser ab. Man kann dasselbe zu einer beliebigen Höhe bringen, wenn immer Zuflufs ist, indem man das Ständerloch mit genau passenden Brettern versetzt, wovon eins auf das andere gefügt wird. Will man den Teich höher haben, fügt man ein Brett zu, im Gegentheil nimt man eins weg. Vor der Schleuse ist die tiefste Stelle des Teiches, gewöhnlich eine viereckige Grube; deren Bestimmung wir unten sehen werden. Ist das Wasser aus dem ganzen übrigen Teich abgelassen, so bleibt es hier noch stehen. Auch ist vom Einfluss des Wassers bis zur Schleuse ein Graben gezogen; in großen Teichen, die nicht selten von mehren Seiten Wasserzuflufs haben, befinden sich noch mehre andre Gräben. Auch diese Gräben kann man nur erkennen, wenn das Wasser abgelassen ist. Vor dem Eingange des Wassers in den Teich ist auch eine kleine Schleuse, die dazu

dient, damit kein überflüssiges Wasser in den Teich komt, sondern seitwärts abgeleitet wird. Oft dient diese Schleuse auch zur Spannung des Wassers für den Teich. — Aus dieser Beschreibung erhellet von selbst, dass nur da sich gute Teiche anlegen lassen, wo der Boden wellenförmig und hügelig gelagert ist und das Wasser viel Gefälle hat. Weil die Hemmungen des Wassers durch die Anlegung der Teiche oft auf eine Viertelmeile weit und darüber den Wasserstand verändern, so darf nicht jeder Gutsbesitzer nach Belieben neue Teiche anlegen; und es gibt mehre Stellen vor Mühlen und Teichen, wo ganz genau bestimt ist, wie hoch das Wasser durch Stauen und Hemmen nur getrieben werden darf. Ueberhaupt trift man in Gegenden, wo die Teichwirthschaft zu Hause ist, eine große Sorglichkeit in Betreff des Wasserstandes und der Wasserleitung.

Die Hauptgegend dieser zahmen Fischerei ist im Bartschgebiet bei Militsch, Trachenberg und Freihahn. Aber auch im Hirschberger Thal, in den Gegenden bei Pless, im Trebnitzschen und im Liegnitzschen wird viel zahme Fischerei getrieben.

Um näher die zahme Fischzucht zu betrachten, müssen wir mehre Arten von Teichen unterscheiden. Man hat

1) kleine, warm gelegene, sonnige Teiche, welche zum Leichen dienen. Man setzt in diese Teiche eine kleine Anzahl Fische, und sucht dieselben recht rein zu erhalten von andern Fischen. Diese Teiche werden ausgefischt mit sehr feinen Netzen; man nent die jungen Fische Strich oder halbjährigen Saamen; der Strich wird gemessen und nicht gezählt. Er komt in andere Teiche und wird dort zu zwei- und dreijährigen Saamen zugezogen. Da, wo man keine besondern Saamenzuchtteiche hat, setzt man auch wohl die jungen Karpfen bald in die großen Teiche. Viele Güter verkaufen auch an andere Güter, welche keine gute Gele-

genheit zur Jungzucht haben, ein-, zwei- und dreijährigen Saamen. Oft auch benutzt man den Strich, der sich in großen Teichen befindet, zur Zuzucht; doch häufig ist er mit allerlei andern kleinen Fischen untermengt und taugt dann nicht. Vorzüglich die Karauschen (Karsche) finden sich gern ein und sind als Strich nicht ein Mal gut vom Karpfenstrich zu unterscheiden. Der zwei- und dreijährige Saamen wird in die großen Sommerteiche im Frühjahr eingesetzt, und im Herbst, wenn es kalt ist, herausgefischt. Diese Fischerei geht so zu: In den Oktobertagen, wenn alles eingeerntet ist und es anfängt des Morgens zu reifen oder zu frieren, so wird durch den Ständer das Wasser aus dem Teiche abgelassen. Dies dauert oft mehre Tage. Damit keine Fische mit herauslaufen, so wird ein Netz vorgespant. Die Fische versammeln sich allmälig in dem Graben und zuletzt in der Grube vor dem Ständer, die in einigen Teichen mit Brettern ausgesetzt ist. Hin und wieder bleibt auch ein Fisch in dem Graben stekken, kann nicht rükkwärts noch vorwärts, und muss sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Steht der abgelassene Teich eine Nacht hindurch, so wird er bewacht, damit keiner welche von den leicht zu ergreifenden Fischen stiehlt. Die Fischerei selbst fängt gewöhnlich des Morgens recht zeitig an. Die Fischer — Bauern, Dreschgärtner und Tagarbeiter — versammeln sich gewöhnlich barfuß und mit aufgestreiften Beinkleidern. Man hat ein sehr einfaches beutelartiges Fangnetz. Um den Hälter auf dem Wall stehen viele große Zober, nebst einem vierekkigen Kasten mit einem Abschubloche, auf einem Gestelle 3 Fuß hoch gesetzt. Außer dem großen Fangnetze sind kleine Beutelnetze, die etwa gegen einen Viertel-Scheffel enthalten. Man nent sie Kascher (Käscher, Ketzer). Die Fische in der Grube stehen so dicht bei einander, dass fast Kopf an Kopf, Leib an Leib ist. Aber dennoch hält es

schweer, mit der Hand welche zu greifen; sie entwischen gar leicht. Die Fischer durchziehen mit dem Netz die Grube; ist das Netz halb durchgezogen, so sieht man schon, dass die Fische sich im innern Raum gewaltig drängen; je näher sie dem Ufer kommen, je härter wird Fisch an Fisch gedrükt, und keineswegs kann das Netz aus dem Wasser gezogen werden, sondern es entsteht im Wasser zwischen Netz und Land ein Fischhaufen. Jetzt halten Einige so das Netz und Andre kommen mit den Kaschern und schöpfen die Fische aus. Die Fische werden entweder gleich in den vorher erwähnten Kasten, die Brakke genant, geschüttet, oder, häufen sie sich dort zu sehr, in einen großen, mit Wasser angefülten Zober. Sind sie sehr schlammig, so geschieht Letzteres immer; und aus diesem Zober schöpft man sie in die Brakke. An der Brakke stehen zwei Leute und brakken, d. h. sie sondern die Fische aus. Man unterscheidet Karpfen [zum Verkauf] und mehre Arten von Satz. Auch haben sich andere Fische durch den Zufluss des Wassers eingefunden, oder waren in dem Teich selber entstanden und groß geworden, da er doch nie ganz rein ausgefischt wird, oder sind auch mit Fleiß hineingesetzt. So setzt man wohl Hechte mit hinein, weil sie die junge Brut der Karpfen verzehren, den großen Karpfen nichts anhaben können und diese selbst mehr in Thätigkeit erhalten und so zu ihrem Gedeihen beitragen sollen. Diese Fische werden besonders geworfen. Hechte und Karsche sind am häufigsten. Goldschleie und Weißfische trift man auch viele, in einigen Teichen auch Quappen (Aalruppen). Diese werden aber in den Teichgegenden nicht gegessen; und der gemeine Mann wähnt, dass die Aalruppe mit dem Frosch verwandt sei, wahrscheinlich wegen des weißen Bauchs. Auch trift man mitunter Karpfen, die nicht recht gesund aussehen, welche man auch absondert. Da aber weit mehr Fische gefangen werden, als die vorhandenen Zober

fassen können, so stehen schon mehre Wagen mit Wassertonnen in Bereitschaft. Diese fahren hinter einander heran; man wirft die gesonderten Fische wieder auf die Brakke und zählt sie schokkweis in die Fässer, so dass man auf jedes Schokk unter dem Namen Wurf zwei zugibt. Oft sind die Karpfenhändler, welche sich in großer Menge in Breslau befinden, bei dem Fischen zugegen, und erhandeln alle die zum Verkauf bestimten Karpfen. Man handelt nach dem Schokk. Werden Käufer und Verkäufer Handels eins, so fährt man die Fische in den Tonnen bald nach der Stadt. Mehre Schokke kommen in eine Tonne. Behält der Besitzer seine Fische, so läst er sie theils in Hälter fahren, theils in Winterteiche. Auf jeden Fall muss er in die Winterteiche die bringen lassen, welche als Setzkarpfen sollen das Frühjahr gebraucht werden. Die Winterteiche müssen tief sein, so dass auch beim größten Frost das Eis nicht bis auf den Grund komt. Gewöhnlich hat man vor den Mühlen solche Teiche, die zugleich Wasserhälter für die Mühlen sind. Hälter nent man mit Brettern ausgesetzte, tief in die Erde gegrabene Löcher, wovon mehre oft in einer Reihe liegen und nur durch eine Gitterwand oder auch durch eine Erdwand, wodurch eine Röhre führt, von einander getrent sind. Durch diese Hälter wird vermittelst unterirdischer Röhren Wasser geleitet. Sie werden oben durch eine Gitterthüre verschlossen, damit keiner die Fische herausstehlen kann. Will man ein Mal die Hälter reinigen, so wird die Röhre verstopft und alles Wasser läuft ab. Dasselbe gilt auch von den Winterteichen, die im Frühjahr abgelassen werden. Bei dem neuen Aussatz im Frühjahr pflegt man zu den gewöhnlichen drei- bis vierjährigen Karpfen noch einige sehr große hinzufügen, die noch tüchtig wachsen und im Herbst bisweilen eine Elle lang sind bei einer ungeheuern Dikke. Man nent sie Zwikken. Eine kostet oft über 2 Thaler.

Solche Zwikken werden bei Kindtaufen und andern großen Gelagen verspeist. Die Spiegelkarpfen zeichnen sich vor den andern aus durch ihre großen spiegelartigen Schuppen, die reihenweis sitzen und mit Reihen ganz kleiner Schuppen abwechseln. Man läst diese gern zu Zwikken wachsen. Zur Zuzucht wählt man gewöhnlich recht lang gestrekte Karpfen; überhaupt haben die Karpfenzieher viele Merkmaale und Kennzeichen für einen guten Karpfen. An Geschmakk sind nicht alle Karpfen gleich. Die, welche in moorigen, sumpfigen Wässern zugezogen sind, haben einen moorigen Geschmakk. Die meisten Karpfen werden in Schlesien an dem letzten Abende im Jahr, und acht Tage früher, an dem Abende vor Weihnachten, verspeist. Selbst der Aermste muss an diesen Abenden einen sogenanten Karpfisch haben. Die Händler benutzen dies und erhöhen um diese Zeit die Preise. Die Karpfenzucht gedeiht nicht jedes Jahr gleich gut. Trokkene Jahre sind für die seichten Teiche schlimm; und es komt wohl, dass die Fische mitten im Sommer, gewöhnlich denn, damit sie nicht sterben, des Nachts herausgenommen werden müssen, weil der Wasservorrath für die Menge der Fische zu gering ist. Auch nicht auf jedem Grunde wachsen die Karpfen gleich gut. Ein warmes nasses Jahr ist der Karpfenzucht am günstigsten.

So wichtig auch nach diesem die Fischzucht erscheint, so ist doch bei mancher Teichwirthschaft die Fischzucht keineswegs das Wichtigste, sondern mehr nur ein Mittel zu einem andern Zwekk. Die meisten großen Fischteiche werden nur 3 Jahre hinter einander zur Fischzucht benutzt. Nach diesen 3 Jahren spant man sie einige Jahre nicht an und gebraucht den Boden als Akkerland. In diesen Teichen gewint man oft das herlichste Getreide ohne allen Dünger. Nämlich durch die dreijährige Spannung des Wassers wird viel Schlamm hineingetrieben, Rohr und

andere Wassergewächse entstehen, und der Boden saugt eine große Menge nährender Feuchtigkeit in sich. Jetzt wird der Grund umgepflügt; die Wassergewächse mit ihren Wurzeln düngen, der Schlamm nährt und die Feuchtigkeit kräftigt die Wurzeln. Allmälig verbessert sich überhaupt ein solcher Teichgrund, und man hat Beispiele, dass da, wo früherhin der Grund sandig war, allmälig er eine Kruste guten Bodens erhielt. Manche Gegenden würden jetzt nicht Wiesen sein, wären sie nicht früherhin als Teiche benutzt worden. Solche Teiche dagegen, welche man lange Zeit zur Fischzucht benutzt, pflegen sich ganz mit Rohr, Rohrkolben, großen Binsen und Schilf zu beziehn. Diese Gewächse werden geschnitten, in Schoben (Gebunde) gemacht und zum Dachdekken verbraucht. Es gibt Teiche, die jährlich für 1000 Thaler Schoben liefern. Im Trebnitzschen und auch in andern Gegenden, wo die Flüsse und Bäche sehr schlammführend sind, hat man auch die Einrichtung, dass man nach Ablauf einiger Jahre die Teiche, vorzüglich die Mühlteiche, schlämt. Man läst das Wasser ab und wirft dann mehre hundert Fuder Schlamm heraus. Dadurch erhält der Teich mehr Tiefe und man gewinnet ein herliches Düngungsmittel. Den Schlamm läst man einige Jahre neben dem Teiche liegen und arbeitet ihn alle Jahre ein Mal durch, damit er von der Luft mehr zersetzt wird; denn indem er aus dem Grunde herausgeworfen wird, ist er noch nicht zum Düngen geschikt.

Mit dem Nützlichen verbindet sich bei der Teichwirthschaft auch das Angenehme. Schon die großen Wasserspiegel geben einer Gegend ein freundliches Ansehen. Schilf, Rohr und andere Wassergewächse umkränzen das Gewässer, und auf demselben halten sich viele Wasservögel, Enten, Wasserhühner und im Militschen auch Schwäne auf. Die Besitzer von diesen Teichen veranstalten bisweilen große Entenjagden; die Jäger fahren auf Gondeln,

Hunde und Menschen scheuchen die Enten auf, und werden auch nicht immer viele geschossen, so gewährt doch die Jagd selbst, und andere Festlichkeiten, die sich wohl daran anschließen, als Feuerwerke und fröhliche Mahle, großes Vergnügen.

VI. Bergbau und Hüttenwesen.

Der ganze Berg- und Hüttenbetrieb in Schlesien wird von dem Oberbergamte in Brieg geleitet, das bis zum Jahr 1818 in Breslau, und vor 1778 zu Reichenbach sich befand. Unter diesem Oberbergamt stehen vier Bergämter, das zu Kupferberg, das zu Waldenburg, das zu Reichenstein und das zu Tarnowitz. Die fünf größten Hüttenwerke in Oberschlesien, nämlich bei Kreuzburg, zu Malapane, Gleiwitz, Riebnikk und Königshütte, stehen aber nicht unter diesen Bergämtern, sondern haben ihre eigenen Hüttenämter, die unmittelbar von dem Oberbergamte abhangen.

Der Bergbau in Niederschlesien an den Abhängen des Riesengebürges, der Eule und des Jauersberges ist sehr alt; und sobald die schlesische Geschichte an zu tagen fängt, finden wir auch diesen Bergbau, der größtentheils auf Gold und Silber gerichtet war, in Thätigkeit. Sehr blühte unter andern der Goldberger Bergbau unter Heinrich dem Ersten; und überhaupt im 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert ist Schlesien wegen seines Bergbaues berühmt. Im 15ten und 16ten Jahrhundert sank er immer mehr, theils durch Bedrükkungen, vorzüglich aber durch die Umgestaltung aller Verhältnisse, namentlich durch die Vermehrung des Goldes und Silbers, wodurch minder einträgliche Bergwerke in Stokken geriethen, weil Kosten und Ertrag nicht mehr im richtigem Verhältniß

standen. Im 17ten und 18ten Jahrhundert war man zwar unter östreichischer Hoheit bemüht, den Bergbau wieder zu heben, allein es ward wenig ausgerichtet; theils war die ganze Verfassung dem Bergbau nicht günstig, theils waren auch die ergiebigern Erzmittel von den Vorfahren abgebaut. Die Größe des jetzigen Bergbaues in Schlesien verdankt ihr Dasein dem preußischen Minister Grafen von Reden, der sein Augenmerk auf den Blei-, Steinkohlen- und Eisenhüttenbetrieb in Oberschlesien richtete, und dadurch jenem Theile Schlesiens ein neues Leben gab.

Man kann die Wiederbelebung des schlesischen Bergbaues vom Jahr 1778 an rechnen, wo Reden dessen Leitung übernahm. Schon früher (1769) hatte Schlesien eine neue, noch jetzt bestehende Bergordnung erhalten, und zwei Jahre vorher waren die Steinkohlenflöze bei Waldenburg geöfnet. Dieser Steinkohlenbergbau ist in Niederschlesien jetzt fast nur allein recht einträglich. — Der Steinkohlenbergbau in Oberschlesien ward mit dem Jahr 1790 erst recht angefangen, und hat jetzt schon eine größere Ausdehnung, als der niederschlesische. Dazu kommen in Oberschlesien die Zinkhütten, Eisenhütten und Bleiwerke, so dass jetzt Oberschlesien der eigentliche Sitz des schlesischen Bergbaues ist. — Wir verfolgen hier das Berg- und Hüttenwesen in den vier verschiedenen Bergamtsbezirken.

I. Das Kupferberger Bergamtsbezirk (gewöhnlich das Jauersche genant) enthält das Riesengebürge, das Bleigebürge östlich vom Bober, und die zu beiden gehörigen Vorgebürge nördlich und östlich. Das Grundgebürge dieses Bezirks ist Kerngranit, um den sich Gneusgranit, Urschiefer und Glimmerschiefer lagern, welche Erze führen. Namentlich wurden bei Schreiberhau und Krummhübel in spätern Zeiten Versuche auf Bleiglanz in

Gneus-Granit gemacht; welche indeſs wegen Kargheit wieder aufgegeben werden muſten. Auch Schwefelkies-lager ſind in dem Gneus-Granit enthalten; und es wurde bei Schreiberhau in der Friedrichs- und Friedrichsthales-grube bis auf die neueſten Zeiten darauf gebaut. Ja bei Schmiedeberg ſetzt in dieſen Gneus-Granit Magneteiſen-ſtein gangartig auf; der im 12ten und 13ten Jahrhun-dert einen blühenden Bergbau hier veranlaſte, welcher auch vor 4 Jahren wieder in Aufnahme gebracht iſt, und mit Benutzung eines Brauneiſenſteinlagers, welches nördlich davon liegt, jetzt einen Hohofen *) und eine Friſchhütte in Oberſchmiedeberg in Gang erhält. In dem Glimmer-ſchiefergebürge, das ſich von Raspenau in Böhmen unter Flinsberg bis über den Kemnitzbach erſtrekt, befinden ſich Lager von Zinn- und Kobalterzen, die ſchon vor mehren Jahrhunderten benutzt wurden. Der Zinnbergbau hat aber in den neuern Zeiten, ungeachtet koſtbarer Verſuche bei Giehren und Krobsdorf, nicht wieder in Aufnahme gebracht werden können, weil die reichen Erze abgebaut ſind. Der Kobaltbergbau ward 1769 durch den Grafen von Schafgotſch wieder aufgenommen, und die Grube zu St. Maria Anna liefert dem Blaufarbenwerk zu Queerbach die nöthigen Stoffe. In dem Urſchiefergebürge bei Rohnau, Rudolſtädt und Kupferberg iſt in neuern Zeiten der Bergbau wieder aufgenommen. Die Gruben Mor-genſtern, Hofnung, Neues Glükk und Guſtav bei Rohnau verſorgen die großen Schwefel- und Vitriolwerke zu Rohnau, Schönbach und Schreiberhau mit Schwefelkieſen.

---

*) In den Hohöfen wird aus Erzen, in Verbindung mit Kohlen, Roheiſen durch Schmelzung gewonnen; in den Friſchfeuern, oder den Friſchhütten, arbeitet man das Roheiſen (Guſseiſen) in Gareiſen (Schmiedeeiſen) um.

Der große Kupferbergbau bei Kupferberg ist fast ganz eingegangen; man baut noch auf dem Felix-Gange, und ist bemüht, durch den Kupferberger Stollen die Gewässer zu lösen, um dann tiefer bauen zu können. Die Friederike Juliane bei Rudolstädt lieferte von 1783 bis 1803 vortrefliche und reiche Erze. Der fröhliche Anblikk, worauf der Rudolstädter Bergbau neuer Zeit sich allein beschränkt, liegt jetzt im Fristen, wird aber wahrscheinlich bald wieder in Betrieb kommen, da noch gute Anbrüche vorhanden sind. Die Kupfererze werden in der Rudolstädter Kupferhütte auch bereitet und zu gute gemacht. *) Der große Bergbau der alten, jetzt zu einem Dorf herabgesunkenen, Bergstadt Altenberg, oben an der Katzbach, hat in neuern Zeiten nicht wieder in Aufnahme gebracht werden können. Es ward auf Arsenikkies, Bleiglanz und Fahlerz gebaut. Die verfallene Arsenikhütte wird jetzt wieder hergestelt, um die in letztern Zeiten gewonnenen Arsenikkiese zu gute zu machen. Der früherhin zwischen Goldberg, Schönau und Jauer, bei Konradswaldau, Kolbitz, Hasel und Prausnitz im Urschiefer geführte Bau auf kupferhaltigen Schiefer ist ganz eingegangen, und kann wegen geringer Haltung nicht wieder aufgenommen werden. In dem Quadersandsteingebilde, das von Bunzlau aus neben dem Grädizberge nach dem Wolfsberge bei Goldberg sich hinzieht, ward vor einigen Jahren unterhalb Löwenberg bei Wenig-Rakwitz und Ottendorf auf Steinkohlen gebaut; aber die geringe Mächtigkeit der Flöze hat den Bau eingehen lassen. Bei Goldberg, Wahlstatt, Nikolsstadt, Wanderisch, Giers-

---

*) Zu gute machen heißt aus rohen Stoffen, wie sie aus den Berggruben kommen, solche Stoffe gewinnen, die als Metalle, Farben, Salze u. s. w. gebraucht werden; — aus Erzeugnissen der Schöpfung Erzeugnisse der Kunst machen.

dorf und Wilhelmsdorf fand der alte berühmte Goldbergbau statt. Bei Goldberg soll wöchentlich, wenn es nicht übertrieben ist, 150 Pfund Gold gewonnen worden sein. Im vorigen Jahrhundert wurden vergebliche Versuche zur Wiederbetreibung dieses Baues gemacht.

Der ganze Kupferberger Bergbezirk hat im Jahr 1816 Folgendes geliefert:

1) Kupfer. Die Felixgrube hat aus 1100 Zentner Stufferzen und 880 Zentner Schliechen (d. i. durch Pochwerke und Schlemmungen gewonnene Sanderze) 328 Zentner *) 78 Pfund Gaarkupfer geliefert.

2) Arsenik. Aus dem Bergmann'strost sind 712 Zentner ungeschiedene Arsenikkiese gefördert; aber wegen Mangel an Pochwerken und an einer Hütte nicht zubereitet und zu gute gemacht. Die Bleigruben fristeten gänzlich. Bei der Zinnversuchsarbeit in Krobsdorf sind 30 Zentner Zinnzwitter gewonnen worden.

3) Kobalt. Aus 18,168 Zentner Pocherzen sind 559 Zentner blaue Farbe zu Queerbach gewonnen.

4) Schwefel und Vitriol. Es wurden auf 4 Schwefelkieszechen bei Rohnau 114,725 Zentner Kiese gefördert, wovon 51,877 Zentner verpocht und verwaschen wurden, die 7750 Zentner Schlieche lieferten. Diese Schlieche werden zuerst durch die Behandlung im Schwefeltreibofen auf Schwefel, und die abgerösteten Schlieche demnächst auf Vitriol benutzt. Auf Rohnau und Schönbach sind 7655 Zentner Schlieche abgedampft und daraus 1043 Zentner 66 Pfund Rohschwefel und 5762 Abbrände gewonnen. Ueberhaupt haben beide Werke 1188½ Zentner geläuterten Schwefel, 14½ Zentner Schwefelblüthe und

---

*) Der schlesische Zentner, wornach hier noch gerechnet ist, beträgt 4½ Berliner Pfund mehr, als der Berliner.

13½ Zentner Grauschwefel; ferner 5313 Zentner Eisenvitriol, 481 Zentner Zipervitriol, 962 Zentner Admonter, 270 Zentner Beireuther, 27¼ Zentner Zinkvitriol, 8½ Zentner Alaun, 206¾ Zentner Vitriolöl und 112 Zentner rothe Farbe geliefert. Der dazu verbrauchte Eisenvitriolschwand, 1606¼ Zentner, ward im Schweidnitzschen aus Steinkohlen bereitet. — Das Schreiberhauer Werk lieferte 110 Zentner Admonter, 16½ Zentner Zinkvitriol, 87½ Zentner Zipervitriol, 125¾ Zentn. Vitriolöl, 18 Z. Scheidewasser und 106 Z. rothe Farbe. Der Berg- und Hüttenbetrieb hat im Jahr 1816 (mit Ausschluss der Frauen und Kinder) im Kupferberger Bezirk 286 Arbeiter beschäftigt und ernährt. Der Werth des Erzeugten betrug 79,348 Thlr. 20 Gr. Nach Abzug der Kosten und des Verlustes bei den verschiedenen Versuchen sind 15,970 Thlr. dabei gewonnen worden. Die Eisenhütten in Ober-Schmiedeberg, die indeſs auch unbedeutend sind, fehlen in dieser Berechnung.

II. Das Waldenburger Bergamtsbezirk (gewöhnlich das Schweidnitzer genant) enthält das Eulengebürge und das Rabengebürge. Das Eulengebürge besteht auf der schlesischen Seite aus Gneus, der sich von Salzbrunn hin bis nach Wartha lagert. Dieser Gneus enthält mehre Erze, worauf in frühern Zeiten mit Erfolg gebaut wurde. Die neuern Versuche sind nicht sehr belohnend gewesen; nur in Weistritz wird noch auf Blei gebaut. Südwestlich von dem Gneus findet man mehre Porfürberge, als den Wildberg, Storchberg, Buchberg, Hochberg, Kohlberg, Butterberg, Hochwald und Sattelwald. Bei Gottesberg und Gablau führt der Porfür Erze. Auf diesen Erzen gründet sich der ehemalige Gottesberger Bergbau, der im 16ten Jahrhundert angefangen ward und durch den dreißigjährigen Krieg ins Stokken gerieth. Spätere Versuche, den Bergbau wieder anzufangen, fielen ungünstig aus.

Zwischen den einzelnen Porfürkuppen windet sich ein Steinkohlenflöz durch, das unweit Schatzlar in Böhmen anfängt, westlich vor Liebau, östlich vor Landeshut vorbeistreicht und in dem Bekken zwischen dem Hochwald und der Vogelkippe bei Altwasser, Hermsdorf und Waldenburg am mächtigsten ist. Von Waldenburg streicht es in südöstlicher Richtung über Wüstegiersdorf und Hausdorf bis in die Gegend von Silberberg. Von da geht wahrscheinlich der Zug über Volpersdorf nach der Grafschaft Glaz fort, so dass die Steinkohlen bei Schlegel und Ekkersdorf auch dazu gehören. Die älteste Steinkohlengrube ist die Hochbergsgrube, welche 1767 eingelegt ward. Ein Jahr später wurde die Fuchsgrube geöfnet. Der ganze Kohlenbau ist in vier Bezirke eingetheilt; jedem Bezirke steht ein Geschworner vor. Drei Bezirke sind um Waldenburg, der vierte in der Grafschaft Glaz. Alle Gruben, ohne Ausnahme, sind gewerkschaftlich, und also das Eigenthum von besondern Besitzern; allein der Staat führt die Aufsicht und leitet, mit Zuziehung der Besitzer, das Ganze. Am Ende des Jahres 1817 waren 26 Ausbeutzechen, 12 Freibauzechen (die weder leisten noch kosten), 6 Zubußzechen (die gebaut werden müssen, um sie wieder zu Ausbeutzechen zu machen) und 38 fristende Zechen. Im Jahr 1816 wurden 2,252,350 Scheffel Kohlen und 58,508 Bakkoks (Staubkohlen, die durch Glühen in Stükke verwandelt werden) gewonnen. Im Jahr 1778 gewann man nur 221,683 Scheffel; also jetzt 2,000000 Scheffel mehr. Damals betrug der Werth des Gewonnenen 17,440 Thaler; jetzt (1816) 265,344 Thlr.; damals machte die Ausbeute 3402 Thaler, jetzt 53,715 Thlr. Auf der Seegen-Gottes- und Glükhilfs-Grube geschieht die Schachtförderung mit einer zwölfzölligen, doppelt würkenden Dampfmaschine. Die Steinkohlen aus der Fuchsgrube und dem Emilienflöz

werden durch einen langen, schifbaren Stollen gefördert, der 5 Fuß breit ist. Er mündet sich auf der Straße von Altwasser nach Waldenburg aus, und ist bei seiner Ausmündung mit einem Bekken versehen, der die herauskommenden Boote, wovon gewöhnlich mehre an einander gekettet sind, aufnimt, und aus denen, vermittelst eines Krahnen, die vollen Steinkohlenkasten ausgehoben, ausgeleert und wieder eingesetzt werden. Dieser Fuchsstollen ist einer der sehenswerthesten unterirdischen Bauten. Drei andere Stollen lösen die Gewässer aus den Bergen. Der größte Theil der gewonnenen Steinkohlen wird in den schlesischen Gebürgsgegenden selbst verbraucht; ein anderer Theil geht nach andern Gegenden Niederschlesiens, vorzüglich nach Breslau, auf einer Kiesstraße. Die Kohlen, welche nach Berlin gehen, oder überhaupt auf der Oder weiter geführt werden sollen, müssen über Striegau bis Maltsch an der Oder auf einer besonders dazu eingerichteten Kiesstraße gefahren werden. Der Absatz von Bakkooks dorthin ist am wichtigsten. Die Verkookung geschieht in Oefen von gemauerten Heerden und flachen Gewölben, die den Bakköfen nicht unähnlich sind. Zur Beförderung des Absatzes im Lande wird jetzt eine Straße über Adelsbach und Bolkenhein in Stand gesetzt, wodurch die Gegenden von Jauer, Liegnitz und Goldberg sehr gewinnen werden. — Im Jahr 1816 hat dieser Steinkohlenbergbau 1403 Bergleute, ohne Frauen und Kinder, beschäftiget und ernährt.

III. Der Reichensteinsche Bergamtsbezirk (auch der münsterberg-glazische genant) enthält das Schneegebürge und den Jauersberg. Unten am Jauersberge befinden sich im Glimmerschiefer mächtige Lager von Serpentin und Kalk. Im Serpentin trift man fast immer Erze; so auch hier. Diese haben in ältern Zeiten dem berühmten Gold-

bergbau bei Reichenstein sein Dasein gegeben. Ungeheure Schlakken, die sich in einem Thale hin erstrekken, das deshalb das Schlakkenthal heißt, bezeugen, welchen Umfang dieser Bergbau gehabt hat. Wie bei Reichenstein auf Gold, so ward bei Silberberg auf Silber und Blei gebaut; wahrscheinlich schon im 11ten Jahrhundert. Neuere Versuche bei Silberberg sind gänzlich gemissglükt; und der ganze jetzige Bergbau in diesem Bezirk beschränkt sich auf den Arsenikkies, der auf den beiden Gruben Reichetrost und goldner Esel gewonnen wird. Die Reichensteiner Bürger besitzen die Gruben, indem ihnen 112 Kuxe (Antheile) gehören, während der Landesherr nur zwei freie Erbkuxe und zehn andere, die Knapschaftskasse *) aber vier hat. Die Poch- und Hüttenwerke sind landesherlich. Außer dem Arsenikkies kommen auch Blei- und Kupfererze in den Gruben vor, doch lohnen sie nicht. In den frühesten Zeiten baute man des Goldes wegen auf den Arsenikkies, er enthielt aber nur $\frac{1}{16}$ Loth im Zentner rein Erz; so dass es in den letzten Jahrhunderten unmöglich ward, diesen Bau fortzusetzen. Im Jahr 1700 machte man den Anfang mit der Benutzung der Erze auf Arsenik. Die Alten scheinen den Arsenikkies geröstet, geschmolzen und mit Blei versetzt zu haben, um so das Gold zu gewinnen. Man macht auch jetzt Versuche, ob man aus der rothen Schlieche, die nach Gewinnung des Arsenik überbleibt, nicht Gold erhalten kann. Bisher sind die Versuche noch nicht geglükt. Nahe an der Stadt liegen die Poch- und

---

*) Die Knapschaftskasse wird theils durch Kuxe, theils durch gewisse Abzüge, die jeder Bergmann erleidet, oder durch freie Schichten (Arbeitszeiten), die er macht, unterhalten, und dient zur Unterstützung aller Bergleute, die deren bedürfen, zur Unterhaltung von Schulen, zur Anschaffung von Arzneien und ärztlicher Hülfe u. s. w.

Schlemmwerke zur Sonderung des reinen Erzes; etwas entfernter befindet sich die Arsenikhütte. Diese hat zwei muffelartig eingerichtete Flammöfen, worin die Schliechen abgedampft werden. Der Arsenikgehalt setzt sich bei dieser Abdampfung oben in ein Verdichtungsgebäude. Das dadurch gewonnene Arsenikmehl wird in einer Reinigungshütte in weißes oder gelbes Arsenikglas verwandelt, oder zu rothen und metallischen Arsenik gemacht. Das Geschäft der Arsenikbereitung ist nicht angenehm. Die Arbeiter müssen sich Nase und Mund sehr verwahren, und doch sollen sie nicht lange leben. *) Die ganze Umgegend hat eine gewisse Oede, welche durch die Schlakken und die gebranten Schlieche noch vermehrt wird. Seit 1807 ist der Absatz des Arseniks gering, so dass große Vorräthe da sind. — In diesem Reichensteinschen Bergamtsbezirk befinden sich auch die berühmten Chrüsoprase, welche nur Schlesien hat. Man gräbt und schurft sie aus bei den Dörfern Kosemitz, Gläsendorf und Baumgarten an der Straße von Nimptsch nach Frankenstein. Nur zu Baumgarten finden jetzt noch solche Sucharbeiten statt, und es hält schweer, ausgezeichnete Stükke zu finden. — Nördlich von Neiße befindet sich ein großes Torflager, welches Schwefelkies fein eingesprengt enthält. Dieser Torf hat die Entstehung zweier großer Vitriolwerke zu Kamnig und Schmelzdorf veranlast. Der Torf muss 2 bis 3 Monate in bedekten Schubben liegen, der Schwefelkies zersetzt sich durch Zutrit der Luft und der Vitriol bildet sich freiwillig. Ist dies geschehen, so wird die Torferde ausgelaugt. Der

---

*) Ich war mit einem Gefährten vor einigen Jahren dort, und nahm mit dem Alles genau in Augenschein. Der erhielt aber von den Dämpfen, wovor wir uns noch nach Möglichkeit durch ein Tuch zu verwahren suchten, einen starken Husten.

W. H.

Torf wird leicht gewonnen, und der Vitriol ist sehr rein, darum sind diese Hütten außerordentlich einträglich. — Der Reichensteinsche Bergamtsbezirk hat 1816 Folgendes geliefert:

1) Arsenik. 1385 Zentner weißen, 491 Zentner gelben, 9 Zentner 13 Pfund weißen und 9 Zentner gelben Sublimat.

2) Vitriol. Das Kamniger Werk lieferte 3362¾ Zentner Eisenvitriol, 489⅓ Zentner Admonter, 47⅔ Ztnr. Salzburger, 53 Zentner Ziper-Vitriol, 84 Zentner Vitriolöl und 185 Zentner rothe Farbe; das Schmelzdorfer Werk 3713 Zentner Eisenvitriol, 158½ Zentner-Admonter, 3 Zentner Salzburger und 2½ Zentner Ziper-Vitriol.

Ueberhaupt haben im Jahr 1816 in diesem Bezirk 134 Berg- und Hüttenleute gearbeitet, für 43,787 Thaler Erzeugnisse geliefert, woran 6016 Thaler Ausbeute gemacht wurden.

IV. Der oberschlesische Bergamtsbezirk enthält die nordwestlichen Abhänge der Karpathen und die nordöstlichen Abhänge des mährischen Gebürges. Die Gebürge selbst umkränzen das Land, welches nur Flözauflagerungen davon besitzt. Der Grund dieser Flözlagerungen scheint Grauwakkeschiefer zu sein, weil derselbe sich in der Bergspitze bei Tost zeigt, worauf ein altes zerstörtes Schloss gebaut ist. Auf dieser Grauwakke lagert sich Steinkohlensandstein, welcher den ganzen südlichen Theil von Oberschlesien, 12 Meilen lang und 6 Meilen breit, einnimt. Nicht überall scheint dieser Sandstein Steinkohlen zu führen; allein die jetzt schon entdekten Flöze werden in einigen Jahrhunderten noch nicht abgebauet sein. Auf dem Steinkohlensandstein hat sich ein sehr weit ausgebreitetes Kalkgebilde gelagert, das auf mehren Punkten mit jüngerem Kalkstein bedekt ist. Dieser Kalkstein erstrekt sich auch auf

das linke Ufer herunter und nimt den größten Theil Oberschlesiens auf der rechten Seite ein. Das Hangende des ältern Kalksteins enthält an mehren Stellen Bleiglanz, Galmei und thonigen Brauneisenstein; die nicht mit einander, aber dicht neben einander vorkommen. Diese Erzmittel befinden sich aber nie auf großen Strekken, setzen öfter ab, und machen deshalb den Bau darauf etwas kostspielig. Der ältere Kalkstein enthält viele Versteinerungen, der jüngere nicht; beide Lagerungen sind erzführend; der jüngere Kalkstein enthält vorzüglich den Brauneisenstein und Galmei, der ältere mehr den Bleiglanz. Statt des jüngern Kalksteins findet man oft eine regelmäßige Lagerung von blauen und braunen Letten. In diesen Letten liegen nesterweise abgerundete Stükke von Thoneisenstein und Spateisenstein. Diese Letten erstrekken sich bis Namslau in Niederschlesien herunter. Der höchste Punkt aller dieser Flöze ist der St. Annaberg bei Leschnitz, unweit der Oder, 1200 Fuß über der Meeresfläche, dessen Spitze aus Basalt besteht. Die Kalksteinlagerungen ziehen sich bis fast zur Spitze heran. Man hat von diesem Berge, nämlich von dem Kirchthurm des dortigen Franziskanerklosters, die schönste Aussicht in ganz Oberschlesien. Aus dem Vorigen erhellet schon, dass der Bergbau Oberschlesiens sich auf Steinkohlen, Galmei, Blei- und Eisenerze erstrekt. Wir verfolgen die Gegenstände einzeln:

1) Der Steinkohlenbergbau. Da der Bau auf Steinkohlen in Oberschlesien noch nicht lange dauert und die Ausdehnung des Gebürges, worin solche Flöze vorkommen, groß ist; so weiß man über die Richtung und den Zusammenhang der Flöze noch sehr wenig. Im östlichen Theile sind jetzt zwei Hauptzweige bekant; der hangende Zug fängt sich etwas südlich von Gleiwitz an, und geht nach Osten zu zur Przemsa, einem Nebenfluss der Weichsel, der einen Theil der Gränze zwischen Pohlen

und Schlesien bildet; bei der Przemsa wendet sich der Zug mehr südlich und geht ins Krakauer Gebiet. Der zweite oder der liegende Zug, der von letzterm durch ein mächtiges aufgeschwemtes Gebürge getrent ist, folgt in seinem Hauptstreichen dem hangenden Zuge, hebt sich bei dem Dorfe Tscherwanka, westlich von Riebnikk, deutlich hervor, und streicht dann in der Richtung der Städte Nikolai und Berun hin, von wo er zur Weichsel fortsetzt. Wahrscheinlich fängt der Zug, der sich südwestlich von Riebnikk befindet und sich nach Westen über Birdultau, Ridultau und Tschernitz zur Oder zieht, mit dem Anfange des eben erwähnten liegenden zusammen, so dass er nur den westlichen Theil desselben ausmacht. Ob dieses Steinkohlengebürge auf der rechten Seite mit einem andern auf der linken Seite unweit der Oppa zusammenhängt, ist noch nicht ausgemittelt. Mancherlei Verschiedenheiten, namentlich der Umstand, dass die Flöze auf der linken Seite mehr stehen als liegen, die auf der rechten Seite aber liegen, und dass die Steinkohlen selbst, wie der Sandstein, verschieden sind, spricht gegen den Zusammenhang. Die Steinkohlenflöze im hangenden Hauptzuge, z. B. bei Sabersch und Königshütte, zeichnen sich durch eine Mächtigkeit von zwei bis drei Lachtern aus. So groß der Reichthum Oberschlesiens an Steinkohlen auch ist, so haben die übrigen Theile des preußischen Staats wenig Theil daran nehmen können, weil die Verbindung dieser Gegenden mit der Oder und die obere Oderschiffahrt selbst nicht sehr fördernd sind. Es verbindet freilich der Klodnitzkanal, ein großes Werk, das 1805 fertig wurde, die Luisengrube zu Sabersch mit der Oder; allein so herlich dieser Schrifsgraben sich auch ansieht, so entspricht er wegen der vielen Schleusen und der zwei Rutschflächen doch seinem Zwekke nicht und kostet mehr, als er einbringt. Dieser Schifsgraben zerfält in drei Theile. Der erste Theil befindet sich, gleich dem Fuchs-

stollen, unter der Erde, und hat bei Saberſch ſein Mundloch; er beträgt 1039 Lachter. Der zweite Theil hat keine Schleuſe, ſondern 2 Rutſchflächen (Rollwerke), um Waſſer zu erſparen, was in dieſen obern Gegenden im Sommer ſonſt mangeln würde. Der dritte Theil enthält Schleuſen. Einige Mal läuft der Schifsgraben über tiefe Schlünde weg und wird durch gemauerte Bogen getragen. An vielen Stellen iſt er mit Mauerwerk eingefaſt; über ihn führen mehre ſchöne gemauerte Brükken. Neben ihm geht ein Weg, zum Ziehen für Pferde und Menſchen geeignet, der auch unter den Brükken durchführt. Da, wo die Gebiete von Saberſch und Gleiwitz gränzen, iſt die erſte Rutſchfläche, auf der die gefülten Steinkohlennachen herunter und die leeren Nachen durch Winden heraufgezogen werden. Die zweite Rutſchfläche iſt bei der Gleiwitzer Eiſengießerei. Bis hierher empfängt der Schifsgraben theils aus den Gruben, theils von Beuthen her ſeine Wäſſer. Er iſt überall etwa drittehalb Ruthen auf dem Waſſerſpiegel breit. Von Gleiwitz an nimt der Kanal den Klodnitzfluſs auf, durch welchen er geſpeiſt wird, und geht auf der rechten Seite dieſes Fluſſes bis zum Dorfe Tſcherwiunka, bis wohin von Gleiwitz aus 4 Schleuſen ſind. Bei Tſcherwiunka geht der Schifsgraben queer über die Klodnitz zur linken Seite, und erreicht bei der Stadt Ujeſt die 11te Schleuſe. Von hier geht er nach Schlawenzig, Blechhammer und den Medarer Hütten. Hinter dem Dorfe Kanderzin, wo die 16te Schleuſe iſt, geht er wieder queer über der Klodnitz auf die rechte Seite derſelben, und fält unterhalb Koſel, wo die 18te Schleuſe iſt, in die Oder. Er iſt unterhalb viertehalb Ruthen breit. Von Schlawenzig an ſind Schleuſen und Brükken von Holz, aber von Saberſch bis Schlawenzig alle von Sandſtein. Es iſt ſelten, daſs der ganze Schifsgraben gebraucht werden kann; bald iſt an dieſer, bald an jener Schleuſe

etwas zu bauen. Bewundern muss man an diesem Werke, was menschliche Kräfte vermögen; denn von Saberſch bis Kosel sind am Schifsgraben herunter 6 bis 7 Meilen. Der Oberhüttenrath Karsten räth, eine Eisenschienenstraße für die Beförderung der Steinkohlen oder einen andern Schifsgraben bis etwa nach Oppeln hin anzulegen.

Am Ende des Jahres 1817 befanden sich im oberschlesischen Bergamtsbezirk 18 Ausbeutezechen und 36 fristende Zechen auf Steinkohlen. Nur drei von diesen Gruben wurden auf landesherliche Rechnung gebaut; nämlich die Hoimgrube im Amt Riebnikk, die Luisengrube bei Saberſch und die Königsgrube bei Königshütte. In diese letzte Grube kann man durch einen gangbaren Stollen eingehen, und es befinden sich unten auch Pferde zum Heranziehen der gefülten Kasten. Die Pferde haben ihren Stall unten, und kommen nur zu gewissen Zeiten an die frische Luft; sie sind unten so einheimisch, dass sie durch alle Gänge hindurch, wenn sie ausgespant werden, von selbst in den Stall finden. Dadurch, dass unter Redens weiser Leitung das Eisenschmelzen durch abgeschwefelte oder verkookte Steinkohlen statt der Holzkohlen eingeführt ward, hat der Werth der Steinkohlen sehr gewonnen. Die Unterhaltung der Frischfeuer mit Kooken hat bisher noch nicht gelingen wollen. Wie allmälig der Steinkohlenbau in Oberschlesien gestiegen ist, ersieht man aus Folgendem: Im J. 1786 wurden in ganz Oberschlesien 16,639 Scheffel Kohlen gewonnen; ihr Werth war 1990 Thaler und die Ausbeute davon 896 Thaler. Im Jahr 1816 wurden 2,046,866 Scheffel gewonnen; deren Werth betrug 147,165 Thaler, und an diesen wurden 24,641 Thaler Ausbeute gemacht. Die Förderung der Steinkohlen geschieht fast überall mit Haspeln. Auf der Königsgrube befindet sich dazu eine Dampfmaschine. Außer dem Stollen

bei Saberſch gibt es keinen Hauptſtollen; die Gruben lösen das Waſſer durch Handpumpen oder Kübel, da man noch in geringer Tiefe baut, und es auch nicht gut iſt, durch tiefe Stollen die Steinkohlenflöze zu ſehr abzutrok-nen, weil das ihrer Güte ſchadet. Im Jahr 1816 hat der oberſchleſiſche Steinkohlenbergbau 859 Bergarbeiter beſchäftigt.

Seit einigen Jahren wendet man die Staubkohlen an zur Erzeugung von Alaun, weil dieſe Kohlen gar nicht abgeſetzt werden. Man ſtürzt die Kohlen zu dieſem Behuf in langen Meilern auf, und ſetzt ſie oben in Brand. Die entſtandene Aſche wird abgezogen, bis der ganze Mei-ler von oben nach unten (von außen nach innen) abge-brant iſt. Damit das Glimmen langſam geht, wird von Zeit zu Zeit der Meiler mit Waſſer beſprengt. Auf der Sakkhütte zu Tſchernitz wendet man auch die ſchwefelkies-haltigen Schiefer, die auf den Kohlenflözen liegen, dazu mit an. Die erhaltene Aſche wird ausgelaugt und dann noch ein Mal zum Bedekken der Meiler angewandt, um den Schwefelkies zu zerſtören. Die Lauge wird theils in eiſernen Keſſeln, theils in bleiernen Pfannen eingekocht und dann mit Pottaſche oder Seifenſiederfluſs verſetzt, worauf ſich das Alaunmehl niederſchlägt und weiter bear-beitet wird. Weil aber der Alaun ſo ſehr im Preiſe ge-ſunken iſt, ſo ſind nur 2 Hütten im Gang, obgleich ſchon die Belehnung auf 7 ertheilt war. Dieſe beiden Hütten haben 1816 geliefert:

a) die Lukrezienhütte an der Brzemſe 1010 Zentner;
b) die Sakkhütte bei Tſchernitz 314 Zentner.

Dieſe 1324 Zentner betrugen 14,502 Thlr. an Werth, woran 883 Thaler Ausbeute waren. Es fanden 26 Hüt-tenarbeiter bei dieſem Betrieb Beſchäftigung.

2) Der Bleibergbau befindet ſich um Tarnowitz, weſtlich ſich um die Stadt ziehend, von dem Trokkenberge

an, der sich in südlicher Richtung von der Stadt befindet und schon in den ältesten Zeiten ganz durchwühlt ist, wie seine Oberfläche zeigt. In den übrigen Gegenden, wo auch der Kalkstein liegt, hat man noch keinen erträglichen Bleiglanz gefunden. Auch bei Tarnowitz trift man zwei Drittel nicht metallführenden Kalkstein. Ungeachtet dieser Kargheit ist der Tarnowitzer Bergbau doch alt. Er soll 1526 dadurch veranlast worden sein, dass ein Bauer, Namens Bibela, ein Stükk Bleierz fand, das seine Ochsen ausgescharret hatten. Der Herzog Johann von Oppeln gab dem Bergbau Vorrechte und dem Ort den Namen Tarnowitz (Erzstadt). Er und der Markgraf Georg von Brandenburg ertheilten der neuen Stadt 1528 eine Bergordnung, und bis 1619 ward der Bergbau, vorzüglich durch Begünstigung der brandenburgschen Fürsten, ungestört fortgesetzt. Durch Vertreibung dieser Fürsten aus Oberschlesien, durch den dreißigjährigen Krieg überhaupt und durch Schwierigkeiten des Baues selbst kam derselbe 1629 zum Erliegen; ward aber 1650 dennoch wieder aufgenommen und bis 1755 fortgetrieben. Die vielen Wasserzuflüsse machten ihn jetzt auflässig; weil die Wasser durch Rosskünste musten gehoben werden, was viel kostete. Mit dem Jahr 1775 ward der Bergbau von Neuem angefangen. Um die Wässer zu dämpfen, wurde 1788 die erste Dampfmaschine angelegt, und 1805 dieser noch sechs hinzugefügt und ein Stollen durchgeschlagen. Dieser Durchschlag erfolgte 1806, und alle Dampfmaschinen bis auf eine 60zöllige konten nun entbehrt werden. Diese 60zöllige Maschine, *) welche sich nördlich von

---

*) Diese Maschine setzt gewiss jeden in Staunen, selbst wenn er auch schon kleinere Dampfmaschinen gesehen hat. Welche Größe in Allem! Kessel, Röhren, Hebel, alles erscheint übermensch-

Tarnowitz befindet, hebt die meisten Gewässer nur aus der tiefsten Strekke, der Redensstrekke, auf die Sohle des Gotthilfstollens, durch den es denn weiter fließt und zwischen der Maschine und der Friedrichshütte als ein kleiner Fluss zu Tage komt. Einiges Wasser wird bis zu Tage durch dieselbe Dampfmaschine gehoben, und theils zu den Schlemmanstalten gebraucht, theils die Stadt damit versorgt. In einer Minute erfolgen gegen 11 Wasserauswürfe durch diese Maschine; und diese betragen zusammen 500 Würfelfuß, wonach man sich die Stärke des Wassers, das aus dem Gotthilfstollen komt, vorstellen kann. Eine andere, 24zöllige, mehr nach Südwesten hin angebrachte, Maschine ist bloß deshalb errichtet, um den Waschwerken das gehörige Wasser zuzuführen, das deshalb auch von einem Waschwerk ins andere fließt und im Sommer bedekt wird, damit es nicht durch die Luft zu sehr verdampft. Die Länge der Bleigruben, vom Mundloch des Gotthilfstollens an bis zum äußersten Punkt der Stadt Beuthen hin, beträgt $1\frac{1}{4}$ Meile.

Die in diesen Gruben vorkommenden Erze sind größtentheils Bleiglanz, selten weiße und gelbe Bleierde, noch seltener Weiß-Bleierz, und höchst selten Grün-Bleierz. Die Aufbereitung der Erze in den Wäschen wird durch die Heraushebung des dazu nöthigen Wassers, das sonst durch den Gotthilfstollen abfließen könte, kostspielig. Eine Wäschanstalt folgt der andern. Der Bleigehalt der Erze beträgt 68 aufs Hundert; einige, die sehr schwefelhaltig

---

liche Arbeit zu sein. Am meisten wird man aber überrascht, wenn durch einen kleinen Drukk mit einem Mal diese gewaltige Maschine gehemt wird. Es soll aber noch eine größere auf der Königshütte erbaut werden, deren Zilinder im Sommer 1819 in Gleiwitz gegossen und gebohrt ward und 72 Zoll Durchmesser enthält.

sind, enthalten nur 56 aufs Hundert. Im Zentner Blei ist $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Loth Silber enthalten. Die Zugutemachung der Erze geschieht auf der nördlich von Tarnowitz gelegenen Friedrichshütte, die ihr Aufschlagwasser aus dem Gotthilfstollen größtentheils erhält, das dort auch noch eine Zinkblechwalze treibt. Die Bleiarbeit wird durch Kooke betrieben, und gehört, weil die Bleidämpfe giftig sind, zu den schlechtesten Arbeiten. Die reinen Erze werden in Krumm-Oefen, die durch Wäschen gewonnenen Schliechen in Hohöfen verschmolzen. Es befinden sich drei Krumm-Oefen dort, von denen zwei von Zeit zu Zeit in hohe Oefen umgeformt werden. Die geschmolzenen Werke werden bei Steinkohlen auf einem Mergelheerde vertrieben, indem 150 bis 160 Zentner mit einem Mal aufgesetzt werden. Der Ofen hat einen aus eisernen Stäben zusammengesetzten und ausgemauerten beweglichen Dekkel. Bei dem Treiben fallen 88 bis 89 aufs Hundert Glätte. Die Frischglätte wird bei rohen Steinkohlen über einem Krumm-Ofen verfrischt und gibt gegen 89 aufs Hundert Blei. Das Blikksilber wird mit Flammenfeuer auf einem beweglichen Test*) von Knochenasche fein abgebrant und ist sehr rein. Im Durchschnitt werden auf der Friedrichshütte jährlich 1400 Mark fein Silber, 8000 Zentner Blei und 8000 Zentner Glätte gewonnen. Im Jahr 1816 wurden 540 Arbeiter mit dem Bleiberg- und Hüttenbetrieb beschäftigt, und 18,057 Zentner Erze und 10,430 Ztnr. Schliechen geliefert. Die Friedrichshütte erzeugte 1795 Mark fein Silber, $5320\frac{1}{2}$ Zentner Blei und 12,563 Ztnr. Glätte. Der Geldwerth der letzten Erzeugnisse betrug 157,969 Thaler. Von 1785 bis zum Schluss 1816 sind überhaupt gewonnen 44,530 Mark fein Silber,

---

*) Der Test ist ein breites, flaches Gefäß.

195,091 Zentner Blei und 214,433 Zentner Glätte. Wegen des niedrigen Bleipreises ist die Ausbeute jetzt sehr gering, und man verarbeitet nur die schlechtern Erze und läst die bessern auf bessere Zeiten stehen, wenn das Blei mehr Abgang finden solte. Der Graf Henkel, dessen Vorfahr 1629 die Standesherschaft Beuthen mit Tarnowitz kaufte, und allso Besitzer des Bleibergbaues ward, erhält den halben Zehend von dem Bergbau, vermittelst eines mit ihm geschlossenen Abkommens.

3) Der Galmeibergbau. Dieser nahm 1764 seinen Anfang. Der Galmei liegt vereinzelter, wie der Bleiglanz. Der Hauptsitz ist südöstlich von Tarnowitz an dem Trokkenberge, wo sich die drei bedeutendsten Gruben, zu Scharlei, Trokkenberg und Schoris, befinden. Die Farbe des Galmei ist weiß und schmutzig gelb. Auf einigen Punkten komt über diesem Galmei noch ein anderer von rother Farbe vor, der Eisen enthält, statt dass jener mit Kieselerde vermischt ist. Ueber den Galmeilagen hat sich auch sonst Bleiglanz befunden, der aber von den Vorfahren abgebaut ist. Der gewonnene Galmei ward früherhin durchgängig auf dem Heerde eines Flammofens bei Flammenfeuer verkalkt und in diesem Zustande nach Schweden und Russland versendet und dort zu Messing verwandt, zu welchem Behuf sich in Breslau auf der Füller-Insel eine Niederlage befand. Seitdem aber die Zinkgewinnung entstanden ist, so verkaufen die Grubenbesitzer den Galmei an die Zinkhütten. Der Galmeibau ist gewerkschaftlich und wird in 5 Gruben betrieben. Im Jahr 1816 hat derselbe 120 Bergleute beschäftigt, welche 64,610 Zentner Galmei gefördert, dafür 25,694 Thaler erhalten und daran 4320 Thlr. gewonnen haben. Die Zinkerzeugung aus dem Galmei besteht erst 10 bis 12 Jahr in Oberschlesien. Die ersten Versuche machte ein Glashüttenbeamter zu Wessola, der sich mit der englischen Zink-

bereitung bekant gemacht hatte, und wegen Mangel an Glasabsatz die Glasöfen zur Zinkgewinnung einrichten wolte. Die Versuche wurden nachher von mehren gemacht, und so ward eine, Schlesien eigenthümliche, Zinkgewinnung allmälig erfunden. Im Jahr 1808 wurde die Zinkhütte Lädognia auf der Königshütte in Betrieb gebracht und der Galmei dazu angewandt, statt dass man früherhin die reichen Ofenbrüche von den Eisenhütten dazu benutzte. Seit 1810 sind in einem sehr kleinen Bezirk schon sechs andere gewerkschaftliche Zinkhütten entstanden und zu vier andern Belehnungen ertheilt. — Im Jahr 1816 wurde Folgendes auf den Zinkhütten gewonnen:

1) die fürstlich Pless'sche Zinkhütte zu Wessola bei Miss-
lowitz an der polnischen Gränze lieferte 1215 Zntnr.
2) die kön. Zinkhütte auf der Königshütte 7322 =
3) die Hütte bei Scharlei . . . . . 1908 =
4) die Friedenshütte bei Chorsow . . 1575 =
5) die Georgshütte bei Michalkowitz . 1710 =
6) die Karlshütte bei Ruda . . . . 509 =
7) die Hugohütte bei Neudorf . . . 1692 =
8) die Leopoldinhütte bei Brzenkowitz an
der Brzemsa . . . . . 4504 =

und außerdem noch 11 Zentner weißes Zinkoxüd. Diese 20,436 Zentner Zink nebst dem Zinkoxüd haben einen Geldwerth von 126,897 Thlr. und lieferten 22,655 Thlr. Ausbeute. Beschäftigt waren bei diesen Hüttenarbeiten 226 Mann.

Die Zinkarbeit ist folgende: Der Galmei wird zuerst verkalkt durch Rösten. Den verkalkten Galmei setzt man in thönerne Muffeln, die in zwei Reihen auf der Königshütte stehen. Zwischen diesen beiden Muffelreihen ist die Feuerung. Der Zink fließt aus den Oefnungen der Muffeln allmälig heraus und wird hernach in breite Stükke gegossen. Außer seiner Verarbeitung zu Messing hat man

auch Versuche gemacht, mit ihm Dächer zu dekken, Blecharbeiten allerlei Art aus ihm zu formen und Schiffe mit ihm zu beschlagen. Im Sommer 1819 klagte man sehr auf der Königshütte über Mangel an Absatz.

4) Das Eisenhüttengewerbe. Das Eisenhüttengewerbe ist der erste berg- und hüttenmännische Betrieb in Oberschlesien gewesen. Das älteste Luppenfeuer ist zu Kutschau bei Tarnowitz im Jahr 1365 durch einen böhmischen Hüttenmann eingerichtet worden, und bis zum Jahre 1721 kante man in Oberschlesien keine andere Art, das Eisenerz zu gute zu machen, als durch das Luppenfeuer. In diesem Jahre ward der erste Hohofen ebenfals zu Kutschau gebaut; der zweite etwas später zu Sausenberg. Weil aber das oberschlesische Eisen in sehr schlechtem Rufe stand, und selbst nicht in die andern preußischen Länder, außer Schlesien, eingeführt werden durfte; so schritt der Eisenbau in Schlesien nur sehr langsam fort. Im Jahr 1777 wurden die ersten 44 Zentner Stabeisen als eine Probe nach Berlin geschikt. Erst mit dem Jahr 1780 hob sich das Eisenhüttenwesen Oberschlesiens etwas, indem das Oberbergamt die Verwaltung der königl. Eisenhüttenwerke zu Malapane und bei Kreuzburg selbst übernahm, und durch zwekkmäßige Einrichtungen auch den Besitzern anderer Hütten ein gutes Beispiel gab. Die Vervollkommnung der Eisengießereien, die Einführung besserer Hohöfen und eines zwekkmäßigern Frischfeuers, so wie die Verbesserung der Köhlereien, waren die ersten Gegenstände, worauf der Graf Reden seine Aufmerksamkeit richtete.

Das Eisenerz, dessen sich die oberschlesischen Hütten bedienen, ist theils das Eisenerz in den Kalksteingebilden, theils der Eisenstein in den Letten. Auch in den Steinkohlengebürgen befinden sich hier und da Lagerungen von Eisenstein. Die meisten Eisenerze werden südöstlich von

Bayerische Staatsbibliothek München

Tarnowitz gewonnen. Genauere Untersuchungen der Eisensteinlagerungen sind noch gar nicht angestelt, weil es bisher nie an Erzen gefehlt hat, und die Niederlagen auf dem Sohlenkalkstein bei Naklo, Rud=Piekar und Radschionkau, welche seit Anfang des hiesigen Eisenbetriebes benutzt sind, noch immer vorhalten. Derbe Stuffen von Brauneisenstein kommen nur selten vor. Die wilden Erze scheinen zertrümmerte und verwitterte Stuffenerze zu sein und sehen aus, wie ein rother Lehm. Galmeitheile sind auch damit verbunden. Die Eisen= und Zinkerze gehen so in einander über, dass es mitlere Stükke gibt, die man eben sowohl zum Zink als zum Eisen gebrauchen kann. Weil die Lagerung dieser Eisenerze gar nicht regelmäßig ist, so wird auch gar kein ordentlicher Bergbau darauf betrieben; sondern man leert die Mulden und Nester aus, wo man sie findet, und sucht sich dann andere. Es ist zu vermuthen, dass sich andere Gegenden in dem großen Kalksteinflöz finden werden, die eben so reichhaltig an Eisenerzen sind, als die zwischen Tarnowitz und Beuthen.

Im Jahr 1816 waren außer den königlichen Hütten in Oberschlesien folgende Hütten:

40 Hohöfen (worunter drei wegen Mangel an Erzen nicht betrieben wurden), liefernd 181,863 Zentner Roheisen;

127 Frischfeuer, liefernd 122,890 Z. Stabeisen;

26 Zeinhämmer, liefernd 13,334 Zentner Zein= oder Bandeisen;

1 Schwarzblechwalzwerk, liefernd 2089 Z. Schwarzblech, 25,068 Thaler an Werth;

1 Weißblechwalzwerk, liefernd 251 Fass Weißblech, 10,542 Thaler an Werth;

2 Drathzüge, liefernd an Werth 2017 Thaler.

Es waren hierbei 1222 Arbeiter beschäftiget; was der Geldertrag der meisten vorstehenden Gegenstände, so wie

die Ausbeute davon macht, das läst sich nicht genau angeben, da diese ganze Eisenbetriebsamkeit nicht unter der Aufsicht des Staates steht. Wird aber das Roheisen zu $1\frac{1}{2}$ Thaler, das Stabeisen zu 4 Thlr. und das Zeineisen zu 5 Thlr. angeschlagen, so kommen doch für jene drei Gegenstände 868,141 Thlr. heraus. Unter den 40 Hohöfen wurden zwei bisher nur mit Kooksen betrieben, nämlich die Antonienhütte und die Hohenlohhütte. Erstere ist so an einer Anhöhe angelegt, dass sie keines Gichtthurms*) und Gichtaufzuges bedarf. Vor allen zeichnen sich unter den nicht königlichen Anlagen die von Schlawenzig, Blechhammer und Jakobswalde aus, die dem Fürsten Hohenlohe gehören. In Schlawenzig befindet sich ein sehr guter hoher Ofen; in Blechhammer zeichnen sich Frischfeuer und Zeinhämmer aus. Das Schwarz- und Weiß-Blechwalzwerk befindet sich ebenfals zu Blechhammer. Die Anlagen zu Jakobswalde gehören auch dem Fürsten Hohenlohe. Sie bestehen in Messingbereitung. Der Messing wird dort aus Kupfer und Zink (früherhin aus Kupfer und Galmei) in Tafeln gegossen. Diese $\frac{1}{2}$ Zoll dikken Tafeln werden verschieden geschnitten, und dann entweder zu gelben Blech gewalzt oder zu gelben Drath gezogen. Blech und Drath werden theils so verkauft, theils aber auch gleich dort von Klemptnern verarbeitet. Außer dieser umfassenden Messingbetriebsamkeit befindet sich dort eine Werkstätte von sogenanten blechernen Löffeln, die aus Eisen geschmiedet und in Blechhammer erst ganz fertig gemacht werden.

---

*) Durch den Gichtthurm, der neben dem Hohofen steht, werden die Erze und Kohlen bis zur Höhe der obern Fläche des Hohofens gebracht, um dort eingeschüttet zu werden.

Vor allen ausgezeichnet sind aber an Größe die fünf königlichen Eisenhütten in Oberschlesien, wovon jede ihr eignes anwesendes Hüttenamt hat.

a) Die Eisenhütte Malapane. Dieses Eisenhüttenwerk, 3 Meilen östlich von Oppeln, am Fluss gleichen Namens, ward 1754 auf Befehl Friedrich des Zweiten angelegt, und hatte zur nächsten Bestimmung, die Geschützladungen für die schlesischen Festungen zu liefern. Die großen Forsten und der Raseneisenstein in jener sumpfigen Niederung bestimten die Wahl des Ortes. Jetzt gehören noch die Werke von Jedlitze, Kraschnow und Dembihammer dazu. Zu Malapane befinden sich zwar noch zwei Hohöfen, von denen aber wegen Abnahme des Holzes nur noch einer im Betriebe ist. Die Malapaner Hütte ist deshalb so merkwürdig, weil in ihr die ersten Versuche in der Eisengießerei, in dem Eisenbohrwesen, in Anfertigung der Gebläse, in den Dampfmaschinen, mehre Verbesserungen in der Köhlerei und der Verschmelzung der Eisenerze mit Kooksen gemacht sind. Späterhin hat sich der Eisenbetrieb mehr den Steinkohlen genähert, aber doch ist die Eisengießerei zu Malapane nicht unbeträchtlich. Es befindet sich dabei ein Lehmformhaus, und sie wird durch Tischler-, Schmiede- und Schlosserwerkstätte unterstützt. Dem Hohofen gegenüber ist eine Hütte mit einem Frischfeuer und einem Schwarzblechhammer. Daneben liegt eine Bohr- und Schleifhütte für Gewehrläufe, eine Ladestokkschmiede und noch andere Werkstätten, die Bezug auf Gewehre haben; aber dies ganze Geschäft soll nach Neiße verlegt und mit dem dortigen Gewehrwerk vereinigt werden. Die Hüttenwerke zu Kraschnow bestanden sonst aus vier Frischfeuern, sie sind aber jetzt auch zu Vorrichtungen von Gewehrtheilen vorläufig verwandt. Zu Jedlitze befinden sich noch vier Frischfeuer, ein Blechwalzwerk nebst einer Verzinnstätte für die Bleche. Das Walzwerk wird

auch zur Anfertigung von Sägeblättern benutzt. Der Dembihammer enthält zwei Frischfeuer. Die meisten Erze empfängt der Malapaner Hohofen von Großstein bei Großstrehlitz, es sind dieselben aber schlechter als die Tarnowitzer, und das Erzeugniss daraus kann nur als Gusseisen verbraucht werden. Bessere Erze erhält er aus den Letten bei Kreuzburg. Da aber diese Erze nicht viel vorkommen, und allso auch nicht viel Roheisen daraus gewonnen wird, so muss das meiste Roheisen, was in den sieben Frischfeuern, die zu Malapane gehören, bearbeitet wird, von benachbarten Hütten gekauft oder von der Königshütte geliefert werden.

Im Jahr 1816 haben die zu Malapane gehörigen Hütten geliefert: 4926 Zentner Gusswaaren, 1750 Z. Rohstahleisen, 272 Z. Waseheisen (zu den Niederschlagsarbeiten bei der Friedrichshütte), 4225 Zentner Schmiedeeisen, 829 Z. Schwarzbleche, 311 Z. gewalzte Zinkbleche, 698 Kisten Weißblech, 75½ Kisten unverzinte Bleche, 1491 Zentner Zeineisen, 317 Z. eiserne Zeugarbeit. Dies beträgt im Gelde 80,448 Thaler. Thätig waren bei dieser Hüttenarbeit, ohne die Köhler und Erzgräber, 103 Mann.

b) Die Hütte bei Kreuzburg. Im J. 1758 ward diese aus ähnlichem Grunde, wie die Malapaner, angelegt. Sie besteht jetzt aus einem Hohofen auf der Kreuzburger Hütte, der für das Geschütz Roheisen aus den dortigen Letten liefert; aus einem Rohstahlfeuer mit einer Reinigungshütte ebendaselbst; aus 2 Frischfeuern zu Budkowitz, 2 Frischfeuern zu Murow und einem Frischfeuer bei Kusnitza. Es sind mehre Frischfeuer und auch noch ein Hohofen vorhanden, die aber nicht betrieben werden, weil man Holzmangel für die Zukunft befürchtet; indem viel Holz aus diesen Gegenden nach Breslau geflößt wird. Der Hohofen verschaft nicht Roheisen genug, das übrige

komt von der Königshütte. Im Jahr 1816 lieferten die besagten Hütten 6318 Zentner Stabeisen, 1510 Zentner ein, zwei und drei Mal gereinigten Stahl, 230 Zentner Waſcheisen und $2\frac{3}{4}$ Zentner Zeugarbeit; alles betragend 34,878 Thaler. Es waren 66 Hüttenarbeiter beſchäftigt, Köhler und Erzgräber ungerechnet.

c) Die Riebnikker Hütte. Die Werke dieſer Hütte ſind theils noch im Bau; ſie beſtehen aus drei unter einander liegenden Getrieben, die ihr Aufſchlagwaſſer durch den Sorauer Bach erhalten. Das obere Werk hat zwei Friſchfeuer, das mitlere einen Hohofen, ein Friſchfeuer und einen Zeinhammer, das untere ein Friſchfeuer und eine 1817 vollendete Schwarzblechwalze. Die Walzhütte enthält, außer zwei ſchönen Walzgerüſten, zwei Glühöfen und die erforderlichen Blechſcheeren und Drehbänke. Die Riebnikker Werke werden in Zukunft Kolbeneiſen, theils bei Steinkohlen, theils bei Holzkohlen, erzeugen, welches zu Stäben ausgewalzt werden ſoll. Der Hohofen wird zu dieſem Behuf umgebaut. Im Jahr 1816 haben dieſe Werke geliefert: 4723 Zentner Stabeiſen, 893 Zentner Zeineiſen, 537 Z. Kolbeneiſen und 10 Ztnr. Waſcheiſen, betragend 27,433 Thaler. Es waren 60 eigentliche Hüttenarbeiter dabei beſchäftiget.

d) Die Gleiwitzer Hütte. Dieſe liegt öſtlich von der Stadt Gleiwitz; 1794 legte Reden den Grund zu ihr, und beſtimte die neue Anlage zu einer großen Eiſengießerei. Der Hohofen erhielt ein durch ein Waſſerrad in Betrieb geſetztes Gebläſe, das aus drei 66zölligen eiſernen Walzen beſtand, und in jeder Minute 1500 Würfelfuß Luft lieferte. Vor 5 Jahren wurde durch eine Dampfmaſchine der Wind auf 2600 Würfel Fuß in einer Minute vermehrt. Vor dem Hohofen befindet ſich eine große Hütte zum Verfertigen der Formen. Die Formen werden theils von Sand, theils von Lehm und bei großen Sachen von

Mauerwerk in der Erde gemacht. In der Hütte sind noch zwei Kuppelöfen, welche den Wind vom Gebläse des Hohofens erhalten, zwei Flammöfen und drei Darrkammern, nebst einer Dammgrube vor den Flammöfen und 4 Krahnen zur Unterstützung der großen Gießereien. Ein zweites Gebäude, das Lehmformhaus, enthält 4 größere Flammöfen, mehre Dammgruben, Darr- und Trokkenkammern. In diesen Gebäuden können Sachen gegossen werden, die nicht über 150 Zentner betragen. Ein drittes Gebäude, die Kuppelofenhütte, enthält 2 Kuppelöfen, deren Gebläse durch eine 15zöllige Dampfmaschine getrieben wird. In dieser Hütte sind die Heerdräume und Formbänke für alle Arten von Sandguss, besondere Abtheilungen für die Medaljengießerei, ein Arbeitszimmer zur Anstellung von Eisenproben und eine Bildhauerwerkstätte. Ein viertes Gebäude enthält die Bohr-, Dreh- und Schleifhütten; hier werden volle Walzen von 2 Fuß Dikke und Hohlwalzen von 90 Zoll innern Durchmesser abgedreht, Kanonen ausgebohrt u. s. w. Auch ein Schraubenschneidewerk befindet sich hier. Ein Wasserrad treibt das ganze Werk. Außer diesen vier großen Gebäuden findet man dort noch viele andere Werkstätte für Modeltischler, Metallgießer, Kunst- und Kesselschmiede, Schlosser und gröbere Holzarbeiter, und die Werkstätte zum Putzen der Gusswaaren und zum Ausglätten der Kochgeschirre. Dann ist ein geräumiges Vorrathslager da und 4 Oefen zum Verkookfen der Kohlen, wobei Theer gewonnen wird. Auch der Wasserstofgafs zur Beleuchtung der Hütten wird hier bereitet. Durch 2 Seitenärme des Klodnitzer Schifsgrabens stehen die Hütten in Verbindung mit demselben. Der obere Arm bringt die Steinkohlen oder Kookfe von Zabersch, der untere komt an das Vorrathsgebäude heran und führt die Gusswaaren weg. Die Erze bezieht Gleiwitz größtentheils von Tarnowitz. Es soll die Gleiwitzer Anlage noch eine

größere Ausdehnung erhalten, namentlich ist die Anlage einer großen Flammofenhütte schon beschlossen. — Im Jahr 1816 hat die Gleiwitzer Anlage geliefert: 15,560 Z. Gusswaaren zum Verkauf, 163 Ztnr. Geschütz, 9 Ztnr. geschmiedete, gebohrte und abgedrehte eiserne Maschinentheile, 5 Ztnr. Metallgusswaaren, 4 Stükk geschmiedete Dampfmaschinenkessel, 1292 Ztnr. Roheisen, 197 Ztnr. Bohr- und Drehspähne (für die Friedrichshütte), 59½ Fass rohen Theer, 51 Quart eingekochten Theer und 37 Quart Steinkohlenpech. Dies macht zusammen 79,232 Thaler. Beschäftigung fanden bei dieser Arbeit 146 Förmer und Hüttenleute.

e) Die Königshütte. Zu dieser Hütte, die eine Meile südlich von Beuthen liegt, ließ Reden 1798 den Grund legen. Der Zwekk war, an der Stelle, wo die reichsten Steinkohlenlager sind, viel Roheisen für andere Frischfeuer zu gewinnen, weil der Betrieb der Hohöfen mit Holzkohlen immer kostbarer ward. Zwei starke Meilen von der Königshütte befinden sich auch die Eisenerze. Weil es aber an Aufschlagwasser mangelte, so ward die Betreibung des Gebläses mit Dampfmaschinen beschlossen. Das Wasser zur Erhaltung der Dampfmaschinen wird seit 1808 in einem Thale gesammelt, weil man merkte, dass das Grubenwasser, was man früherhin dazu gebrauchte, die Maschinen zerfraß. Von der Steinkohlengrube geht ein Schienenweg bis zur Hütte, ungefähr 2000 Fuß weit. Ein einziges Pferd schaft alle Kohlen hin, die 2 Hohöfen gebrauchen. Es sind jetzt 3 Hohöfen hier und der vierte wird nächstens erbaut werden. Zwei von den stehenden sind 43 Fuß hoch und haben in der größten Weite 11 Fuß im Durchmesser. Die Dampfmaschinen, welche die Blasebälge treiben, sollen noch verdoppelt werden, obgleich jetzt schon jeder Ofen in der Minute 2400 Würfel Fuß Luft erhält. Die Hohöfen sind recht schön, im gothischen Ge-

schmakk gebaut, und werden, wenn der vierte fertig ist, ein Vierekk bilden. *) Auch beabsichtigt man die Anlegung eines Schienenweges von der Königshütte bis zu Saberſch. Die auf der Königshütte angelegte Zinkhütte ist schon früherhin erwähnt. Die Königshütte hat im Jahre 1816 an Roheisen 36,176 Zentner geliefert, die 50,333 Thaler betragen. Es waren 220 Arbeiter dabei beschäftiget. —

Die gesamten Berg- und Hüttenerzeugnisse Oberschlesiens hatten im J. 1816 den Werth von 1,634,849 Thlr., wovon der Eisenhüttenbetrieb allein 1,162,620 Thaler ausmacht. Es sind in diesem Jahr in ganz Oberschlesien 3586 Berg- und Hüttenleute beschäftigt gewesen. In ganz Schlesien haben im Jahr 1816 zusammen 5409 Berg- und Hüttenmänner gearbeitet, und die Erzeugnisse dieser Arbeit betrugen an dem Orte ihres Ursprungs 2,023,324 Thaler.

Aus allen diesen Angaben erhellet, dass in Hinsicht der Ausdehnung und des Ertrages der oberschlesische Bergbau bei weitem der wichtigste ist, wichtiger als der Bergbau in den drei Bergamtsbezirken Niederschlesiens. Aber außerdem hat der Bergbau Oberschlesiens noch einen ganz besondern Werth; er verbreitet Leben und Bildung in den Theilen dieses Landes, welche derselben am meisten bedürfen; ja, er gibt diesen Gegenden erst den Mittelstand. Ohne den Bergbau und das Hüttenwesen würde die rechte Oderseite Oberschlesiens aus einigen polnischen Akkerstädten bestehen, die nur als Wohnörter von Fürsten und Grafen einige Bedeutsamkeit hätten, das Land aber nur schlechte polnische Dörfer enthalten, wovon dies oder jenes durch

---

*) Man hat von der Königshütte in Gusseisen ein recht artiges Bild, vom Hrn. Kalide gezeichnet.

ein Schloss oder ein Kloster sich hervorhöbe. Jetzt aber findet man die herlichsten Ansiedeleien. Wer Königshütte, diese so neue Anlage, auch nur gesehen hat, und die freundlichen Häuser, die Nettigkeit der Straßen, die rege Betriebsamkeit; der wird gewiss den Bergbau Oberschlesiens seegnen. Wo vor einem Jahr-Zwanzig noch Oeden waren, da leben jetzt Hunderte von Menschen und sind glüklich. Jakobswalde, mitten in Wäldern gelegen, welch ein friedlicher Ort! Man findet dort überall deutsche Bildung; und jedes Haus ist eine freundliche Werkstätte. Blechhammer und Schlawenzig sind bekant; und die Gleiwitzer Anlagen berühmt. Durch das Berg- und Hüttenwesen werden viele tausend Menschen mittelbar beschäftigt. Das Anfahren der Erze und Kohlen, die Anlegung von Straßen, der Bau der Häuser, Hütten und anderer Anstalten, würkt auf den dortigen Verkehr ein. Die deutsche Bildung, ohne die in Schlesien kein Heil und Seegen ist, verbreitet sich von den Berg- und Hüttenleuten über die andern Einwohner von Jahr zu Jahr immer mehr; es lernen letztere besser ihre Häuser bauen, besser ihr Vieh ziehen, besser ihren Akker und ihren Garten bestellen, weil immer das Beispiel viel mehr würkt, als alle Befehle. In Bezug auf die Baumzucht müssen wir hier rühmlichst des Rektors der Schule zu Königshütte, Hern Passek, erwähnen, der viele tausend Bäume gezogen und gepflanzt hat. Er möge zugleich ein Beispiel den andern Schullehrern in wilden Gegenden sein! Die Ordnung und Regelmäßigkeit in den Berg- und Hüttenarbeiten, das Verbundensein zu einem gemeinsamen Zwekk, die wechselseitige Unterstützung Aller durch Alle, vermittelst der Knapschaftskasse, wozu jeder beitragen muss; kann den polnischen Einwohnern ein gut eingerichtetes Gemeinwesen zeigen. Aus der Knapschaftskasse werden auch die Schulen erhalten, die auf einzelnen Anlagen sind, z. B.

auf der Königshütte, auf der Gleiwitzer Hütte, auf der Friedrichshütte. Die Kinder der Berg- und Hüttenleute genießen überall einen zwekkmäßigen Unterricht, erhalten Bücher und andere Lehrmittel, und wo keine eigene Schule für sie ist, zahlt man für sie Schulgeld in andern Schulen, und sieht mit dahin, dass diese nicht schlecht eingerichtet sind. Ehre dem oberschlesischen Berg- und Hüttenbau! Selbst wenn der Ertrag desselben nicht so gar groß sein solte, so ist die Arbeit selbst seegenbringend für die Menschheit; die meiste Arbeit erhält, so angreifend sie auch scheint, doch den Leib gesund, und ein Bergmann ist immer ein ganz anderer Mann, als ein Weber, der sich selbst verwebt hat und dann zu nichts anderm gebraucht werden kann. Wie muss aber auch der Geist gewinnen bei einer Arbeit, die immer mit den Urkräften der Schöpfung zu kämpfen hat, und diese und jene sich zinsbar macht, um dadurch andere zu besiegen. Gott seegne Schlesiens Berg- und Hüttenwesen! —

VII. Leinwand- und Schleierbereitung.

Schlesien hat sich schon in ältern Zeiten durch Lieferung vieler Leinwand ausgezeichnet; doch erst, seitdem es zu Preußen gehörte, ward die Leinwand der Gegenstand eines großen Handels, der einen nicht geringen Theil der Einwohner beschäftigte, viel Geld ins Land führte und in den Gebürgsgegenden einen großen Wohlstand erzeugte, wovon man jetzt nur noch die Ueberbleibsel sieht; denn seit 1806 liegt dieser Handel fast ganz darnieder und möchte auch schweerlich je wieder in große Aufnahme kommen. In den schönsten Zeiten dieses Handels, als von 1790 bis 1800, waren über 25,000 Weberstühle in Gang, und, die Spinner ungerechnet, beschäftigten sich über 40,000 Leute

mit der Leinwandbereitung. Es hat mehre Jahre gegeben, in denen Schlesien für 10,000,000 Thaler *) Leinwand lieferte, wovon der größte Theil ins Ausland, vorzüglich nach Ost- und Westindien, ging, wo sie zur Kleidung der Sklaven diente. Die schlesische Leinwand steht an Güte, vorzüglich an Derbheit und Dauerhaftigkeit, der westfälischen Leinwand weit nach; es ist ein dünnes Gewebe, was durch viele Kunst ein herliches Ansehen hat, aber bei der ersten Wäsche sich sehr verändert und gar nicht lange hält. Ja, manche ist schon in Stükken zerrissen durch die viele Arbeit, welche zu ihrer Verschönerung angewandt wird. Der Leichtigkeit und der damit verbundenen Wohlfeilheit hatte Schlesien den großen Abgang zu verdanken; allein dafür setzt es auch jetzt wenig (kaum für eine Million Thaler) mehr ab, während die Gegenden Deutschlands, welche haltbare, feste Waare lieferten, viel weniger Nachtheil an ihrem Handel erlitten haben. So reizend es übrigens erscheint, dass Schlesien große Summen durch seine Leinwand gewann, so hatte doch auch diese Betriebsamkeit, wie jede zu gekünstelte, ihre Nachtheile; namentlich ist zu erwähnen, dass durch das viele Weben ein ungesunder Menschenschlag entstand, der, leiblich dünn und lang, kein ordentliches Mark hatte, und der, trotz alles Verdienstes, gewöhnlich in der bittersten Armuth sich befand, weil der Hauptgewinn wenigen Kaufleuten verblieb, und die Weber bei der Ueppigkeit, die durch diesen Gewerbszweig entstand, sich einem sinlichen Leben gar leicht ergaben.

---

*) Im Jahr 1798 lieferte Schlesien für 11,000,000 Thaler Leinwand; wovon für 6 bis 7,000,000 Thaler ins Ausland ging; im Jahr 1802 wurden noch für 9,039,000 Thaler; aber im Jahr 1805 nur für 2,500,000 Thlr. geliefert.

Der Hauptsitz der schlesischen Leinwand- und Schleierbereitung befindet sich in den Gebürgsgegenden, im Löwenbergschen, Hirschbergschen, Landeshutschen und der Grafschaft Glaz. In den Löwenberger Gegenden wird vorzüglich viel gesponnen, und in dem Hirschbergschen verfertigt man die Schleierleinwand. Die Stadt Greifenberg liefert Gewebe, die 70 Ellen *) lang und 7 Viertel breit sind, und an 12 bis 90 Thaler kosten. Auch viele geränbelte Schnupftücher werden hier verfertigt. Schmiedeberg, Landeshut und Waldenburg sind die Mittelpunkte der eigentlichen Leinwandbereitung. Die Stükke werden zu 60 Ellen in der Regel geliefert, heißen darum auch Schokke und sind an 6 bis 8 Viertel breit. Die Grafschaft Glaz liefert mehr gewöhnliche Leinwand. Außer den Gebürgsgegenden wird im Briegschen viele und recht gute, derbe Hausleinwand gefertigt, die aber im Lande bleibt.

Der Flachs wird durch ganz Schlesien gebaut; am meisten im Glogauschen, z. B. bei Quaritz und Klopschen, im Saganschen, Münsterbergschen, Frankensteinschen, Jauerschen, Schweidnitzschen, Goldbergschen, Neißeschen, Dels'schen und Trebnitzschen. Theilweis läst man dazu den Saamen aus Rusland über Riga kommen, theils aber gewint man denselben selbst, läst ihn einige Jahre liegen, oder vertauscht ihn mit Saamen aus andern Gegenden, weil durch die Wanderung des Saamens von einem Boden zum andern der Flachs gewint. Man nimt in Gebürgsgegenden gern aus dem flachen Lande den Saamen und so umgekehrt. Steht der Flachs bis zur völligen Reife des Saamens, so wird der Bast gröber und härter, darum rauft man den meisten Flachs, bevor der Saamen reif ist.

---

*) Die schlesische Elle, von der hier die Rede ist, enthält etwa zwei Zoll weniger, als die Berliner Elle.

Der geraufte Flachs wird, der Briegsche ausgenommen, wo die Wasserröste stattfindet, an der Luft geröstet; indem man ihn auf Wiesen oder Stoppelfeldern spreitet und dem Thau und Regen die Röstung überläst. Der Flachs wird besser bei der Luftröste als bei der Wasserröste. Den gerösteten Flachs brecht man. In Spiller, unweit Hirschberg, erfand auch vor mehren Jahren ein Bauer ein Brechwerk, das aber doch nicht sehr allgemein geworden ist. Nach dem Brechen wird der Flachs gleich gehechelt, so daſs in Schlesien das Schwingen, was in andern Gegenden, z. B. in den Marken, zwischen dem Brechen und Hecheln stattfindet, hier ganz unbekant ist. Manche Spinner klopfen den Flachs noch vor dem Spinnen mit einem hölzernen Hammer; andere mangeln oder rollen ihn auf der Wäschmangel. Der Flachs zu dem feinsten Garn wird noch mit einem stumpfen Messer geschabt und mit einer Bürste gestrichen. Man spint theils auf dem Rade, theils mit der Spindel; doch bei weitem mehr auf dem Rade, das aber kleiner ist als die Räder, welche in der Mark üblich sind. Das Spinnen geschieht nicht bloß in den Gebürgsgegenden, sondern auch im flachen Lande, und große Frachtwagen mit Garn gehen im Frühjahr auf vielen Straßen vom flachen Lande den Gebürgsgegenden zu. In den halb-gebürgigen Gegenden von Neiße, Ottmachau und Neustadt wird viel haltbares Garn zur Kette (Werfte) gesponnen. Der Goldbergsche und Löwenbergsche Kreis liefern das sehr feine Lothgarn, so wie das Schleiergarn. In den Gegenden von Parchwitz, Lüben, Liegnitz, Heinau, Glogau und Polkwitz spint man ein loses Garn, das als Einschlag (Einschuſs) verbraucht wird. Die Gegenden von Militsch, Trachenberg, Prausnitz und Namslau liefern auch gute Garne; das beste aber die Gegenden um Oels, Trebnitz, Juliusburg und Wartenberg. Das Garn wird in Schlesien nicht gehaspelt, sondern geweift. Die

Weife ist ein Stab, eine Elle lang, und an beiden Enden mit Queerhölzern versehen, die rechtwinklig zu einander stehen. Die Weife muss gestempelt sein, damit sie das gehörige Maaß hat. Jedes Stükk Garn hat 4 Strähnen, jeder Strähn 3 Zaspeln, jede Zaspel 20 Gebünde, und jedes Gebund 20 Faden, jeder Faden 4 Ellen; so dass ein Stükk Garn 19,200 Ellen lang sein muss. Wer unrichtig geweift hat, um dadurch zu betrügen, und dabei ertapt wird, verfält bei der Obrigkeit in Strafe. Allein es ist leider schweer, einen solchen Betrug zu entdekken. In frühern Zeiten, da noch keine Gewerbefreiheit statt-fand, gab es in den verschiedenen Kreisen bestimte Garn-samler (Garnhändler), die wöchentlich ihren Bezirk be-reisten und das Garn aufkauften. Diese sonderten die Garne und brachten sie auf die Garnmärkte, die in den Städten, welche in den Spinngegenden liegen, allwöchent-lich stattfinden. Auf diesen Märkten kauften entweder die Weber das Garn, oder andere größere Garnhändler, die es an die Weber in fernen Gegenden lieferten. Die größ-ten Garnmärkte waren sonst zu Neiße, zu Liegnitz, Fran-kenstein und Bolkenhein.

Zu einem Schokk Leinwand von der mitlern Güte rech-net man gewöhnlich 10 bis 12 Stükk Garn, die eine Hälfte zur Werfte (Kette) und die andere zum Schusse (Eintrage). Je feiner das Garn, desto mehre Stükke muss man haben; dies geht bis auf 30 Stükk und drüber. Man unterscheidet ein- und zweischlägige Lein-wand; bei erster hat der Weber nur einen Schlag mit der Lade gethan. Solche Leinwand wird selten gearbeitet; die meiste ist zweischlägig. Hat der Weber ein Schokk Leinwand fertig gewebt und sie mit dem Scheuerbrettel gescheuert, um sie auszudehnen und ihr mehr Ansehen zu geben; so trägt er sie zum Schaumeister, der sich in jedem

Weberdorfe befindet und selbst ein Weber ist. Dieser zieht die Leinwand auf eine dazu bestimte Tafel und untersucht, ob sie die gehörige Breite und Länge habe. Ist sie richtig, so wird mit einem Stempel der Name des Dorfes, die Hauszahl des Webers und der Anfangsbuchstabe seines Namens auf beide Enden gedrukt. Fehlt etwas an der Länge, oder hat die Leinwand beim Scheuern ein Loch erhalten, so muss der Schaumeister es auf das Stükk Leinwand bemerken. Der Schaumeister bekomt einen kleinen Gehalt aus der Kreiskasse, der größer oder geringer ist, je nachdem er viel oder wenig Leinwand beschauet hat, worüber er ein Buch führt, das er alljährlich einreicht. Der Kaufmann zahlt zur Dekkung dieser Ausgabe $\frac{1}{2}$ sgl. bis 1 sgl. für das Schokk bei der Ausfuhre. Um aber die Schaumeister in Ordnung zu erhalten, so besteht in jeder Leinwandhandelsstadt ein Schauamt, gebildet aus einer Magistratsperson, einigen Kaufleuten und einigen Webern. Dieses Amt läst von den Kaufleuten bald hier, bald dort einige Schokke Leinwand abholen und mist sie nach. Hat der Schaumeister nicht richtig gemessen, so wird sowohl er als auch der Weber bestraft, und die Leinwand soll eigentlich in sechs Stükke zerschnitten werden, um sie für den gewöhnlichen Handel unbrauchbar zu machen. — Die gestempelte Leinwand wird wie ein Buch vom Leinweber zusammengelegt, in die Presse gethan und drei Mal zusammengeheftet. In dieser Form bringt er sie zu Markt oder verkauft sie an einen im Dorf wohnenden Leinwandhändler, welcher sie an die Großhändler in den Städten wieder abliefert. In allen Gebürgsstädten sind Leinwandmärkte; gewöhnlich zugleich auch Garnmärkte. Der Handel wird gewöhnlich kurz abgethan. Der Kaufmann ist durch lange Uebung so geschikt in der Schätzung der Leinwand, dass er bald den Preis setzt, den entweder der Weber annimt oder einen andern bestimt, zwischen dem

dann eine Vermittelung gewöhnlich stattfindet. Die übrige Zubereitung der Leinwand ist Sache des Kaufmannes. Er sondert sie aus, bezeichnet sie mit seinem Stempel und mit seinen Zahlen und schikt sie auf die Bleiche. Bleichen befinden sich im Gebürge in großer Menge an den kleinen Gebürgsbächen. Der Bleicher weicht zuerst die Leinwand einige Tage ein, um die Weberschlichte heraus zu bringen. Die eingeweichte Leinwand wird im fließenden Wasser geschweift und getroknet. Die getroknete Leinwand wird in einen großen Bottich (Bütte oder Triebs von den Bleichern genant) in einer gewissen Ordnung eingelegt, so dass die obere Lage eine besondere Vertiefung erhält. Auf diese wird sehr starke Leinwand, Beuchtuch genant, über die ganze Bütte gebreitet, und hierauf Holzasche gethan. Die Bütten sind so groß, dass sie 400 bis 600 Schokk Leinwand fassen. Auf die Asche gießt man zuerst laues Wasser mit der Schuffe, einem hölzernen, an einer Stange befestigten Schöpfer, bis etwa die Bütte halb voll ist. Das Wasser erhält man aus den bei der Bütte befindlichen Kesseln, denen gewöhnlich durch Rinnen aus einem Bache das Wasser zugeleitet wird, das Steinkohlen- oder Holz-Feuerung in Hitze bringt. Man nimt allmälig immer wärmeres Wasser, zuletzt kochendes. Ist die Bütte halb voll Wasser, so nimt man das Beuchtuch mit der Asche weg, legt die obersten Stükke Leinwand, Tafelstükke genant, die als eine Dekke über die andern gebreitet sind, ebenfals ab, und schweift sie in kaltem Wasser aus. Die Lauge wird unten abgezapft, von Neuem heiß gemacht und wieder auf die Leinwand geschöpft. Dies setzt man die ganze Nacht hindurch fort, indem die Arbeiter wechseln. Nach und nach wird andere Lauge, von Zinder, Pottasche und Schmierseife, gemacht. Nach Anbruch des Tages bringt man die Leinwand auf den Bleichplan, entweder breitet man sie aus auf dem Rasen oder auf dem

Schnee, *) oder bindet sie an Pfähle. Im Sommer begießt man sie mit Schuffen. Das Wasser dazu rieselt entweder als ein Bach vor dem Bleichplatze vorbei, oder wird durch Rinnen in Bottiche geleitet, welche der Länge und Queere nach auf dem Bleichplatz angebracht sind. Das Beuchen wird dazwischen öfter wiederholt, bis die Leinwand weiß ist, wozu etwa 4 Wochen gehören. Während des Bleichens wird die Leinwand ein Mal gewalkt, um alle Unreinigkeiten desto besser heraus zu bringen. Jedes Stükk wird eine Stunde gewalkt. Ist sie ganz weiß, so wird sie zum zweiten Mal gewalkt, geschweift, getroknet und dem Kaufmann überliefert.

Der Kaufmann läst die Leinwand stärken, indem sie vermittelst Walzen und Kurbeln durch die Stärkmasse gezogen und von der überflüssigen Stärke befreiet wird. Die gestärkte Leinwand komt in die Hänge- oder Trokkenhäuser (hölzerne hohe Gebäude, in denen die Leinwand senkrecht herunter hängt). Die getroknete Leinwand komt in die Mangel (Rolle), welche entweder durch Pferde oder durch Wasser getrieben wird. Hier wird sie gegängt, d. h. auf den Baum gebracht und gemangelt. Ist die Leinwand ein Mal hin und her gegangen unter einer ungeheuer großen und schweeren Mangel, so wird der Baum herausgenommen, die Leinwand abgezogen und noch ein Mal, aber so umgewikkelt, dass die Saalenden mitten inne liegen. Ist sie so einige Mal wieder gemangelt, so wird sie eingesprengt und bleibt so liegen, bis die Feuchtigkeit eingesogen ist, und darauf noch einige Mal gemangelt. Die in der Mangel fertige Leinwand komt zu den Zurichtern, welche sie in die gehörige Form legen und dann in die Presse schikken. Manche Art wird auch vorher noch

*) Gleich nach Neujahr pflegen die Bleicher ihre Arbeit anzufangen.

mit einem breiten Brett, das heilige Holz genant, geklopft. In der Presse steht die Leinwand eine Nacht. Komt sie aus der Presse, so werden ihr die mannigfaltigen Verzierungen angebracht, die jeder Sorte eigen sind; und dann wird sie noch ein Mal gepreſt und in Kisten zum Verschikken verpakt. Sie sieht allerdings herlich aus; aber das viele Mangeln hat dem dünnen Gewebe doch keinen wahren Vortheil gebracht. Die Leinwandhändler unterscheiden einige 20 Arten Leinwand; worunter einige Arten auch von gebleichtem Garn verfertigt werden. Außer der Leinwand, den vielen bunt gewebten Leinenzeugen und den Schnupftüchern, wird auch viel Damast und Schachwitz zu Tischzeugen und Handtüchern gewebt. Mehre Vortücher (Servietten), die zu Kaffeegedekken gebraucht werden, sind halb seiden und halb leinen; es gibt welche darunter, die 20 Thaler kosten und mehr. Auch halbseidene Leinwand verfertigt man. Die Leinwand, woraus man steife Leinwand und Wachsleinwand macht, wird von den Webern um Pless geliefert. Bei Hirschberg, wo schon seit 200 Jahren Schleier gewürkt werden, unterscheidet man zwei Hauptarten dieser Gewebe — dikke (dichte) und dünne (klare) Schleier. Erster ist weiter nichts, als sehr feine und schön zugerichtete Leinwand; letzter aber unterscheidet sich davon durch seine Lokkerkeit und Zartheit. Man gebraucht zu den klaren Schleiern weniger Fäden Aufzug, und der Wirker gibt sich große Mühe, die Fäden des Eintrages nicht dicht anzuschlagen, sondern gleichmäßige Räume zwischen allen zu lassen. In manche werden Streifen und Blumen von baumwollenen, gefärbten Garn mit eingewebt; oft auch schon bei der Werfte mit aufgezogen. Die Stühle der geblümten Schleierweber sind wie die der Damastwirker eingerichtet; die Blumen werden durch Züge an der Seite des Stuhls bewürkt. Die unten überflüssigen Baum-

wollenen Fäden werden mit der Scheere abgeschnitten, wieder gekrämpelt und als Watte zu durchnähten Kleidungsstükken gebraucht. Zu den Schleiern nimt man den besten Flachs, macht ihn durch Hecheln, Klopfen, Mangeln, Schaben und Kochen recht geschmeidig und rein, und spint den Faden sehr eben. Ein Strähn recht feines Schleiergarn kann durch einen Fingerring gezogen werden. Der Weber bringt die Schleier roh oder ungebleicht zu Markt, und der Kaufmann besorgt die ganze Zurichtung, die von der Leinwand etwas abweicht. Eine besondere Vorbereitung ist das Rumpeln. Zwei Leute halten ein Stükk Schleier an beiden Enden und lassen in allen Richtungen, selbst an den Saalbändern herunter, eine marmorne Kugel von einigen Pfunden hin und her rollen. Man unterscheidet sieben Arten von Schleier.

Da der Leinwandbetrieb schweerlich je wieder in seinen alten Zustand zurükktreten wird, so wäre zu wünschen, dass die Leinweber, die mehre Jahre ein kümmerliches Leben geführt haben, obgleich sie theilweis von dem Staat unterstützt wurden, sich auf andere Gewerbszweige legten. Vorzüglich ist die Verfertigung von hölzernen Waaren und Werkzeugen zu empfehlen. Bei Grüssau ist mehren Land zugemessen.

VIII. Breslau.

Breslau, die Hauptstadt des ganzen Landes Schlesien, liegt auf der linken Seite der Oder, da, wo die Ohle sich in dieselbe ergießt, auf einem sumpfigen Boden. Die Zeit ihrer Erbauung fält mit der Zeit zusammen, da Schlesien anfing, aus dem Zustande der heidnischen Roheit in den Zustand christlicher Bildung über zu gehen. Schon im dritten Jahrhundert sollen die Quaden, ein deutscher

Volksstamm, eine Burg an der Stelle gehabt haben, wo jetzt die Stadt steht. Im Jahrtausend ist Breslau als eine polnische Akkerstadt vorhanden, die mehr auf der rechten Seite des Flusses lag, da, wo sich jetzt der Dom befindet. Durch Verlegung des Bisthums nach Breslau gewann die Stadt außerordentlich. Peter Wlasl, der eine Zeitlang in Breslau wohnte, schmükte dieselbe mit schönen Kirchen, und 1148 ward auch die hölzerne Domkirche in eine steinerne verwandelt, welche noch jetzt steht. Nur erst, da Schlesien eigene Fürsten erhielt, hob sich Breslaus Ansehen immer mehr. Die ehemaligen hölzernen Wohnungen verschwanden und steinerne nahmen ihre Stellen ein. Deutsche Bildung kam in die Stadt, und dieser hat sie ihren Glanz und Ruhm zu verdanken. Die von den Breslauern bei dem Einfall der Tartaren selbst abgebranten Häuser erhoben sich bald wieder aus der Asche; 1261 erhielt die Stadt das deutsche Bürgerrecht, und mehre Fürsten nach einander schenkten ihr Freiheiten. Häufige Brände verwüsteten die Stadt; die Festungswerke verstärkten sich allmälig immer mehr, vorzüglich zu Karls IV. Zeiten, wo die Stadt größtentheils in der gegenwärtigen Form gebaut ward. Die Festungswerke dehnte Friedrich der Große am weitesten aus; doch bestanden sie nur bis zu 1813, wo man anfing, dieselben abzutragen, weil, nachdem die Franzosen die Werke gesprengt hatten, man den Wiederaufbau dieser wichtigen Feste gegen Osten aufgab.

Breslaus altes Stadtwappen war der heil. Johannes, in Lebensgröße fortschreitend. Das neue Wappen, was Keiser Karl V. der Stadt gab, hat in der Mitte das Haupt des Johannes. Johannes, der Täufer, war nämlich der besondere Schutzheilige Schlesiens; ihm ist auch die Domkirche gewidmet. Ueber den Namen Breslau hat man viel geforscht, doch nichts Gewisses herausgebracht.

Die Stadt hieß sonst Bretislav und Wratislav. Einige leiten diesen Namen her von den böhmischen Herzogen Bretislav und Wratislav, die im 11ten Jahrhundert lebten und auch mit Schlesien viel zu thun hatten; allein schon vor ihnen besaß die Stadt ihren Namen. Andere sagen, Brod heiße im Slavischen eine Furth, und Brodslawa also Slavenfurth. Andere bilden Wrotslawa, das heißt Slavenrükkehr. Noch andere erinnern an das polnische Braslo, was Birkenbusch heißt. Am richtigsten möchte die Ableitung aus dem Deutschen sein und nicht aus dem Polnischen, weil wahrscheinlich schon zu der Zeit, als die Deutschen vor den Slaven hier wohnten, der Ort, wenn auch nur als Dorf, da war. Die eine Ableitung aus dem Deutschen ist Wrozlaw (in den alten frühesten Zeiten Worzislav geschrieben) — Wurzelau; die andere, welche vielleicht nur zum Scherz versucht ist, lautet Fretislaw, Wretislav, Bretislav, Breslav, Breslau — Fressaue — fruchtbare Aue (nach dem Zusammenhange von Prassen und Fressen). Ganz Mittelschlesien hieß in alten Zeiten auch wohl das Breslausche Land, welcher Ausdrukk nach der letzten Vermuthung hieße das fette Land, und nach der vorletzten das kräuterreiche Land — beides passende Ausdrükke.

Breslaus Lage ist nicht unangenehm; nur der sumpfige Boden macht die Erdgeschosse feucht, und ist die Haupt-Ursache von vielem Straßenschlamm. Das Land rings um Breslau ist sehr fruchtbar, nur gegen Morgen hin hat hier und da die Oder kleine Strekken versandet. Die Luft wird nicht gerühmt, ist jedoch besser geworden durch Abtragung der Wälle, Niederreißen der Stadtmauern und Ausfüllen vieler Gräben, Pfützen und Lachen. Bei dem engen Zusammenwohnen der Menschen, oft in den allerfeuchtesten Stuben, ist es zu bewundern, dass nicht viel

mehr Menschen in Breslau sterben, als geboren werden. Vor allen Thoren schließen sich bald an die Vorstädte Dörfer an, die meisten vor dem Schweidnitzer Thor, wo sich auch die ausgedehntesten Gemüsefelder befinden, unter dem Namen der Kräutereien bekant. Die Bebauer dieser Gemüsefelder, Kräuterer genant, sind aus der Pfalz hier eingewandert. Die Felder befinden sich in so gutem Stande, dass manche Stellen oft drei Mal im Jahr hinter einander benutzt werden.

Breslau nimt sich, wegen seiner vielen Thürme, fast von allen Seiten gut aus, und muss die Sicht nach Breslau noch herlicher gewesen sein, da der Elisabeththurm in seiner ganzen Pracht vorhanden war, und die Thürme des Doms und der Sandkirche noch nicht dem Brande unterlegen hatten. Von der Schneekoppe aus bemerkt man am hellen Tage die Stadt, und von mehren andern Gebürgspunkten sieht man sie weit deutlicher. Schön nimt sie sich von den Trebnitzer Anhöhen (2 bis 3 Meilen entfernt) aus. In der Nähe gewährt die Stadt die schönste Ansicht vom Morgenauer Damme, und wenn man die Oder herunter zu Wasser nach der Stadt zu fährt. Der Dom und die Sandinsel erscheinen hier in ihrer ganzen Pracht. In der Nähe der Stadt und in derselben hat man weite und angenehme Aussichten, theils von den Thürmen, vorzüglich vom Elisabeththurm, theils von den Anhöhen vor dem Schweidnitzer Thor, vor Allem aber von der Taschen- und Ziegelbastei, die von den Festungswerken als die beiden herlichsten Punkte übrig geblieben, und mit Baum-, Strauch- und Blumen-Anlagen versehen sind. Von der Taschenbastei übersieht man die vorzüglichsten schlesischen Gebürge. Fast immer ist der 5 Meilen entfernte, $3\frac{1}{2}$ tausend Fuß hohe Zobten, selbst an trüben Tagen, zu erkennen. Links von ihm sieht man die Strehlenschen Berge. Der Jauersberg, seine Verbindung mit dem Schneeberge und

dessen Fortsetzung bis zum Altvatergebürge in Mähren hin sind zu erkennen. Am klarsten erblikt man aber das Eulengebürge, den Hochwald und den Sattelwald. Das Riesengebürge ist nur an heitern Tagen, dann aber auch oft in großer Klarheit zu sehen. Man unterscheidet deutlich die höchsten Spitzen und tiefen Schluchten von einander, erkent die Schneegruben und sieht hin bis zum Reifträger. Und diese herliche Aussicht in die Weite genießt man über der freundlichsten Gegend in der Nähe. Dicht vor einem liegen viele neu angelegte, mit Lauben und Häusern versehene, Gärten, die bei der Jugend der Bäume und bei ihrem starken Triebe in dem fetten Boden angenehm überraschen. Von der Ziegelbastei sieht man nach den Trebnitzer Anhöhen. Unter sich hat man die Oder, dicht vor sich den mächtigen Dom und die Sandinsel mit der großen Kirche und dem herlichen jetzigen Bibliothekgebäude. Die Ansichten des Doms und der Sandinsel sind so schön von hier aus, dass mehre Zeichner sie schon aufgenommen haben. Fast rings ist die Stadt von Lustgängen umgeben, die nur an einer kleinen Stelle unterbrochen werden, da, wo die Oder sich der Stadt zu sehr nähert, so dass zwischen ihr und den Häusern kein Zwischenraum ist. Diese Lustgänge gehen in verschiedenen Krümmungen und Winkeln um die Stadt herum; an der Außenseite derselben befindet sich theils die Oder, theils ein sehr breiter, mit regelmäßigen Ufern versehener Graben. Die Lustgänge haben 3 bis 4 Reihen Bäume, sind fast überall so breit, dass dreißig Menschen neben einander gehen können, und schließen außer den beiden erwähnten Basteien noch eine kleinere Bastei ein, die auch an der Oder liegt und nach Norden hin die Aussicht auf mehre Oderärme, mehre Mühlen und eine belebte Straße gibt. Um die Basteien sind mehre Strauch- und Blumenanlagen. Die Taschenbastei ist rings mit Rosen eingefast. Selbst auf die Stadt hat man

keine üble Aussicht von den Basteien, indem man die vielen Thürme sieht. Zwischen den Lustgängen und der Stadt befinden sich grösstentheils Gärten, die nur durch ein Lattengeländer von den Lustgängen getrent sind, und den Lustwandelnden durch ihren Blumenschmukk viel Freude gewähren. Auch erheben sich in diesem Stadtkranz gerade die schönsten Häuser jetzt. Außerhalb des breiten Stadtgrabens befinden sich zwei Baumreihen, die einen breiten Fahrweg einschließen; so dass für Lustgehende und für Lustfahrende gesorgt ist. Längs dieser Luststraße ziehen sich ebenfals Gärten hin. Alle diese Anlagen verdankt Breslau der Abtragung der Festungswerke; aber so neu sie auch sind, so viel Reiz haben sie schon. Wie fruchtbar Breslaus Boden ist, das kann man an diesen jungen Anlagen sehen. Bäume, die vor 4 Jahren gepflanzt sind, namentlich die Pappeln, haben schon einen Stamm von $\frac{3}{4}$ Fuß Durchmesser. Die Bäume stehen theils in buntem Gemisch durch einander, theils hat man Strekken mit denselben Bäumen bepflanzt, z. B. gibt es längs der Universität eine Lindenstrekke, längs dem evangelischen Seminarium eine Ahornstrekke. Außer der Schwarzpappel findet man die Silberpappel und die Balsampappel häufig. Ahornarten gibt es am meisten auf diesen Lustgängen, als Korkahorn, Feldahorn, Bergahorn, Platanenahorn, falschen Platanenahorn, Eschenahorn, rothblühenden Ahorn und tartarischen Ahorn. Platanen stehen vorzüglich am Einfluss der Ohle in die Stadt. Abereschen, zwei Arten von Eschen, Akazien, Kastanien, Ulmen, Linden und andere Bäume wechseln ab. Obstbäume sind wohl der Raupen wegen nicht gepflanzt, wahrscheinlich fehlen auch deshalb die Eichen. An der Taschenbastei findet man auch etwas Nadelholz, als Weihmuthskiefer und Lerchenbäume, doch nur wenige. Sträuche trift man in großer Mannigfaltigkeit durch einander, am meisten den Bokdorn, zwei

Arten von Blasenstrauch, mehre Arten Schwalken oder Schneeballen, den Essigstrauch, Weißdorn, Hartriegel, wohlriechende Brombeeren, Gleditsche, Trauerweide u. s. w. Ausgezeichnet ist der Bohnenbaum in der Blüthe. Außer den Rosen erfreuen die Wanderer am meisten die verschiedenen Arten von Schwertel, die Goldruthen und der Krautholunder, letzter durch seinen Geruch zugleich. Damit die Lustgänge immer in gutem Stande bleiben, so sind strekkenweis Wächter angestelt, welche die Beschädigung der Anlagen verhindern, die durch Regen entstandenen Wasserrinnen mit Erde ausfüllen, im Herbst das Laub wegkehren und beim Schnee stets reine, freie Gänge erhalten. — Alles vortreflich, nur leider, dass die Stadt jetzt jedem Feinde offen steht, und von einer kleinen, leichten Reuterschaar überfallen und eingenommen werden kann, — die Stadt, welche den Schlüssel zu ganz Schlesien enthält.

Breslau hat vier Haupt- und zwei Nebenthore; die vier Hauptthore führen nach den vier Weltgegenden. Das Ohlausche Thor liegt gegen Morgen, und die Straße aus demselben führt die Oder hinauf nach Oberschlesien. Das Ziegelthor, mehr nach Mitternacht gelegen, ist ein Nebenthor, indem man von ihm rechts nur auf die Ohlauer Straße kann. Es dient zum Einfahren des Holzes, was aus Oberschlesien komt, und zwischen der Oder und Ohlau seinen Ablageplatz hat. Das Ohlauer Thor besteht jetzt aus einem hölzernen, gegitterten Flügelschlage, ruhend in steinernen Pfeilern, welche an der steinernen Brükke über dem Stadtgraben angebracht sind. Vor dem Thore befindet sich eine freundliche Vorstadt mit zwei Kirchen und dem Kloster der Barmherzigen. Links von der Vorstadt, die Oder herauf, liegt der bekante Lustort Morgen- oder Marienau, rings von Wällen eingeschlossen, um bei grossen Ueberschwemmungen nicht unter zu gehen. Hinter

Morgenau, 1½ Meile von Breslau, ist Treschen, ein anderer Lustort an der Oder, der im Winter, wenn es die Oder erlaubt, von Schlittenfahrern und Schlittschuhläufern viel besucht wird. Fält nicht zu viel Schnee, so kehren die Schiffer Bahn für die Schlittschuhläufer. *) Das Oderthor liegt gegen Mitternacht, und führt theils nach Polen, theils zu den Gegenden Ober- und Nieder-Schlesiens, auf der rechten Oderseite. Es geht durch das Universitätsgebäude, und ist vor der Brükke über die Oder an einem Gegitter nur zu erkennen. Die Odervorstädte besaßen die evangelische Kirche zu 11 tausend Jungfrauen, welche seit der Belagerung von den Franzosen in Trümmern liegt, und jetzt erst wieder aufgebaut wird. Vor diesem Thore befindet sich ein kleiner englischer öffentlicher Park, das Wäldchen durch öffentlichen Anschlag benant. Links von diesem Thore liegt der Bürgerwerder, zu dem auch ein eigner Weg von der Stadt aus vor mehren Mühlen vorbei führt. Dieser Bürgerwerder ist ein langes Eiland in der Oder, wird noch mit zur Stadt gerechnet, und enthält außer mehren Bürgerhäusern viele große Kriegerwohnungen (Kasernen), einen Abladeplatz für die Schiffe, welche die Oder herauf Waaren bringen, eine Zukkerbereitung und die Niederlage von oberschlesischen Bergwerkserzeugnissen. Vor diesem Thore befindet sich auch eine halbe Meile von der Stadt, an der Oder gelegen, der Lustort Oswitz, dem ein anderer, Namens Pöpelwitz, auf der andern Oderseite gegenüber liegt. Ausgezeichnet ist Oswitz durch seinen herlichen Eichenwald. Auf einer alten schwedischen Schanze sind mehre angenehme Gänge gemacht, und eine kleine Kapelle auf dem sogenanten heiligen Berge

*) Für kleinere sichere Eisbahnen wird stets von der Polizei gesorgt, so wie im Sommer für sichere Badeplätze.

Arten von Blasenstrauch, mehre Arten Schwalken oder Schneeballen, den Essigstrauch, Weißdorn, Hartriegel, wohlriechende Brombeeren, Gleditsche, Trauerweide u. s. w. Ausgezeichnet ist der Bohnenbaum in der Blüthe. Außer den Rosen erfreuen die Wanderer am meisten die verschiedenen Arten von Schwertel, die Goldruthen und der Krautholunder, letzter durch seinen Geruch zugleich. Damit die Lustgänge immer in gutem Stande bleiben, so sind strekkenweis Wächter angestelt, welche die Beschädigung der Anlagen verhindern, die durch Regen entstandenen Wasserrinnen mit Erde ausfüllen, im Herbst das Laub wegkehren und beim Schnee stets reine, freie Gänge erhalten. — Alles vortreflich, nur leider, dass die Stadt jetzt jedem Feinde offen steht, und von einer kleinen, leichten Reuterschaar überfallen und eingenommen werden kann, — die Stadt, welche den Schlüssel zu ganz Schlesien enthält.

Breslau hat vier Haupt- und zwei Nebenthore; die vier Hauptthore führen nach den vier Weltgegenden. Das Ohlausche Thor liegt gegen Morgen, und die Straße aus demselben führt die Oder hinauf nach Oberschlesien. Das Ziegelthor, mehr nach Mitternacht gelegen, ist ein Nebenthor, indem man von ihm rechts nur auf die Ohlauer Straße kann. Es dient zum Einfahren des Holzes, was aus Oberschlesien komt, und zwischen der Oder und Ohlau seinen Ablageplatz hat. Das Ohlauer Thor besteht jetzt aus einem hölzernen, gegitterten Flügelschlage, ruhend in steinernen Pfeilern, welche an der steinernen Brükke über dem Stadtgraben angebracht sind. Vor dem Thore befindet sich eine freundliche Vorstadt mit zwei Kirchen und dem Kloster der Barmherzigen. Links von der Vorstadt, die Oder herauf, liegt der bekante Lustort Morgen- oder Marienau, rings von Wällen eingeschlossen, um bei grossen Ueberschwemmungen nicht unter zu gehen. Hinter

Morgenau, 1½ Meile von Breslau, ist Treschen, ein anderer Lustort an der Oder, der im Winter, wenn es die Oder erlaubt, von Schlittenfahrern und Schlittschuhläufern viel besucht wird. Fält nicht zu viel Schnee, so kehren die Schiffer Bahn für die Schlittschuhläufer. *) Das Oderthor liegt gegen Mitternacht, und führt theils nach Polen, theils zu den Gegenden Ober- und Nieder-Schlesiens, auf der rechten Oderseite. Es geht durch das Universitätsgebäude, und ist vor der Brükke über die Oder an einem Gegitter nur zu erkennen. Die Odervorstädte besaßen die evangelische Kirche zu 11 tausend Jungfrauen, welche seit der Belagerung von den Franzosen in Trümmern liegt, und jetzt erst wieder aufgebaut wird. Vor diesem Thore befindet sich ein kleiner englischer öffentlicher Park, das Wäldchen durch öffentlichen Anschlag benant. Links von diesem Thore liegt der Bürgerwerder, zu dem auch ein eigner Weg von der Stadt aus vor mehren Mühlen vorbei führt. Dieser Bürgerwerder ist ein langes Eiland in der Oder, wird noch mit zur Stadt gerechnet, und enthält außer mehren Bürgerhäusern viele große Kriegerwohnungen (Kasernen), einen Abladeplatz für die Schiffe, welche die Oder herauf Waaren bringen, eine Zukkerbereitung und die Niederlage von oberschlesischen Bergwerkserzeugnissen. Vor diesem Thore befindet sich auch eine halbe Meile von der Stadt, an der Oder gelegen, der Lustort Oswitz, dem ein anderer, Namens Pöpelwitz, auf der andern Oderseite gegenüber liegt. Ausgezeichnet ist Oswitz durch seinen herlichen Eichenwald. Auf einer alten schwedischen Schanze sind mehre angenehme Gänge gemacht, und eine kleine Kapelle auf dem sogenanten heiligen Berge

*) Für kleinere sichere Eisbahnen wird stets von der Polizei gesorgt, so wie im Sommer für sichere Badeplätze.

führt mehre Betende, katholischen Glaubens, hierher. Das Sandthor liegt gegen Morgen vom Oderthore, und kann nur als ein Nebenthor vom erstern angesehen werden, denn seine Hauptstraße führt in der Vorstadt schon auf die Hauptstraße des Oderthors. Seinen Namen hat es von der Sandinsel, die von der Stadt durch einen Oderarm getrent ist. Die Sandinsel steht durch eine Brükke mit der Stadt und durch eine andere mit dem Dom und durch eine dritte mit der Odervorstadt in Verbindung. Auf dem Sande trift man, außer der schönen Sandkirche, einer katholischen Pfarrkirche, die mit Kupfer gedekt ist, die Universitätsbüchersamlung, eine Gemäldesamlung, das katholische Schullehrerseminarium, ein Armenhaus und die Kriegs- (jetzt Brigade-) schule, nebst einer großen Wassermühle. Der Dom enthält die schönen Wohnungen der Domherren, die Residenz des Fürstbischofs, die Domkirche mit herlichen Kapellen, die Kreuzkirche, noch eine kleine Kirche, das Denkmahl des heiligen Nepomuk und ein Erziehungshaus für adeliche Kinder. Vom Dom aus führt ein Pappelweg nach dem Lustort Scheitnich, einer Anlage des Fürsten Hohenlohe, gelegen an der alten Oder, einem Abschlagsgraben, der bei hohem Wasserstande der Oder viel Wasser neben Breslau weg führt. Links von der Domkirche befindet sich die chirurgische Pflegeanstalt (Klinikum) der Universität und der Kräuter- (botanische) Garten derselben. Die Abendseite der Stadt enthält das Nikolai- (Nikkels-) Thor, so genant von der, vor dem Thore liegenden, Kirche, die dem heiligen Nikolaus gewidmet war, in der Belagerung zerstört ward und jetzt wieder aufgebauet wird. Von den ehemaligen Festungswerken steht hier noch ein Ueberbleibsel, und macht das Thor aus, abgebrochenes Mauerwerk, an dessen Außenseite man in Stein gehauen das Leiden des

Erlösers sieht. *) Zu beiden Seiten befindet sich ein Löwe und ein Adler, alles in gothischem Stil — eines der schönsten Denkmähler Breslaus. Es ward 1479 dies Thor angefangen und 1503 vollendet. Die Nikolaivorstadt enthält den größten evangelischen Kirchhof Breslaus mit einer Begräbnißkirche und vielen kostbaren Grabmählern. Aus dem Nikolaithor gehen die Straßen nach Berlin, Leipzig und mehr links nach Jauer. Das Mittagsthor ist das Schweidnitzer, es führt über eine steinerne Brükke zu einen viereckigen Platz, in dessen Mitte sich das von Friedrich dem General Tauenzien gesetzte Denkmahl befindet. Hinter diesem Denkmahl liegen die zwei am meisten besuchten Lustgärten Breslaus. Aus dem Schweidnitzer Thor führen Wege nach Strehlen, Glaz, Schweidnitz und dem übrigen Gebürge. An allen Thoren wird des Abends ein Leibzoll erhoben, bekant unter dem Namen Sperrkreuzer. Dieser Zoll wird vier Monate von 7 bis 10, zwei Monate von 6 bis 10, zwei Monate von 5 bis 10 und vier Monate von 4 bis 10 Uhr gezahlt; und obgleich der Mann nur einen schlechten Kreuzer und das Pferd 1½ schlechten Silbergroschen gibt, so sollen doch jährlich 12,000 Thaler in gutem Gelde zusammen kommen.

Bei der Sandinsel, bei dem Matthiaskloster und vor dem Bürgerwerder befinden sich mehre große Wassermühlen in der Oder; die Schiffe gehen daneben durch Schleusen, und bei hohem Wasserstande strömt das überflüssige Wasser über breite Wehren. Die Ohle fließt zwischen dem Ohlauer und dem Ziegelthore in die Stadt hinein, vermischt sich darin mit einem Arm der Oder, der zwischen dem Sand- und Ziegelthor in die Stadt fließt, den Oderkähnen den

---

*) Da dies Thor umgeändert wird, so soll das schöne Denkmahl einen andern Platz erhalten.

Eingang bis mitten in die Stadt erlaubt, und mit der Ohle eine Insel bildet, weil schon vor der Stadt die Oder mit der Ohle durch zwei Wehren und eine Schleuse in Verbindung steht. Diese Insel macht die Neustadt aus. Die Ohle fließt mitternächtlich vom Nikolaithore aus der Stadt heraus, dient in der Stadt mehren Gewerben, vorzüglich den Gerbern und Färbern, zu ihren Arbeiten, und führt viele Unreinigkeiten aus der Stadt. Vor ihrem Ausfluss befindet sich an der Oder der Schlachthof (Kuttelhof genant), worin alle Fleischer Breslaus ihr Vieh schlachten, und dann das reine Fleisch zu Hause tragen. Ehe die Ohle in die Stadt trit, fließt sie durch die von ihr benante Vorstadt, und in einer langen Reihe ziehen sich Kattundrukkereien und Färbereien neben ihr dort hin. Da, wo sie sich der Vorstadt nähert, treibt sie auch eine Mühle. In der Stadt befinden sich 14 Brükken über der Ohle und den Oderarmen. Die ganze Stadt wird aus der Oder und aus der Ohle mit Wasser versorgt. Zu diesem Behuf hat die Stadt drei große Wasserkünste — Wasserhebungswerke — zwei an der Oder und eins an der Ohle, da, wo sie in die Stadt trit. Schon seit dem 14ten Jahrhundert bestehen solche Kunstanstalten in der Stadt. Die eine Kunst liefert in einer Minute 17 bis 18 Würfelfuß Wasser, die andere 28 bis 29 Würfelfuß; dasselbe wird durch ein Rad gehoben, das die Oder treibt. An dem Rade befinden sich rings herum 160 Schöpfkannen. Das gehobene Wasser geht in Röhren, die 6 Fuß unter dem Straßenpflaster liegen, und das Wasser nach allen Gegenden der Stadt leiten, wo es durch Pumpen aus hölzernen Brunnenkesseln geschöpft wird. Der weiteste Punkt, wohin das Wasser geleitet wird, beträgt 2000 Ellen. Weil die Röhren oft verfaulen, das Wasser dann heraus trit und neue Röhren gelegt werden müssen, so kosten diese Wasserleitungen viel, und das so häufige

Aufreißen des Straßenpflasters bewürkt auch mit, daſs Breslau nie zu einem recht guten Straßenpflaster gelangen wird. An mehren Stellen hat man angefangen, eiſerne Röhren zu legen. Zur Reinigung der Straßen ſind beſondere Kärner angeſtelt, welche das Gemülle, Ausfegſel und den Straßenmiſt fortfahren. Die Koſten der Gaſſenreinigung betragen jährlich über 6000 Thaler. Seit 1741 beſitzt Breslau eine Straßenerleuchtung. Im Jahr 1792 hatte man ſchon 1188 Laternen, die an mehren Stellen jetzt vermehrt und verbeſſert ſind. Die Häuſer der Stadt ſind größtentheils hoch und ſchmal; die alten gothiſchen, oft hübſch verzierten Giebel verſchwinden aber immer mehr. Wegen der Höhe der Häuſer, des dunkeln Anſtrichs der meiſten und der Enge der Straßen, die noch durch hervorſpringende Keller, Hökerweiber und Waarenanzeiger allerlei Art vermehrt wird, hat Breslau ein etwas finſteres Anſehen. Doch in den Straßen geht dies noch. Aber jedes Haus in den bewohnteſten Gegenden iſt eigentlich nur eine Seite von einer kleinen Stadt, die noch dahinter verborgen liegt, indem jedes Haus mehre Hinterhäuſer enthält, oft von Holz erbaut, die überall mit Menſchen vollgepfropft ſind. Faſt alle Feuer, die in der Stadt ausbrechen, entſtehen in dieſen Hinterhäuſern, und würden wegen der Enge ſehr gefährlich werden, wenn nicht die Löſchanſtalten gut wären. Durch das Hinwegreißen der Feſtungswerke und mehrer Kloſtermauern und Gebäude haben einige Gegenden viel Licht, Luft und Freundlichkeit gewonnen. Es gibt drei ausgezeichnete Plätze in Breslau, 1) den großen Ring, ein Geviert, in deſſen Mitte ſich ein kleineres Geviert von Gebäuden befindet, wozu das Rathhaus gehört. Vom großen Ringe aus liegt ſüdlich ein kleineres ganz freies Geviert, der Salzring genant. Nahe an der Neuſtadt befindet ſich das größte Geviert, der Neumarkt. Nur eine Straße geht grad aus von einem Thor

bis fast zum andern, führt aber zwei Namen, weil sie durch den großen Ring unterbrochen wird, sie heißt südlich vom Ringe die Schweidnitzer Straße, nördlich die Schmiedebrükke. *) Durch Abbrechung von Klostermauern ist ein freier Platz unweit des Sandthores entstanden. Vor dem königlichen Pallast hat man von den abgetragenen Wällen einen großen freien Platz liegen lassen zum Ueben und Mustern der Krieger. Auf dem großen Ringe werden alle Märkte gehalten; hier stehen Jahr aus Jahr ein mehre Verkaufsbuden, hier liegen den Winter über die Tonnen mit Heeringen zu Tausenden, hier ist die Hauptwache; und auch die zwei großen Wollmärkte, die von französischen und andern ausländischen Kaufleuten besucht werden, finden hier statt. Unweit der Hauptwache ist die Rathswaage, 1571 in Gestalt eines runden Thurms erbaut, ein kleines, aber sehr geschmakkvolles Gebäude. An der einen Seite des Rathhauses befinden sich schöne gothische Verzierungen, und in dem Rathhause selbst ein gothischer Saal, der Fürstensaal genant, in dem sich die Fürsten Schlesiens auf den Fürstentagen versammelten, und worin jetzt Partheien verhört werden. In dem untern Raum des Rathhauses ist der Schweidnitzsche Keller, deshalb so benant, weil früherhin nur hier das so berühmte Schweidnitzsche Bier durfte verkauft werden. In den Jahren 1707 bis 1712 war er im Durchschnitt für 6 bis 7000 Thaler verpachtet, eine ungeheure Summe in damaliger Zeit! Außer dem Schweidnitzer Bier und andern auswärtigen Bierarten ward auch viel einheimisches Bier hier getrunken, das unter dem Namen Schöps weit und

---

*) Der Ausdrukk Brükke soll daher entstanden sein, dass man, ehe das Pflaster da war, einen Knitteldamm, Holzdamm — Holzbrükke, legte, um nicht in dem Koth stekken zu bleiben. Eine andere Straße heißt Schuhbrükke.

breit bekant war. In der Trinkstube befinden sich noch jetzt mehre Anhängsel als Erinnerungen, z. B. ein Horn, ein zinnerner Hut u. s. w. nebst mehren Reimen auf höl-zernen Tafeln. Der Fischmarkt befindet sich neben dem Rathhause, und ist mit Bäumen, der Kühlung wegen, bepflanzt. Außer dem Rathhause und mehren einzelnen Gebäuden ist in der Mitte des großen Ringes das Tuch-haus, worin 40 Tuchkaufleute Läden haben, und das Lein-wandhaus, 5 Stokk hoch, worin die auswärtigen Lein-wandhändler zu Marktzeit ihre Waaren feilbieten. Frü-herhin befanden sich hier auch 78 Brod- und 86 Schuh-bänke (Läden). An dem Salzringe steht in der Reihe der andern Häuser die Kaufmansbörse, mit einem platten italienischen Dach. Die Kaufmanschaft besitzt außerdem noch ein schönes Haus, nebst einem großen Garten zum Vergnügen an dem Schweidnitzer Thor. Der Garten ist von einem eisernen Gehege eingeschlossen und gut einge-richtet. Die königliche Münze befindet sich in einem un-ansehnlichen Hause an dem Neumarkt. Das Prägegebäude ist aber unweit des ehemaligen Matthiasklosters auf der kleinen Matthiasinsel. Die Albrechtsgasse wird in Bres-lau für die schönste gehalten, sie führt vom Ringe nach der Dominikanerkirche. Das herlichste Haus auf ihr und in ganz Breslau ist das Regierungsgebäude, sonst Hatzfeldscher Pallast. Ueber dem Haupteingange befindet sich ein auf Säulen von schlesischen Marmor ruhender Balkon. Das Haus hat zwei lange Flügel, welche zwei Nebengassen herunter gehen, und an seiner Vorderseite 11 Fenster in jedem Stokk.

Unter den Breslauschen Kirchen ist wohl die Domkirche zuerst zu nennen. Sie ward 1052 vom Bischof Hiero-nimus aus Holz erbaut und 1148 vom Bischof Walther niedergerissen und durch die jetzige steinerne ersetzt, die nach dem Muster des Lioner Doms erbaut ist. Zwei ihrer

Thürme waren früherhin ausgebaut, sind aber durch Brand eingestürzt; zwei andere hat man nie ausgebaut. An den Seiten befinden sich 14 Kapellen. Das Hauptgewölbe ruht auf 10 Pfeilern von Quadern, welche gothische Bogen spannen. Viele Gemälde von Willmann und andern befinden sich in der Kirche, nebst vielen andern Kostbarkeiten und Zierathen. Das Chor ist durch ein marmornes Geländer von der Kirche geschieden. Auf dem Geländer stehen die vier vergoldeten Bildsäulen von Gregorius, Ambrosius, Chrüsostomus und Hieronimus. Der Hochaltar besteht aus gediegenem Silber und hat 10,000 Thaler gekostet. Die Kanzel ist ganz aus Prieborner Marmor. Ueber ihr hängt ein herlicher Christuskopf von Meinardi, der auch die 12 Apostel gemahlt hat, die im mitlern Schiff der Kirche hangen. Unter den Kapellen zeichnen sich einige sehr aus. Die Kapelle der heiligen Elisabeth ward 1680 von dem Kardinal-Bischof Landgraf von Hessen-Darmstadt erbaut. Die Gemälde in dieser Kapelle beziehen sich fast alle auf die Leidensgeschichte der heiligen Elisabeth. Die Kapelle selbst hat die Form einer Kuppel, und ist inwendig bis an das obere Gesimse von blauen und weißen Prieborner Marmor aufgeführt. Die Bildsäulen darin sind in Rom gearbeitet, kamen 1700 an und kosteten damals 20,000 Thaler. Die vorzüglichste darunter ist die heilige Elisabeth, von weißen kararischen Marmor. Die churfürstliche Kapelle ward vom Pfalzgrafen Franz Ludwig, Churfürsten zu Meinz und hiesigem Bischof erbaut und erst zwei Jahr nach dessen Tode (1727) vollendet. Sie ist ebenfals von Prieborner Marmor, stelt dar den alten und neuen Bund, und ruht auf sechs frei stehenden 8 Fuß hohen marmornen Säulen, deren Knäufe und Füße vergoldet sind. — Nicht weit von der Domkirche befindet sich die Kreuzkirche, 1288 vom Herzog Heinrich dem Vierten gestiftet. Diese Kirche ist doppelt, die Kreuzkirche

über der Erde, die Bartholomäuskirche unter der Erde. Es solte nur dem Bartholomäus zu Ehren eine Kirche gebaut werden, als aber der Grund gelegt ward, so fand man in der Erde eine Wurzel von großer Aehnlichkeit mit einem ausgeschmükten Kreuze, und faste deshalb den Entschluss, über die Bartholomäuskirche noch eine Kreuzkirche zu bauen. Bis 1632 im dreißigjährigen Kriege wurden beide Kirchen gebraucht; da besetzten die Schweden den Dom und machten aus der untersten Kirche einen Pferdestall. Seitdem ist sie nicht wieder gebraucht. Die Kreuzkirche zeichnet sich durch Helligkeit, Größe und Schönheit aus, und besitzt ein gut gemahltes Altarblatt und mehre andere Zierathen und heilige Sachen. Vor der Kreuzkirche steht, aus Sandstein gemacht, die Bildsäule des heil. Nepomuk, den der König Wenzel von der Moldau-Brükke in Prag in den Fluss werfen ließ, weil er ihm die Beichte seiner Frau nicht anvertrauen wolte. Das Weisenhaus (Orfanothrofeum) auf dem Dom hat ein schönes Gebäude nahe an der Kreuzkirche. Es befinden sich 12 bis 16 Knaben und eben so viel Mädchen darin. Zwischen der Domkirche und der Oder steht das Priesterhaus (Alumnat), worin die katholischen Geistlichen nach den Universitätsjahren zum Priesteramt vorgebildet werden. Die Sandkirche auf der Sandinsel, auch Kirche zu unserer lieben Frauen genant, ist zu Anfang des 12ten Jahrhunderts durch Peter Wlast gestiftet. Dies jetzige Gebäude hat der Abt Konrad zu Anfang des 14ten Jahrhunderts gebaut, der vom Küchenmeister zum Abt erwählt ward. Die Sandkirche gehört zu den schönsten Kirchen Breslaus, sie ist mit Kupfer gedekt, hat ein großes, sehr hohes Schiff und hatte früherhin einen schönen Thurm, den ein Blitz im Winter 1730 vernichtete. Im rechten Seitengange der Kirche sieht man das älteste Denkmahl Breslaus, den Stiftungsstein der Kirche. Die Gemahlin des Grafen

Peter Wlast, Maria, ist darauf mit ihrem Sohn Swentoslav abgebildet, wie sie der Jungfrau Maria eine Kirche darreicht. Die Umschrift in lateinischer Sprache lautet so:

„Dir Maria, der Mutter der Gnaden, schenk ich Maria
„Diese Kirche, mein Sohn Swentoslav bringt sie Dir dar."

Das ehemalige Stift enthält jetzt die große königl. Büchersamlung. Dieser gegenüber, im ehemaligen St. Jakobkloster, befindet sich die katholische Schullehrerbildungsanstalt, die immer ungefähr hundert Zöglinge zählt, vor einigen Jahren zwekkmäßiger als früherhin eingerichtet ist und viele Schullehrer dem Lande schon zugezogen hat. Hinter dem Seminar ist eine Schule, die zur Uebung der angehenden Schullehrer gebraucht wird. — Die Vinzentkirche steht schon in der Stadt am Sandthore; sie ward 1656 bis 1672 erbaut. Herzog Heinrich der Zweite hat darin ein Denkmahl, er ruht, aus Sandstein gehauen, im Chor. Die Kirche selbst ist groß, aber nicht sehr hell. Neben dieser Kirche ist jetzt das Oberlandesgericht in dem ehemaligen Kloster. Außer diesen vier erwähnten katholischen Kirchen sind noch folgende merkwürdig: die Kirche zu St. Adalbert, oder die Dominikaner-Kirche am Ende der Albrechtsgasse, die Kirche zum Leib des Hern (corporis Christi) an dem Schweidnitzer Thor, die Dorotheen- oder Minoritenkirche, die Kirche zu St. Matthias (jetzt Universitätskirche), die Klarenkirche (Kirche der Ursulinerinnen jetzt). Ueberhaupt waren vor Aufhebung der Klöster wenigstens 25 katholische Kirchen in Breslau, alle mit Klöstern und Stiftern in Verbindung stehend. Die größten und schönsten Kirchen sind noch alle da, nur einige kleinere Nebenkirchen hat man zu andern Behufen

bestimt. — Die evangelischen Einwohner besitzen drei Hauptkirchen, und zerfallen auch in drei Hauptgemeinden. Die erste Kirche ist die zur heiligen Elisabeth. Diese besaß den ausgezeichnetesten Thurm in frühern Zeiten, der 1452 erbaut ward und 230 Ellen hoch war. Die pfeilförmige Spitze desselben war mit 402 Zentner Kupfer und 79 Zentner Blei gedekt. Allein diesem hohen und schönen Thurm mangelte Festigkeit. Schon 50 Jahr nach dem Bau dachte man an seine Abtragung, aber keiner wagte es, diese Abtragung zu übernehmen. Ein Sturm half und warf 1529 des Nachts um 12 Uhr die Spitze herunter, ohne irgend Einen zu beschädigen. Jetzt ist der Thurm nur 182 Ellen hoch; man hat aber von hier aus die schönste Uebersicht über die Stadt. Die Orgel in dieser Kirche ist auch ein sehr großes Werk. Viele Denkmähler schmükken dies Gebäude. Es sind an dieser, wie auch an der zweiten Pfarrkirche, 5 bis 6 Geistliche angestelt. Die zweite Pfarrkirche ist die zur heiligen Magdalena, ähnlich der Domkirche gebaut. Sie hat zwei Thürme, welche oben durch eine Brükke verbunden sind. Die dritte evangelische Pfarrkirche ist die zu St. Bernhardin in der Neustadt, woran nur drei Geistliche sich befinden; eine große, aber schmukklose Kirche. Merkwürdig ist darin die Hedwigstafel, ein Altarblatt von Holz mit zwei Flügeln, die das Blatt dekken. Das Blatt ist in 16 Felder getheilt, und jedes Feld enthält die Abbildung einer Lebensbegebenheit der Heiligen. Jeder Flügel enthält auch wieder acht solche Szenen. Außer diesen drei lutherisch-evangelischen Kirchen gibt es noch eine reformirt-evangelische, die 1750 erbaut ist und inwendig ein Langrund bildet. Die Kirche zu St. Barbara liegt hart an dem Nikolaithor, und wird nur als Nebenkirche betrachtet. Die Kirche zum heiligen Christof ist auch nur eine evangelische Nebenkirche. Es wird in derselben noch in polnischer Sprache geprediget.

Die Pfarrkirche zu 11 tausend Jungfrauen in der Oder-vorstadt ging (wie schon erwähnt ist) in der letzten Belagerung Breslaus zu Grunde, und soll nun erst wieder erbaut werden. Sie ist Pfarrkirche für die Einwohner in dieser Vorstadt. Vor dem Schweidnitzer Thor steht noch eine schlechte hölzerne Kirche, zu St. Salvator genant; sie ist Pfarrkirche für die Kräuterer um Breslau, und heißt darum auch wohl Kräutererkirche. Rechnet man die Begräbnisskirche mit, so hat Breslau zehn evangelische Kirchen. So reich Breslau an Kirchen ist, eben so reich an milden Anstalten und andern löblichen Einrichtungen. Außer der schon erwähnten sehr großen königlichen Büchersamlung auf dem Sande besitzen der Dom und die drei evangelischen Haupt-Pfarrkirchen große Büchersamlungen. Am berühmtesten darunter ist die zu St. Elisabeth, die Rhedigersche von ihrem Gründer genant. Sie enthält die seltensten Sachen. Vier gelehrte Schulen hat Breslau, eine katholische, zwei lutherische (eigentlich städtische) und eine reformirte. Die ehemals bloß katholische hiesige Hochschule, welche in dem Jesuiterkollegium ein herliches Gebäude besitzt, ist katholisch und evangelisch zugleich, weil die evangelische zu Frankfurt an der Oder mit ihr 1811 vereint ward. Sie besitzt herliche Samlungen, worunter die der Miner vortreflich geordnet ist, und mehre Nebenanstalten zur Bildung künftiger Gelehrten. Die Zahl der Studenten hält sich ungefähr von 300 bis 500. Die Juden haben in den neuern Zeiten eine besondere Schule, Wilhelmsschule genant. An jeder katholischen Pfarrkirche ist eine katholische Schule, gewöhnlich mit zwei Lehrern versehen. Vor zwei Jahren sind fünf neue evangelische Volksschulen angelegt, jede hat zwei Lehrer, wovon der erste recht gut besoldet ist. Außer diesen fünf neuen Schulen gibt es noch eine Art Bürgerschule in der Neustadt, zwei Pfeifersche Armenschulen daselbst und zwei

andere von der Armenpflege errichtete Armenschulen. Bei der reformirten Gemeinde besteht auch eine Volksschule. Unter dem Namen Kinderhospitäler gibt es zwei evangelische Erziehungsanstalten armer Kinder, die zusammen etwa 150 Kinder stets haben, und theilweis in den neuern Zeiten besser als früher eingerichtet sind. Eine andere Anstalt, zur Ehrenpforte genant, nimt mehr die ganz kleinen Kinder auf, kann aber für die Zukunft, da man jetzt die Einkünfte theilweis noch immer auf Zinsen gibt, viel leisten. Die katholische Pflegeanstalt zur schmerzhaften Mutter hat gewöhnlich 60 Kinder. Eine neue Armenschule ist vor einem Jahr von einem verstorbenen Kaufmann gestiftet; und der Grundstein zu einer großen Bürgerschule am Reformazionsfeste gelegt. So wie für Kinder, gibt es auch viele Anstalten für arme alte Leute, auf der Neustadt allein zwei; eine große Krankenpflegeanstalt, und viele andere Einrichtungen der Art, als für nothleidende Handlungsdiener, für Bediente u. s. w. Die Armenpflege Breslaus verdient besonders gelobt zu werden. Die Kunstschule und die Bauschule, so wie die beiden Volksschullehrer-Bildungsanstalten, die katholische auf dem Sande und die evangelische in der Neustadt, gehören zu den königlichen Anstalten und sind für ganz Schlesien bestimt.

Breslau zählt gegen 80,000 Einwohner, und ragt schon in dieser Hinsicht über alle übrige Städte Schlesiens weit hervor; da die, welche ihr am nächsten kommen, höchstens 10,000 Einwohner haben. An der Lebhaftigkeit und Regsamkeit in den Straßen bemerkt man schon äußerlich, dass Breslau viel Nahrung besitze, was die immer steigende Zahl der Einwohner bestätigt. Ist gleich Breslaus jetziger Handel mit dem in frühern Zeiten nicht mehr zu vergleichen, so werden hier doch noch immer viele Geschäfte gemacht, und es enthält viele und sehr reiche

Kaufleute. Auch der Handwerksstand befindet sich theilweis in großer Wohlhabenheit; wie denn Breslau wohl eine reiche Stadt zu nennen ist. Mögen ihre Einwohner auch stets fromm bleiben, und möge mit der Liebe zu ihrem besondern Wohnsitz sich auch stets die Liebe zu dem ganzen Vaterland und allen seinen Einwohnern verbinden; damit auch die diese Stadt liebgewinnen, welche aus der Ferne hierher die Vorsehung führte, auf eine Zeitlang oder auf immer!

IX. Ehemalige Klöster und Stifter.

Der Verbreitung des Christenthums in Schlesien folgte bald die Anlegung mehrer Klöster, denen von Zeit zu Zeit neue hinzugefügt wurden; so dass im preußischen Schlesien sich 72 verschiedene Klöster bei der Aufhebung derselben im Jahr 1810 befanden; von denen etwa 450 Güter besessen wurden. So viel Seegen auch manche von diesen Klöstern in frühern Zeiten als Kirchen- und Schulanstalten gestiftet haben mögen, so wurde es doch in den neuesten Zeiten mit jedem Jahr immer wünschenswerther, dass dieselben größtentheils aufgehoben und ihre Einkünfte auf einem andern Wege für Kirchen und Schulen verwandt würden. Ersteres geschah mit Ausnahme der Klöster der Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen und barmherzigen Brüder; weil die ersten Kinder unterrichten, die beiden letzten aber Kranken pflegen. Wie viel von dem Ertrage der Güter den Kirchen und Schulen zugewandt ist, kann der Verfasser nicht wissen, auch gehört das nicht hierher, wo nur soll angegeben werden, welche Klöster in Schlesien sonst waren und wie sie bestanden.

I. Augustiner. Die Augustiner, welche ihren Namen führen von dem großen Bischof Augustin von Hip-

von in Afrika, und die zu Ende des 4ten oder zu Anfang des 5ten Jahrhunderts entstanden, kamen zu Anfang des 12ten Jahrhunderts nach Schlesien. Peter Wlast's Gemahlin, Maria, hatte einen Hofgeistlichen von ihnen, aus Arras, Namens Oger, den Wlast liebgewann und durch den mehre nach Schlesien gezogen wurden, die ein Kloster auf dem Zobtenberge erbauten. Oger soll der erste Bischof gewesen sein. Bald nach der Gründung des Klosters auf dem Zobten ward auch die Kirche in Gurkau am Fuße des Berges von Wlast erbaut. Vier Aebte hinter einander wohnten auf dem Zobten. Die Nachfolger fanden es zu kalt, und nachdem das Kloster oben 40 Jahre bewohnt war, so zogen sie nach Gurkau, und späterhin auf die Sandinsel vor Breslau. Nach andern Nachrichten sollen die Mönche noch vorher bei St. Adalbert gewohnt haben, welche Kirche auch Peter Wlast erbaut hatte. St. Adalbert wurde 1226 aber von den Augustinern an die Dominikaner abgetreten. In den Jahren 1209 — 1214 erhielten die Augustiner einen Platz unweit des Sandthors und erbauten dort die Kirche und das Krankenhaus zum heiligen Geist. Auch das Stift Kamenz ward 1227 mit Augustinern besetzt; aber in der Mitte des 13ten Jahrhunderts an die Zisterzienser abgetreten. Der Abt Konrad von Loslau ist wegen der sonderbaren Art seiner Wahl bekant. Er war Küchenmeister zum heiligen Geist, da ein neuer Abt solte gewählt werden. Als die Glieder der Probsteien zum heiligen Geist auf den Sand zur Wahl gingen, so nekten sie den Küchenmeister Konrad, der noch gar kein Stimmenrecht hatte, und sagten ihm, er möchte mit zur Wahl kommen; er aber antwortete: „geht nur, ihr werdet mich schon holen, wenn es Zeit ist!“ — Und man holte ihn würklich; denn weil man über die Wahl uneinig war, so überließ man zuletzt den drei ältesten dieselbe. Jeder von diesen wäre gern selbst Abt geworden,

und alle drei gaben deshalb ihre Stimmen dem Konrad. Die Wahl war sehr glüklich. Konrad setzte das Kloster in einen guten Stand, erbauete die jetzt vorhandene schöne Kirche und das große Kloster an die Stelle der hölzernen Gebäude. Das Krankenhaus und die Probstei zu St. Georg zu Oels kamen zu seiner Zeit auch unter das Sandstift. Er starb 1363. Der Abt Johann III. baute die Annakirche, die 1818 zu einem Armenhause umgebaut ist. Im Jahr 1730 den 30. Januar des Nachts um 2 Uhr traf ein Blitzstrahl den Thurm der Sandkirche; Thurm, Kirchdach und das ganze Gebäude wurde von den Flammen zerstört. Der letzte Abt, Strobach, der seine 25jährige Prälatenwürde und das 7te Jahrhundert der Stiftung des Klosters feierte und viel für das Kloster gethan hat, starb 1810 den 2. Januar. Das Sandstift besaß, nebst der Stadt Zobten, 33 Güter. Die Kirche ist jetzt eine Pfarrkirche, und die Klostergebäude bewahren die königliche und Universitäts-Bibliothek nebst andern Samlungen. Die Augustiner lebten gar nicht eingeschränkt, sie konten selbst in bürgerlicher Kleidung Gesellschaften besuchen.

Die Augustiner in Sagan wichen von denen in Breslau nicht ab; sie besaßen früherhin die Kirche zu Naumburg am Bober, wurden aber 1284 vom Herzog Primislav nach Sagan versetzt, wo ihnen der Bischof die Stadtpfarrkirche einräumte. Naumburg ward seit der Zeit eine Probstei von Sagan. Die Saganer Pfarrkirche verloren sie drei Mal, nachdem die Stadt evangelisch geworden war; erhielten sie aber immer wieder. Sie besaßen in den Vorstädten noch drei Kirchen. Unter ihren Aebten ist von Felbiger, wegen Verbesserung des katholischen Volksschulwesens nach dem siebenjährigen Kriege, sehr bekant. Das Stift hatte 13 Güter.

Dem Breslauer Sandstifte gegenüber befand sich das Kloster der Augustiner Chorfrauen mit der Kirche

zu St. Jakob. Im Jahr 1299 siedelten sich diese Frauen dort an. Im Jahr 1687 fingen sie an, die Kirche zu bauen, und von 1711 — 1715 ward das jetzige Klostergebäude von dem Gelde aufgeführt, was die verwitwete Kammerräthin von Schliebenheim dazu bestimte. Im Jahr 1791, da auf dem Sande ein großes Feuer war, zeichneten sich die Augustinerinnen dadurch aus, dass sie, ihrem Gelübde gemäß, ungeachtet der Gefahr, ihr Haus nicht verlassen wolten und mit Gewalt weggeführt werden musten. Güter besaßen sie nicht, sondern lebten von einigen Kapitalien und wiederkäuflichen Zinsen. Den Gottesdienst in ihrer Kirche besorgten die Augustiner. Das katholische Schullehrer-Seminarium besitzt jetzt die Kirche und das Kloster.

Eine Abart von den Augustinern sind die Augustiner-Eremiten, welche sich weit mehr dem eingeschränkten Mönchsstande nähern und zu den Bettelorden gehören. Luther war ein Augustiner-Einsiedler. In Schlesien hatten sie nur ein Kloster, nämlich das zu Strehlen, wohin sie 1698 kamen. Sie trugen ein grobes schwarzes Ordenskleid mit einem ledernen Gürtel.

II. Benediktiner. Die Benediktiner, welche ihren Namen von Benedikt von Nursi haben, der 480 geboren ward, und die vor allen übrigen Mönchen zur Bildung Europas sehr viel beigetragen haben, kamen in frühern Zeiten aus Frankreich, in spätern aus Böhmen nach Schlesien, und besaßen in den letzten Zeiten nur ein Kloster daselbst, nämlich das zu Wahlstatt. Der Abt des Klosters zu Braunau in Böhmen, Ottmar Zink, kaufte nämlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige schlesische Güter; Wahlstatt für 18,000 Gulden; die Herschaft Kaltwasser, enthaltend 5 Dörfer und 8 Höfe, für 120,000 Gulden; Schönau bei Neumarkt für 36,000

Gulden; Weicherei bei Kostenblut für 24,000 Gulden, und Strachwitz bei Wahlstatt für 16,500 Gulden. In den Jahren 1707 bis 1723 wurde die Kirche nebst dem Kloster gebaut. Bei der Aufhebung dieses Klosters entstand Streit darüber, ob die Güter nicht nach Böhmen gehörten, was das Kloster zu Braunau behauptete.

Seit dem 8ten Jahrhundert hat es Benediktinerinnen gegeben. In Schlesien stiftete 1221 Jutta von Liebenthal ein Kloster für sie zu Liebenthal, und schenkte Stadt und Ländereien demselben. Sie ward die erste Aebtissin und ihr Sohn der erste Probst. Herzog Heinrich bestätigte diese Einrichtung. Im Jahr 1426 wurden Stadt und Kloster von den Hussiten sehr verwüstet, die Nonnen schreklich gemisshandelt, ja einige getödtet. Es gehörten außer der Stadt 19 Dörfer zu dem Kloster. In Liegnitz war ebenfals ein Benediktinerinnenkloster, das von 1277 bis 1540 Dominikaner inne hatten, und das den Benediktinerinnen angewiesen wurde, weil ihr Klostergebäude bei Befestigung der Stadt eingerissen ward. Dieses Kloster besaß nicht so viel Güter, als das Liebenthaler. Das Kloster der Benediktinerinnen zu Striegau war 1307 von der Herzogin Beatrix gestiftet, und ward 1719 von Stein aufgeführt. Es gehörten über sieben Güter dazu. Die Gebäude dieses Klosters sind jetzt den Evangelischen zu Kirche und Schule überwiesen.

III. Zisterzienser. Die Zisterzienser gingen aus den Benediktinern in Frankreich hervor und hatten dort ihren Hauptsitz zu Klärwo (Clairvaux); welches das Stammhaus von 800 Klöstern genant wird. Die Zisterzienser führten anfänglich (im 12ten Jahrhundert), wie fast alle Orden zu Anfang, ein strenges Leben, und suchten unfruchtbare Gegenden urbar zu machen. Nach Schlesien kamen sie 1170 oder 1175, unter Boleslav dem Langen,

aus dem Kloster Pforte bei Naumburg an der Saale, der jetzigen Schulpforte. Sie erhielten das, 1041 — 1055 von Kasimir für die Benediktiner erbaute, Kloster Leubus an der Oder im Wohlauschen; weil die Benediktiner von ihrer Regel abgewichen waren. Man machte den Zisterziensern den Unterricht der Jugend zur Pflicht. Hedwig und ihre Schwester Gertrud trugen viel zum Wohl dieses Klosters bei. Zwei Mal ward dasselbe geplündert und zerstört, das erste Mal von den Hussiten (1432), das zweite Mal (1644) von den Schweden. Der Bau der jetzt noch stehenden schönen Gebäude wurde 1684 angefangen. In der Abtei befindet sich ein schöner Saal, genant der Fürstensaal. Zwei und funfzig Aebte hat das Kloster von 1175 — 1810 gehabt. Das Kloster besaß 60 Dörfer, und außerdem noch 10 Afterlehen.

Das Kloster Rauden im Ratiborschen in Oberschlesien ward 1220 von Wladislav von Ratibor gebaut und mit Zisterziensern besetzt. Die jetzt noch vorhandenen Gebäude wurden 1648 errichtet; die Kirche ist aber älter. Gleich bei der Begründung war eine Schule mit dem Kloster verbunden; aber in der Regel taugte sie nicht viel. Im Jahr 1744 gab ihr der Abt Bernard eine etwas bessere Einrichtung, als die frühere, und Felbiger, der sie 1766 besuchte, fand sie gut.

Das Kloster Heinrichau, im Münsterbergschen, ward von Heinrich dem Bärtigen 1227 dadurch begründet, dass er dem Domhern Nikolas Heinrich erlaubte, die Güter, die er besaß, und die nach seinem Tode nach dem Lehnsrecht Heinrich dem Bärtigen zugefallen wären, hierauf zu verwenden. Zwölf Zisterzienser wurden den 28. Wonnemond hier eingeführt. Auch hier unterrichtete man bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts die Jugend. Ein Abt aus diesem Kloster, Namens Vinzenz, errichtete in seiner Vaterstadt Strehlen eine Heirathskasse

für arme Bürgerstöchter. Bei den hussitischen Streifzügen und im dreißigjährigen Kriege litt dies Kloster sehr viel. Es besaß 34 Güter. — Nicht weit von Heinrichau liegt im Frankensteinschen Kreis das Kloster Kamenz, welches 1249 die Zisterzienser von den Augustinern erhielten. Es besaß früherhin die Stadt Mittelwalde in der Grafschaft Glaz, und eine Herschaft von 10 Dörfern in Mähren, so wie die Stadt Reichenstein, kam aber durch die Kriege etwas herunter. Bei seiner Aufhebung hatte es noch etwa 30 Dörfer. Die Probstei Wartha mit der schönen Kirche gehörte auch zu Kamenz. Die Kirche baute der Abt Augustin nach dem dreißigjährigen Kriege. Das Kloster Himmelwitz, im Groß-Strehlitzschen Kreise in Oberschlesien, das 1280 von Boleslav von Oppeln für 20 Zisterzienser gestiftet wurde, hat zu allen Zeiten mit Armuth zu kämpfen gehabt, verlor zwei Mal seine Güter, und besaß bei der Aufhebung nur 4 Dörfer. Es war weder eine Probstei, noch eine Pfartei damit verbunden.

Grüssau, im Landeshutschen Kreise, in einer schönen Gebürgsgegend, ward 1240 von Heinrich dem Zweiten, dem Helden von Wahlstatt, für die Benediktiner bestimt, und nach seinem Tode von seiner Gemahlin Anna diesen Mönchen übergeben. Im Jahr 1289 traten die Benediktiner aber Grüssau für 240 Mark Silbers an den Herzog Bolko ab, mit der Bedingung, es wieder zu einem geistlichen Stift zu verwenden. Das that Bolko redlich, und schenkte Grüssau, nebst der von ihm daselbst 1292 erbauten Kirche, den Zisterziensern aus Heinrichau. Im Jahr 1403 ward die Probstei Warmbrunn auf 5 Geistliche gestiftet und diesem Kloster untergeben. Die Hussiten fielen 1426 ins Stift ein, ermordeten 70 Geistliche, plünderten das Kloster und stekten es in Brand. Im dreißigjährigen Kriege brante auch das ganze Kloster mit allen Nebengebäuden ab. In Grüssau wurde seit langen Zeiten

eine Schule erhalten, die 1800 zu einer eigentlichen gelehrten Schule umgewandelt ward. Es sind zwei Kirchen bei dem Kloster, und in der Fürstenkapelle ruhen drei schlesische Herzöge. Ausgezeichnet ist die dortige Orgel, die größte in Schlesien. Abendwärts vom Kloster liegt der Lustort Bethlehem, mit einem Forellenteiche. Außer den Städten Liebau und Schönberg und der Burg Bolkenhein besaß dies Kloster 40 Dörfer. Die schönen Gebäude dieses Klosters, wie die von Leubus, stehen unbenutzt jetzt da.

Neben diesen 6 Zisterzienser-Klöstern gab es in Schlesien auch ein Kloster für Zisterzienserinnen, und zwar zu Trebnitz, $3\frac{1}{2}$ Meile von Breslau. Stifter dieses Klosters ist Heinrich der Bärtige, Gemahl der heiligen Hedwig, die ihn in dem Entschlusse, dies Kloster zu bauen, stets eifrig bestärkte. Es wird erzählt, dass Heinrich auf der Jagd, da, wo jetzt das Kloster steht, in einen Sumpf gerathen sei, aus dem er habe nicht eher wieder herauskommen können, bis er im Gebet versprochen, hier ein Kloster zu gründen. Das Jahr 1203 wird gewöhnlich als das Stiftungsjahr genant. Heinrich und seine Frau beschenkten das Kloster schon sehr reichlich; späterhin kamen andere Schenkungen hinzu, so dass Trebnitz das angesehenste Kloster in Schlesien ward. Das Klostergebäude bildet ein schönes Vierekk. Die Kirche enthält drei herliche Kapellen. Die Hedwigskapelle ist von schwarzen Marmor mit Alabaster und Messing verziert. Vor dem Hochaltar liegt Heinrich, der Stifter des Klosters, begraben, und hat ein schönes marmornes Denkmahl mit folgender, in lateinischer Sprache verfaster, Aufschrift: „Hier liegt der Herzog Heinrich, Schlesiens Ruhm, beweinet von uns; er war der herliche Gründer dieses Stiftes, ein Vormund den Armen, ein Muster der Sitten, eine Geißel den Verbrechern. Bete, Wanderer, für seine Ruhe!“ Es befindet

sich in der Kirche unter dem Hochaltar noch eine untere Kirche mit einem Altar, gewidmet dem Apostel Bartholomäus. Von hier aus geht man ein Paar Stuffen hinunter nach dem sogenanten Hedwigsbrunnen, dem Heilkräfte von dem Aberglauben zugeschrieben werden. Der Brunnen soll die Stelle sein, wo Heinrich im Sumpf stekte. Viele Inschriften und Denkmähler finden sich in dieser Kirche. In der Hedwigskapelle ruhen noch 14 Aebtissinnen aus dem Piastischen Hause, zwei Herzöge und eine Markgräfin. Vier und zwanzig Altäre hat die Kirche. Trebnitz selbst liegt in einer angenehmen, hügeligen Gegend. — Der erste Stiftungsbrief Heinrichs vom Jahr 1203 verleiht diesem Kloster 18 Güter. Im J. 1206 schenkte Heinrich dem Kloster den Goldberger Wald, nebst Probsthein und Harprechtsdorf, zur Bekleidung der Nonnen; ein Jahr darauf wieder vier schöne andere Dörfer. Im Jahr 1223 schenkte er Deutmansdorf und Hartliebsdorf zur Unterhaltung des Krankenzimmers. Da späterhin seine Tochter zur Aebtissin gewählt ward, schenkte er wieder drei Dörfer; und damit die Nonnen auch Meth trinken könten, so fügte er die Wald- und Bienendörfer Laase, Perschütz, Ujeschütz und Zantkau wieder bei. Zur Bestreitung der Bauten gab er das Dorf Weigelsdorf bei Münsterberg. Andere kleine Schenkungen machte er zu andern Zwekken dieses Klosters. Bei der Aufhebung gehörten dem Kloster, außer der Stadt Trebnitz, 50 Dörfer im Fürstenthum Oels, und 33 in andern Fürstenthümern. Das Klostergebäude ist jetzt einigen Breslauschen Kaufleuten zu einer Spinnerei überwiesen.

IV. Prämonstratenser. Die Prämonstratenser, deren Stifter Norbert (1120) war, sind in Schlesien unter dem Namen Vinzentiner am bekantesten. Peter Wlast errichtete 1139 eine Kirche zu Ehren des heiligen Vinzenzius, da, wo jetzt die Michaeliskirche vor Breslau

steht. Er hatte dort ein Jagdschloss, welches er in ein Kloster verwandelte, besetzte dies mit Benediktinern und beschenkte es mit großen Gütern, die späterhin durch Herzöge und Bischöfe vermehrt wurden. Die Benediktiner ergaben sich aber bald so sehr den Ausschweifungen, dass man sie entfernen muste und in ihre Stelle 1180 die Prämonstratenser rief, die von dieser Zeit an auch Vinzentiner in Schlesien hießen. Um Breslau desto fester zu machen, ward 1529 dies Kloster samt der Kirche abgebrochen. Jetzt steht an der Stelle die hölzerne Michaeliskirche. Die Prämonstratenser erhielten das St. Jakobskloster am Sandthore in der Stadt Breslau. Dieses Kloster hatte 1240 Heinrich der Zweite gebaut und es auf Anrathen seiner Mutter Hedwig mit Minoriten besetzt. Diese aber zerstreuten sich zur Zeit der Glaubensreinigung fast ganz; und so erhielten die Prämonstratenser dieses Kloster nebst allen Gütern und Gerechtsamen. Das Grabmahl des Stifters, Heinrich II., befindet sich in dieser Kirche, aber leider durch ein Chor verbaut. Die Bildsäule des Herzogs ruht auf einer aufgemauerten Unterlage; unter derselben befinden sich in einem Sarge die Ueberreste dieses großen Mannes. Das Kloster besaß bei seiner Aufhebung zwei Städtchen und 32 Dörfer, war aber vor dem dreißigjährigen Kriege viel reicher. Die Prämonstratenser trugen weiße Kleider.

Die Prämonstratenserinnen entstanden zugleich mit den Prämonstratensern, und lebten anfänglich sehr eingezogen und streng. Nach Schlesien rief sie der Herzog Mieslav, wahrscheinlich auf Zureden seiner Gattin Ludmilla, und wies ihnen Riebnikk in Oberschlesien an. Herzog Kasimir von Oppeln verlegte aber 1228 das Stift nach Tscharnowanz. Das Kloster besaß 15 Dörfer nebst einem großen Wald.

V. Dominikaner. Die Dominikaner haben ihren Namen von Dominikus, aus dem Geschlechte Gusmann. Dieser stiftete 1216 den Orden, um Prediger gegen die Irrlehrer der Zeit zu ziehen. Dieser Orden entsagte allen bestimten Einkünften und liegenden Gründen und gehört daher zu den Bettelorden. Berüchtigt ist er dadurch geworden, dass durch ihn Tausende von sogenanten Ketzern dem Feuer überliefert sind. Kein Orden hat so den Geisteszwang geübt, wie dieser. Auch die Bücherverbote gingen von ihm aus. In Schlesien hatte dieser Orden acht Klöster. Das zu Frankenstein ging zur Zeit der Glaubensreinigung von selbst ein, da Fürst und Volk zum Evangelium sich bekanten; allein der berüchtigte Graf Dohna, Anführer der Lichtensteinschen Dragoner, forderte 1629 Kirche und Kloster wieder zurükk, und besetzte es mit drei Mönchen. In Schweidnitz wohnten von 1291 — 1309 die Dominikaner in der Vorstadt, wo sie auch Land besaßen. Herzog Bernard erbaute ihnen Kloster und Kirche in der Stadt. Mehre Mal musten die Mönche das Kloster verlassen; das erste Mal 1484, ohne dass man den Grund weiß; späterhin, da Friedrich V. König von Böhmen ward, und einige Mal der Schweden wegen im dreißigjährigen Krieg. Das dritte Dominikanerkloster befand sich zu Oppeln, das vierte zu Breslau, genant zu St. Adalbert, das der heilige Tscheslav zur Zeit des Einfalles der Tartaren gestiftet hat. Dieser war geboren zu Steine im Fürstenthum Oppeln, widmete sich 1200 in Prag den Wissenschaften und 1203 in Paris und Bologna der Gottesgelahrtheit, und erwarb sich schon als Jüngling die Hochachtung seiner Mitschüler. Im Jahr 1208 begab er sich zu seinem Vetter Ivo, Bischof von Krakau, der ihn zum Domhern machte. Mit diesem ging er 1217 nach Rom und ließ sich von Dominikus in seinen Orden aufnehmen, nebst drei andern, damit sie im

Norden das Christenthum wieder von Neuem ins Herz predigten. Tscheslav predigte in Breslau, bekam für seinen Orden die Adalbertkirche vom Bischof überwiesen und starb 1242 oder 1257 auf einer harten Streu und ward 1714 heilig gesprochen. Die Dominikaner benahmen sich manchmal ungebührlich, vorzüglich vor dem 30jährigen Kriege, wo viele Polen im Kloster waren, die dasselbe zu einem Saufhause machten. Unter dem Bischof Nanker fingen die Dominikaner auch an, ein Ketzergericht zu bilden, doch gelangten sie zu keiner Macht. Das Kloster ist jetzt zu einer Gewerbstätte eingerichtet, und die kleine Kirche links neben der Hauptkirche wird vorläufig zu einer Niederlage (Magazin) gebraucht. Die Hauptkirche selbst ist als Pfarrkirche geblieben. Das fünfte Dominikanerkloster in Schlesien befand sich zu Bunzlau, und ward 1234 von Heinrich dem Bärtigen gestiftet. Die Hussiten zerstörten das Kloster und ermordeten die Mönche. Erst 1677 ward es für einige wenige Mönche wieder eingerichtet. Das sechste Dominikanerkloster war zu Groß-Glogau, 1271 von Konrads Frau Salome gestiftet; das siebente zu Neiße, worin nur 5 Mönche wohnten; das achte zu Ratibor. Alle 8 Klöster waren in der letzten Zeit nur mit sehr wenigen Mönchen besetzt, weil wenige sich zu diesem Leben entschlossen. —

Die Dominikanerinnen besaßen in Schlesien zwei Klöster, eines zu St. Katharina in Breslau neben dem Dominikanerkloster zum heiligen Adalbert, und das andere zu Ratibor. Das Breslausche Kloster, dessen Jungfern gewöhnlich Katharinerinnen oder Kathern-Jungfern hießen, ward 1294 vom Herzog Heinrich V. gestiftet. Den Gottesdienst besorgten die Dominikaner in ihrer Kirche. Sie besaßen 8 Dörfer. Das Kloster in Ratibor aber hatte, nebst dem Städtchen Bauerwitz, 14 Dörfer.

Das Breslausche Kloster ist jetzt zu einer Hebammenschule eingerichtet.

VI. Karmeliter. Die Karmeliter, benant von dem Berg Karmel im gelobten Lande, verbreiteten sich im 13ten Jahrhundert nach Frankreich, und von da aus nach Deutschland. Das erste Kloster in Schlesien für sie ward 1382 in Striegau erbaut. Im Jahr 1424 wurde es eingerissen, damit die Hussiten sich nicht darin festsetzten, und 1430 vom Neuen wieder errichtet. Zur Zeit der Glaubensreinigung ging es ein, da die Mönche keinen Unterhalt mehr fanden. Nach dem 30jährigen Kriege muste das Gebäude, so weit es noch übrig war, den Karmelitern wieder eingeräumt werden, die 1704 bis 1716 das jetzige Gebäude errichteten. Das zweite Karmeliterkloster ward 1676 zu Strenz im Wohlauschen gestiftet, und das dritte 1712 zu Wohlau, beide von dem Obristen von Garnier. Das dritte Karmeliterkloster in Schlesien ist zu Freistadt auf dem Grunde des Schlosses errichtet, das Heinrich X. dort baute. Die Karmeliter erkauften den Platz mit dem alten Gemäuer im Jahr 1685 für 2100 Thaler. Die Karmeliter gehörten zu den Bettelorden.

VII. Minoriten und Klarisserinnen. Die Minoriten, d. h. die Minderen, verdanken ihr Dasein dem Franz von Assisi, der 1210 diesen Orden stiftete. Ihre Gelübde gingen auf Armuth, Gehorsam, Keuschheit und unablässigen Eifer für das Heil des Nächsten. In Schlesien waren 10 Klöster dieser Art. 1) Das zu St. Dorothea am Schweidnitzer Thor in Breslau, gestiftet von Karl IV. und zuerst mit Augustiner-Eremiten besetzt. Mathias schenkte es 1612 den Minoriten. Die Kirche ist nach der Aufhebung Pfarrkirche geblieben, das Kloster aber in ein Gefängniss verwandelt. 2) Das Kloster zu Löwenberg, 1248 erbaut, 1543 von dem Orden dem

Rath übergeben und nach dem 30jährigen Kriege wieder gefordert. 3) Das zu Schweidnitz auf der Koppengasse, im Jahr 1214 von drei Brüdern, Grafen von Würben, erbaut. Zur Zeit der Glaubensreinigung fiel auch dieses Kloster mit der Kirche an die Stadt; aber 1628 ward es von den Minoriten von Neuem eingenommen. 4) Das zu Oppeln, das 1359 der Herzog Bolko I. auf seine Kosten aufbauete und reichlich beschenkte. In den letztern Zeiten besaß es ein angenehmes Wäldchen, die Polke, auf einer Oderinsel, und ein Vorwerk mit 36 Scheffeln Aussaat, nebst 2 Häusern in der Stadt. 5) Das zu Loslau im Pless'schen Kreise. 6) Das zu Ober-Beuthen. 7) Das zu Kosel, gestiftet 1431. 8) Das zu Ober-Glogau. 9) Das zu Neumarkt, das schon von der Hedwig gestiftet sein soll, von den Hussiten zerstört und vor der Glaubensreinigung der Stadt übergeben ward, weil es sich nicht mehr halten konte. Die Stadt verwandte das Kloster zu einem Armenhaus; 1675 wurden aber wieder Minoriten hierher gebracht, und 1722 von diesen ein neues Gebäude aufgeführt. 10) Das zu Glaz, gestiftet im 13ten Jahrhundert, und 1542 zur Zeit der Glaubensreinigung der Stadt mit dem Beding übergeben, jährlich 40 Gulden Zinsen an das Prager Minoritenkloster zu entrichten. Durch Ferdinand wurden die Minoriten 1627 auch hierher wieder verpflanzt und Kirche und Kloster neu erbaut.

Die Klarisserinnen (Klaren-Jungfern) haben ihren Namen von Klara, die durch Franz von Assisi zur Stiftung eines weiblichen Ordens, ähnlich dem der Minoriten, angefeuert und späterhin unter die Heiligen versetzt ward. Die Klaren-Jungfern waren erst auch an Armuth gebunden, da aber das Betteln für die Jungfrauen sich nicht gut paste, so wurde ihnen späterhin der Besitz liegender Gründe erlaubt, so wie den Dominikanerinnen. An-

fänglich bettelten die Minoriten mit für sie. In Schlesien besaßen sie zwei Klöster, das eine zu Breslau, das zweite zu Groß-Glogau. Das in Breslau liegt zwischen dem Vinzenz- und dem Mathiaskloster, und ist jetzt den Ursulinerinnen übergeben. Stifterin dieses Klosters war Heinrichs II. Gemahlin, Anna, Tochter des böhmischen Königs Primislav Ottokar und Schwester der Agnes, die ein Kloster in Prag für die Klarenjungfern stiftete und selbst ihre Aebtissin ward. Aus dieser Stiftung ihrer Schwester berief Anna 1257 die geistlichen Jungfrauen; 1260 ward das Kloster eingeweiht. Im Jahr 1315 wurden die Klarenjungfern sehr beunruhigt von den Mönchen zu St. Vinzenz, welche sich ihrer Güter zu bemächtigen Lust hatten und mit Gewalt ins Kloster drangen, so dass sich die Nonnen flüchten musten, aber wieder in das Ihrige eingesetzt wurden. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts sind die jetzt noch stehenden Gebäude aufgeführt. Die Kirche enthält die Grabstätte der Stifterin Annia, zur Rechten des Hochaltars mit Bild und Inschrift, die ihrer Schwester Beatrix, Markgräfin von Brandenburg, die des Herzog Heinrichs III., Herzog Heinrichs V. mit seiner Gemahlin Elisabeth und Herzog Heinrichs VI. Den Gottesdienst verrichteten in der Regel die Minoriten. Die Klarenjungfern besaßen, außer einer schönen Mühle vor Breslau und einigen Besitzungen in den Vorstädten, 13 Dörfer. Das Klarenkloster zu Groß-Glogau ward von Heinrich III. gestiftet und mit ansehnlichen Gütern beschenkt, die aber größtentheils in Polen lagen.

VIII. Franziskaner. Die Franziskaner, die aus den Minoriten hervorgingen, und auch wohl die Observanten hießen, trugen in Schlesien graubraune Kleider und hatten 12 Klöster inne. Das älteste war das zu Goldberg, welches Hedwig 1208 stiftete, und damals mit

Minoriten besetzte. Zur Zeit der Glaubensreinigung ließ der Herzog Friedrich II. das Kloster zu der Schule einrichten, die Trotzendorf so berühmt machte. Im Jahr 1700 forderte es der Orden wieder zurükk, und so hörte die Schule auf. — Nach Breslau führte 1454 Johann Kapistran die Franziskaner; man gestattete ihnen, die Kirche und das Kloster zu St. Bernhardin in der Neustadt zu erbauen. Zur Zeit der Glaubensreinigung musten sie aus diesem Kloster weichen. Im Jahr 1684 wies ihnen die Stadt dafür einen andern Platz an. Sie bauten Kirche und Kloster und benanten es nach dem heiligen Antonius von Padua. Von dem Kloster ward die daran stoßende Straße Antonienstraße genant. Bis zum Jahr 1793 besaßen die Franziskaner in Ruhe dies gut gebaute Kloster; da musten sie auf Befehl der Regierung es verlassen und ihren Ordensschwestern, den Elisabethinerinnen, abtreten, welche sich mit der Krankenpflege beschäftigen, und noch jetzt dies Kloster inne haben. Den Franziskanern wurde ein Drittel des Platzes von dem Elisabethinerkloster eingeräumt, wo sie eine kleine Kirche mit einem elenden kleinen Klostergebäude aufführten. Die Kirche und das Kloster, das schlechteste von allen in Breslau, sind 1811 dem evangelischen Seminarium übergeben; die Kirche ist in 4 Lehrsäale umgebaut; das Kloster wird von 2 Lehrern und 60 Seminaristen bewohnt. Das Kloster in Groß-Glogau stiftete die Fürstin Margaretha von Zillei 1465; es lag zuerst in der Vorstadt, ward aber späterhin in die Stadt verlegt. Das Franziskanerkloster in Glaz wurde 1470 von Königs Georgs Sohne, Herzog Heinrich, gestiftet. Zur Zeit der Glaubensreinigung übergaben es die Mönche der Stadt, erhielten es 1643 wieder, und Ferdinand III. schenkte selbst 1800 Gulden zum Wiederaufbau. Zu Liegnitz besaßen vor der Glaubensreinigung die Franziskaner zwei Kirchen nebst einem Kloster, ver-

ließen es aber 1524, kehrten 1700 zurükk, und baueten etwas später das Kloster und die Kirche vor dem Heinauschen Thor. Das Kloster zu Namslau ward erst 1675 gestiftet. In Fauer siedelten sich kurz vor der Glaubensreinigung die Franziskaner an, der Bischof zu Wardein in Ungarn ließ das Kloster erbauen, bald aber räumten sie dasselbe, die Stadt legte eine Schule darin an, muste es jedoch 1683 wieder herausgeben. Das achte Kloster war das zu Ratibor; das neunte zu Leobschütz, worin schon früherhin unterrichtet wurde, und das jetzt zu einer gelehrten Schule umgeschaffen ist. Das zehnte Kloster, das zu Neiße, ist jetzt den Evangelischen übergeben, welche die Kirche als Pfarrkirche, das Kloster als Schulhaus benutzen, so dass es sehr gut verwandt ist. Das Kloster in Gleiwitz in Oberschlesien ward 1515 errichtet und 1686 aus Stein erbaut. Es ist jetzt eine gelehrte katholische Schule darin, die herlich aufblüht. Das Kloster auf dem schönen Annaberge, einer Baſaltspitze im Kalkflöze bei Leschnitz in Oberschlesien, ward 1516 erbaut, späterhin erweitert und von Stein aufgeführt. Kirche und Kloster zerfallen, weil Streit über den Besitz derselben ist. Man hat (wie schon erwähnt ward) von dem Thurm die schönste Aussicht in ganz Oberschlesien. Neben dem Kloster sind mehre heilige Oerter. An gewissen Tagen wird noch hierher gewallfahrtet, da ein sogenantes Gnadenbild sich in der Kirche befindet. Außer den zwölf männlichen Klöstern bestand auch ein kleines weibliches Kloster in Fauer, das erst 1734 gestiftet ward.

IX. Kapuziner. Der Kapuzinerorden wuchs aus dem Minoritenorden dadurch hervor, dass ein Mönch die Offenbarung erhalten hatte, Franz habe eine Kappe, Kapuze getragen. Seine Bestätigung erhielt er 1528. Auch dieser Orden war, wie alle übrigen, bei seinem Entstehen

sehr eifrig und thätig. In Schlesien hatte er 5 Klöster. Eines befand sich in Breslau auf der Karlsgasse neben dem königlichen Schloss, und war 1669 errichtet. Das Kloster ist jetzt abgebrochen, und vom Ober-Bauinspektor Geisler an seiner Stelle ein großes, eignes Haus aufgeführt. Ein zweites Kloster ward 1682 zu Schweidnitz auf der Stelle der ehemaligen herzoglichen Burg von dem Grafen von Nostitz erbaut. Ein drittes kleines Kloster entstand schon 1659 vor Neiße, und das zu Neustadt noch früher. Die Neustädter Kapuziner erhielten durch Unterstützung des Weihbischofs auch die evangelische Begräbniskirche daselbst. Im Jahr 1751 erbaute der Kaufmann Weidinger auf dem Kapellenberge hinter Neustadt eine Einsiedelei, wo seit der Zeit immer zwei Kapuziner von dem Neustädter Kloster wohnen musten. Ein fünftes Kloster befand sich zu Brieg. Alle Kapuziner-, wie überhaupt alle Bettelklöster, waren in den letztern Zeiten sehr dürftig besetzt. Wohl zu bemerken ist es, dass zur Zeit der Glaubensreinigung fast alle diese Bettelklöster aufhörten, aber nach der gewaltsamen Wiedereinkatholisirung des Landes vom Neuen aufblühten.

X. Kreuzherren. Die Kreuzherren stammen von den Kreuzzügen her, sie hatten zum ursprünglichen Zwekk, Vertheidigung des heiligen Landes und Verpflegung derjenigen, die dorthin wallfahrteten. Da das gelobte Land den Christen wieder verloren ging, so sammelten sie sich im 13ten Jahrhundert in Böhmen, wo ihnen die Besorgung und Verwaltung eines Krankenhauses übertragen ward. Von ihrem ersten Großmeister, einem Böhmen, Albert von Sternberg, führen sie den sechseckigen Stern. Von Böhmen aus siedelten sie sich nach Schlesien, zuerst nach Kreuzburg (1230), dem sie den Namen gaben. Heinrich III. und seine fromme Mutter Anna räumten ihnen ihre eigenen Wohnungen in Breslau ein, da, wo

das Mathiasstift jetzt sich befindet. Das Krankenhaus zu Elisabeth, was Anna erbauete, nebst der Kirche zu Elisabeth, wurde ihnen übergeben. Die Stiftungsurkunde ward den 25. Februar 1255 unterzeichnet. Einige Mühlen, mehre Häuser auf der Windgasse und außerdem noch 9 Dörfer, nebst dem zu Elisabeth gehörigen Zehenten, wurden den Kreuzherren überwiesen. Allmälig kamen mehre sogenante Kommenden, oder abhängige Kreuzherrenklöster mit Verpflegungs-Anstalten dazu, als zu Schweidnitz, Liegnitz, Münsterberg. Im Jahr 1527 ward die Kirche zu Elisabeth als Pfarrkirche den Evangelischen übergeben. Die Zahl der Pfleglinge, die ein Hinterhaus bewohnte, betrug gewöhnlich etwa 30, die ihre bestimte Kleidung und auch ihre bestimten Speisen hatten. Die Kreuzherren bewohnten das prachtvolle Kloster. Außer den Pfleglingen, armen alten Leuten, hielten sich mehre Schüler gewöhnlich in dem Hospitalgebäude auf, die zu dem Gottesdienst gebraucht wurden und Kost empfingen. Auch auf dem Sande und zu Vinzenz speiste man immer mehre Schüler, die sich dem geistlichen Stande widmen wolten. Jetzt ist das Klostergebäude der katholischen gelehrten Schule übergeben; und die im Kreuz gebaute Kirche wird Universitätskirche für Evangelische und Katholische. In einem Nebenhause besteht eine Sprengelschule. Außer der gelehrten Schule befindet sich schon seit 1792 die Kunstschule in dem Mathiaskloster. Das Stift besaß bei seiner Aufhebung etwa 15 Güter. — In Neiße befanden sich Kreuzherren anderer Art mit dem doppelten Stern, auch genant die Hüter des heil. Grabs zu Jerusalem, ebenfals in den Kreuzzügen entstanden. Boleslav der Lange rief sie 1190 schon nach Neiße. Sie erhielten aus einigen Dörfern Zinsen. Im J. 1715 erweiterten sie die Kirche, wobei einige Bürger gezwungen wurden, ihnen ihre Häuser zu verkaufen.

XI. Magdalenerinnen. Der Orden der Magdalenerinnen ist deshalb gestiftet, um Sünderinnen weiblichen Geschlechts Gelegenheit zur Reue zu geben. Die Jungfern musten täglich im Chore die Tagzeiten der Jungfrau Maria beten, zu Mitternacht aufstehen, um ihr gemeinschaftliches Chorgebet zu halten, alle Freitage und zur Adventszeit, auch alle Mitwoche fasten, des Freitags sich geißeln, in den Fastenzeiten auch des Mitwochs und in der Charwoche alle Tage. Allmälig ließ die Strenge nach. Es gab in Schlesien 3 Klöster dieser Art. Das eine war in Sprottau, wohin es 1522 von Nieder-Beuthen verlegt wurde, da die Glaubensreinigung die Einkünfte dort schmälerte, und endlich in einem allgemeinen Stadtbrande auch das Kloster ein Opfer der Flammen ward. Es waren nur immer wenig Jungfern im Kloster. Sie hatten das Patronatrecht für die Sprottauer Stadtpfarrkirche, und der jedesmalige Stadtpfarrer war zugleich Probst des Stiftes. Das Kloster besaß 7 Dörfer. Das zweite Kloster der Magdalenerinnen befand sich zu Naumburg am Queis, hatte dieselbe Einrichtung wie das zu Sprottau und besaß 5 Dörfer. Im Jahr 1717 siedelten sich die Magdalenerinnen von Sprottau aus in Neiße, unter Begünstigung des Bischofs, an. Sie besaßen einige liegende Gründe, einige Kapitalien und vermehrten ihre Einkünfte durch eine Erziehungsanstalt für Fräulein. Ihr Kloster brante 1741 bei der Belagerung durch die Preußen ab; 1747 kauften sie aber ein Wirthshaus und schufen es in ein Kloster um.

XII. Pauliner. Die Pauliner oder Einsiedler des heiligen Paulus sind von einem gewissen Paul benant, der sich zu den Zeiten der Verfolgungen der Christen im römischen Reich soll als 15jähriger Jüngling in öde Gegenden begeben und in einer Grotte gewohnt haben. Eine Quelle in der Grotte tränkte ihn, nach dieser mährchen-

haften Erzählung, und ein Rabe trug ihm Speisen zu. Er ward in seiner Einsiedelei 113 Jahre alt, verfertigte sich von Palmblättern ein Kleid und erhielt kurz vor seinem Tode einen Besuch von dem heiligen Anton, einem andern Einsiedler, der 3 Tagereisen davon lebte und schon einige andere Einsiedler um sich versammelt hatte. Paul merkte die Annäherung seines Todes und bat den Anton, um ihm den Anblikk des Todes zu ersparen, ihm aus seiner Einsiedelei den Mantel zu holen, womit ihn der Bischof Athanasius beschenkt hätte. Als Anton nach sechs Tagen zur Höhle wieder zurükk kehrte, sah er Paul knieend in derselben, als wenn er betete; allein als er sich ihm näherte, fand er ihn todt in dieser Stellung, klagte um ihn, wikkelte den Leichnam in den Mantel, begrub ihn in eine Grube, die von Löwen gegraben war, und nahm sich zum Andenken das Kleid von Palmblättern mit, was er nur an hohen Festtagen trug. — In der Mitte des 13ten Jahrhunderts vereinigten sich in Ungarn mehre Pauliner zu besondern Klöstern unter Eusebius. In Ungarn sollen 170 Paulinerklöster allmälig entstanden sein. Von hier aus verbreiteten sie sich nach Polen, wo sie unter andern das als Festung und als Wallfahrtsort berühmte Tschenstochau anlegten; dessen Marienbild die Wallfahrten verursacht. Die Festungswerke wurden angelegt, um das reiche Kloster gegen die Hussiten zu schützen. Um den Unterricht bekümmerten sich die Pauliner nicht; nur auf Verordnung des Pabst Klemens X. wurde es 8 Klöstern aufgegeben, eine Unterrichtsanstalt zu haben. Von Ungarn aus ward das Kloster Wiese bei Ober-Glogau in Schlesien 1388 mit Paulinern besetzt. Ladislav von Oppeln stiftete das Kloster, und beschenkte es mit drei Dörfern.

XIII. Ursulinerinnen. Die Ursulinerinnen verdanken ihr Dasein der heiligen Angela von Breszia in

Italien, die 1537 mehre Jungfrauen um sich versammelte, um die Betrübten zu trösten, die Unwissenden zu unterrichten, den Armen zu helfen, den Kranken zu dienen, und überall Werke christlicher Liebe auszuüben, wo sich Gelegenheit dazu fände. Der heiligen Ursula zu Ehren nanten sich, auf Angelas Vorschlag, diese Jungfern Ursulinerinnen. In Frankreich wurden sie zu einem klösterlichen Leben vereint, und musten außer den drei Gelübden, der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams, noch das thun: junge Mädchen zu unterrichten. Im Jahr 1612 ging diese Veränderung mit dem Orden vor. — In Schlesien sind zwei Ursulinerklöster. Das eine befindet sich zu Breslau. Die ersten Nonnen desselben kamen aus Presburg in Ungarn. Die Veranlassung war folgende: Im Glazischen lebte 1682 ein Fräulein, das beschlossen hatte, von seinem ganzen Vermögen ein Nonnenkloster in Glaz zu stiften. Ein Saganscher Augustiner besuchte diese Jungfrau einstens, und sie eröfnete ihm dies ihr Vorhaben. Er machte sie dabei auf die Ursulinerinnen aufmerksam, weil diese für die Bildung der Jugend so eifrig wären, und da er selbst nach Presburg reiste, ging er zu der Oberin des dortigen Ursulinerklosters und trug diese Sache ihr vor. Es wurden drei Nonnen ausgewählt, um sich nach Glaz zu begeben; allein da erfuhr man, dass dies oben erwähnte Fräulein plötzlich gestorben sei, ohne die Stiftung gemacht zu haben; und dass deshalb die Verwandten das Erbe beziehen würden. Dessen ungeachtet entschlossen sich jene drei Ausgewählten dennoch, nach Glaz zu gehen, und machten sich im Frühjahr 1683 mit 200 Gulden und ihren Sachen auf den Weg, den sie unter vielen Beschweernissen zurükk legten. Sie stiegen in der Vorstadt im weißen Rofs ab, von wo sie die Frau des Landeshauptmann abholen ließ. Mehre angesehne Leute nahmen sich mit vieler Liebe ihrer an, und bald wurden ihnen einige Kinder zur

Erziehung übergeben; auch eine 11jährige Nonne ward eingekleidet. Vier Jahre lebten sie so von Unterstützungen in Glaz. Der Erzbischof von Prag, unter dem Glaz steht, wolte ihnen aber nur die Erlaubniss zur Anlegung eines Klosters ertheilen, wenn sie 10,000 Thaler dazu aufbringen würden. Auch erfuhr man, dass die Prager Ursulinerinnen Lust hätten, sie aus Glaz zu verdrängen. Deshalb wandten sie sich an den Fürstbischof von Breslau, und baten um die Erlaubniss, sich in Neiße niederlassen zu dürfen; der aber antwortete, es würde zwekkmäßiger sein, dass sie sich nach Breslau begeben, wo sie den meisten Nutzen würden stiften können. Im Jahr 1686 gingen sie deshalb nach Breslau, kamen glüklich, durch Hülfe der Frau des Landeshauptmann, in die Stadt, und wohnten eine Zeitlang im Klarenstift. Im Sommer 1687 bezogen sie einige gekaufte Häuser, unweit des Klarenstifts, mehre Zöglinge waren von Glaz mit hineingebracht, andere fanden sich zu; die Freischule ward eröfnet, und ein Wohlthäter fand sich nach dem andern. In der Freischule wird im Lesen, Schreiben, in der Gottseeligkeit, im Nähen, Strikken und Stikken unterrichtet. Es werden evangelische und katholische Kinder aufgenommen. Nur freiwillige Geschenke nimt man von den Eltern der Schülerinnen an. Für die eigentlichen Zöglinge wird aber ordentlich bezahlt. Die Gebäude, welche die Ursulinerinnen vor 1810 besaßen, worunter sich das sogenante Holsteinsche Haus auszeichnete, sind der Polizei überwiesen. Außerdem wohnen zwei Lehrer der Hochschule darin. Den Ursulinerinnen ist aber das weit bessere Klarenstift übergeben, das sie den 24sten Juni 1811 bezogen, und worin sie fernerhin dem Unterricht sich widmen. Güter besaß das Kloster nie, sondern nur einige Kapitalien. Ueber 500 Thaler dürfen den Ursulinerinnen nicht mit einem Mal vermacht werden, nach königl. Verordnung.

Seit 1686 sind 88 Jungfern im Kloster gewesen. Sie stehen unter einer Oberin, die alle 3 Jahre erwählt wird. — Das andere Ursulinerkloster befindet sich in Schweidnitz, und ward von dem gräflich Schafgotschen Geschlecht 1712 gestiftet. Die ersten Nonnen nahm man aus Breslau. Die Schule darin ward erst 1729 eingerichtet, und im Jahr 1754 das Kloster sehr erweitert. Die benachbarten Kapuziner besorgten den Gottesdienst im Kloster. Außer der Schule ist auch in diesem Kloster eine Erziehungsanstalt. Die Kapitalien des Klosters sind größtentheils aus dem entstanden, was die Jungfrauen hinein gebracht haben.

XIV. Elisabethinerinnen. Die Elisabethinerinnen haben ihren Namen von der ungarschen Prinzessin Elisabeth, Schwestertochter der heil. Hedwig, Gemahlin des Landgrafen von Thüringen. Elisabeth ward 1207 geboren, ihre Mutter hieß Gertrud, ihr Vater Andreas II. Ihr Wohlgefallen an Mildthätigkeit und ihr frommer Sinn zeigte sich schon in der Kindheit. Als dreijähriges Kind soll sie den Armen Speise zugetragen haben. Im vierten Jahr ihres Alters ward sie nach Thüringen durch eine Gesandschaft geholt; denn der Landgraf von Thüringen, der um sie für seinen Sohn werben ließ, wolte sie als die künftige Landesmutter auch in den Landessitten erziehen lassen; damit die Unterthanen zu ihr und sie zu den Unterthanen Zutrauen hätte. In Thüringen bildete sich ihr andächtiger Sinn immer weiter aus. Als ein fünfjähriges Mädchen warf sie sich oft vor die Altäre hin, hielt ihren Psalter aufgeschlagen, als wenn sie daraus betete, ohne dass sie ihn lesen konte; beugte öfters die Kniee und faltete die Hände. Wenn sie mit ihren Gespielinnen auf einem Beine hüpfte, jagte sie diese gewöhnlich zu einer Kapelle, und küste wenigstens die Mauern und die Schwelle, wenn sie nicht hinein kommen konte.

Um öfters Gelegenheit zu haben, Kniebeugungen zu machen, sagte sie zu ihren Gespielen: „last uns messen, wer größer ist;“ und so beugte sie ihre Knie und warf sich auf die Erde. Da ihre Mutter in Ungarn in Abwesenheit des Vaters, der einen Zug ins gelobte Land machte, ermordet wurde, entzog sie sich fast ganz den Vergnügungen des Hofs, und lud dadurch die Ungnade ihrer künftigen Schwiegermutter auf sich. Ihr künftiger Schwiegervater, der Landgraf, nahm sie dagegen in Schutz; aber ehe sie noch 9 Jahr alt war, starb derselbe; und sie hatte seit der Zeit Manches zu dulden. Da sie das 14te Jahr erreicht hatte, so ward sie mit ihrem 21jährigen Bräutigam, dem Landgrafen Ludwig V, vermählt (1221); obgleich es die Schwiegermutter sehr ungern sah. Sie gebar drei Kinder. Ihr Gemahl hinderte ihre eifrige Andacht nicht, und billigte alle Allmosen, welche sie an die Armen spendete. Elisabeth wuste auf eine feine Weise die Hoffitten mit den geistlichen Uebungen zu vereinigen. Wenn ihr Gemahl in Landesgeschäften abwesend war, brachte sie mit Kniebeugungen, Fasten, Geißeln und Beten ganze Nächte zu. Sie legte allen Schmukk und prächtigen Kleider ab, und zog ein schlechtes Witwenkleid an. Auch wenn sie goldene und purpurne Kleider trug, hatte sie auf der bloßen Haut einen härnen Gürtel. Kehrte ihr Gemahl zurükk, so schmükte sie sich, um seine völlige Liebe zu haben, und ihm keine Gelegenheit zu geben, dass er etwas ihm Missfälliges an ihr entdekte, und dadurch sich versündigte. War sie in Gesellschaft vornehmer Frauen, so suchte sie beständig das Gespräch auf götliche Dinge zu lenken, und sie von der Eitelkeit abzuziehen. Konte sie denselben nicht ganz den irdischen Sinn benehmen, so suchte sie ihnen doch wenigstens eine eitle Mode abzugewöhnen, der einen das Tanzen, der andern die engen Aermel, der dritten die seidenen Bänder u. s. w. Hielt sie nach der Geburt eines

Kindes den ersten Kirchgang, so that sie dies in einem wollenen Kleide, mit bloßen Füßen auf dem steinigen Wege von ihrem Schloss bis in eine entfernte Kirche. Auf ihren Armen trug sie ihr Kind, und zugleich ein Licht und Lamm, stelte selbst das Kind auf den Altar, und schenkte hernach das Kleid, was sie angehabt hatte, einer armen Frau. Bei Lebzeiten ihres Gemahls spann sie Wolle mit ihren Zofen und ließ davon den Mönchen Kleider machen, flikte selbst Kleider für die Armen und ging mit ihnen zum Begräbniss. Einstmals nahm sie einen Betler, der Kopfschmerzen hatte, ins Schloss, legte seinen Kopf in ihren Schooß, schnitt ihm die verworrenen Haare ab, und wusch ihm den Kopf an einem abgelegenen Winkel des Hofes. Sie enthielt sich mancherlei Speisen, und aß oft nur Brod und Wasser. Des Nachts stand sie gewöhnlich auf, um zu beten. Oefter auch ließ sie sich von ihren Dienerinnen geißeln. Als einst eine Hungersnoth entstand, so ernährte sie zwei Jahr hindurch 900 Arme. Sie ließ dieselben unten an den Fuß der Wartburg bringen, worauf sie wohnte, und dort verpflegen. Täglich kam sie selbst von der Wartburg herunter, und verkaufte ihren ganzen Schmukk und ihr Silbergeschirr, um nur für die Armen und Kranken sorgen zu können. Den armen Landleuten kaufte sie Kleider, Sensen, Schuhe und andere Mittel, wodurch sie sich wieder ihr Brod verdienen könten. Als ihr Gatte sich entschlossen hatte, ins gelobte Land zu ziehen, ward sie sehr bestürzt, und konte sich der Thränen nicht enthalten. Sie begleitete ihn zwei Tage, und sah ihn nie wieder; denn bald erhielt sie die Nachricht, dass er gestorben sei. Bei dieser Nachricht rief sie aus: „Er todt! — Nun ist mir die Welt und alles Reizende in derselben todt!" Man nahm ihr jetzt die Regentschaft ab und stieß sie sogar bei Nacht und Nebel aus dem Schlosse. Sie flüchtete sich mit ihren beiden kleinen Töchtern in einen Stall und von da aus in eine

Minoritenkirche, um Gott zu danken für die widerfahrne Demüthigung. Ihr Oheim, der Bischof von Bamberg, suchte sie zu einer neuen Ehe zu bewegen, wovon sie aber nichts wissen wolte. Sie ward in alle ihre Rechte als Regentin wieder eingesetzt, obgleich sie auf alles Verzicht that und nur ihren Kindern die Rechte gesichert wissen wolte. Man sahe bald ein, dass sie zur Regentin sich nicht schikke, und Elisabeth legte in die Hände ihres Beichtvaters, Konrad von Marburg, eines rohen Ketzerverfolgers, die Klostergelübde ab, entsagte allen Eitelkeiten der Welt, ihren Verwandten, ihren Kindern, ihrem eigenen Willen und Allem, was nach ihrer Meinung sie von der Frömmigkeit abhalten könte. Einige ihrer Hoffrauen folgten ihrem Beispiel. Sie starb aber bald (den 19ten November 1231), 24 Jahr alt, und ward 4 Jahr nachher vom Pabst heilig gesprochen. Erst späterhin (1397) kam es dahin, dass die Elisabethinerinnen, welche zum dritten Orden des heiligen Franz gehörten, sich in ein Kloster verschlossen. Die Urheberin war die heilige Angelina, welche sich ganz der Verpflegung der Kranken widmete. Schlesien hat nur ein Kloster dieser Art, nämlich zu Breslau. Die Veranlassung zu diesem Kloster gab 1735 die Gemahlin des damaligen Befehlshabers zu Brieg, Maria Anna von Defin. Sie hatte in Prag die Elisabethinerinnen kennen gelernt, und suchte den Brieger Magistrat für ein solches Kloster zu gewinnen. Im Februar 1736 kamen drei Nonnen nebst der Oberin von Prag nach Brieg. Der Brieger Magistrat übergab ihnen einen Platz, und hatte auch beschlossen, für 6 Jungfrauen und eben so viel Kranken eine Wohnung zu bauen. Aber die Aussichten in Brieg waren doch zu gering, und den 2ten April gingen die Nonnen deshalb, auf den Ruf eines Breslauer Domprobst, nach Breslau. Hier war ihnen bei den Augustinern auf dem Sande Wohnung und Kost

vorläufig ausgemittelt. In Breslau kamen bald 1200 Gulden zusammen, und man kaufte ein Haus auf dem Hinterdom. Allein eine Ueberschwemmung im Juli verursachte, dass manches Versprochene nicht ausgezahlt ward; auch hatte die gekaufte Besitzung auf dem Hinterdom dadurch sehr gelitten. Darum wurde der Krausesche Garten in der Neustadt mit einem Vorder- und 3 Hinterhäusern um 6000 Gulden gekauft. Späterhin wurden noch einige Häuser für 4000 Gulden hinzugefügt. Ein Wohlthäter fand sich nach dem andern. Die Freiin von Eben gab 4000 Gulden, die Gräfin von Almeslov 2000 Gulden, die Gräfin von Schafgotsch 2500 Gulden. Im Frühjahr des folgenden Jahres wurden die Kapelle, die Gruft und der Begräbnissplatz eingeweiht. Im Jahr 1743 zählte das Kloster schon 20 Nonnen, und das Krankenzimmer war mit 18 Betten besetzt. Im Jahr 1746 kaufte das Kloster noch ein angränzendes Haus. Durch die zunehmende Theurung kam es aber von Jahr zu Jahr in eine schlimmere Lage, es konte kaumhin die Nonnen und die Kranken gehörig unterhalten; zu den Bauten wolte es nie hinreichen. Um ihnen etwas zu helfen, ward eine Samlung in ganz Schlesien im Jahr 1788 durch den damaligen Minister Hoim gestattet. Da aber die Gebäude immer mehr verfielen, so wurden durch einen königlichen Befehl vom 1sten Februar 1793 die Elisabethinerinnen an das Franziskanerkloster auf der Antoniengasse angewiesen. Die Franziskaner solten sich demnach in die übrigen Klöster ihres Ordens vertheilen. Erst später wurde ihnen ein kleiner Theil der Gebäude des Klosters der Elisabethinerinnen eingeräumt, wo sie eine kleine Kirche, nebst einem langen, schmalen Gebäude, durch Wohlthätigkeit unterstützt, aufführten, welche Gebäude 1810, wie schon erinnert ist, dem evangelischen Seminarium überwiesen sind. Die übrigen Gebäude, nebst einem großen

Gartenplatz, wurden um 6700 Thaler an den Zimmermeister Schönfelder verkauft, der sie noch besitzt. Ein neues Krankenhaus ward dem neuen Elisabethinerkloster hinzugefügt. Alle Gebäude dieses Klosters sind fest und gut; nur 1806 litten sie etwas in der Belagerung. Auch während der Belagerung standen die Nonnen treu ihren Kranken bei, und sorgten weit mehr für die Sicherheit der Kranken, als für ihre eigene. Das Kloster hat jetzt einen bestimten Arzt und einen Wundarzt, dabei eine sehr gut eingerichtete Apotheke. Zur Bereitung der nöthigen Arzneien sind zwei, mit gehörigen Kentnissen versehene, geistliche Jungfrauen angestelt. Des Morgens um 8 Uhr und Nachmittags um 3 Uhr gehen die Nonnen ins Chor, um die Tagzeiten der heiligen Jungfrau abzubeten. Früh um 7 Uhr versammeln sich alle im Krankenzimmer, um dasselbe zu reinigen, die Betten zu machen, die Kranken zu reinigen und anzuziehen. Alles dies wird mit Sorgfalt, Liebe und Geduld vollzogen. Im gewöhnlichen Krankendienste wechseln sie ab, so dass immer eine ältere mit zwei jüngern Gehülfinnen das Warten eine Woche hindurch hat. Des Nachts wacht eine Nonne mit einer Leischwester. Komt der Arzt, so erscheinen die Krankenwärterinnen und eine Apothekerin, um sich die Verordnungen desselben zu bemerken. Erst wenn die Kranken gespeist haben, begeben sich die Nonnen zu ihrem sparsamen Mahl. Für die Seelsorge der Kranken ist ein Weltpriester angestelt. Bei der Abtragung der Wälle hat das Kloster einen schönen Garten erhalten.

XIII. Barmherzige Brüder. Die barmherzigen Brüder, oder die Brüder des heiligen Johannes von Gott, haben ihren Ursprung in Spanien. Stifter dieses Ordens ist Johann, mit dem Beinamen von Gott. Er ward den 8ten März 1495 in einer kleinen Stadt Portugals geboren. Seine Eltern lebten in mittelmäßigen Um-

ständen, und gaben ihm eine, nach ihrer Art gute, Erziehung. Als Johann etwa 10 Jahr alt war, so übernachtete bei seinen Eltern ein reisender Geistlicher. Dieser erzählte viel von der Stadt Madrit in Spanien, und von ihren Kirchen und Klöstern. Johann wurde von dieser Erzählung so bezaubert, dass er sich nach Madrit sehnte, heimlich seinen Eltern entwich und dem Geistlichen nachreiste. Der Kummer der Eltern war groß; Johann fand den Priester, der aber schändlich genug war, zuerst den Knaben mitzunehmen und sich späterhin von ihm zu trennen, und den Knaben in einem fremden Lande allein zu lassen. Es fanden sich mitleidige Seelen, die sich des Knaben annahmen. Ein angesehener Schafmeister nahm ihn zu sich, und Johann verrichtete alle Wirthschaftsdienste. Durch Folgsamkeit und Treue erwarb er sich die Liebe und das Zutrauen seines Hern in einem so hohen Grade, dass der ihn zum Aufseher und Verwalter seines Landhauses machte. Unter Johann's Aufsicht gedieh und gerieth Alles sehr gut, und um Johann ganz an sich zu fesseln, suchte der Schafmeister ihn mit seiner Tochter zu verheirathen. Allein Johann gefiel dieser Antrag nicht, und um nicht damit ferner belästiget zu werden, entwich er und ward Soldat. Hier nahm er eine wüste Lebensart an, und stürzte von einer Sünde in die andere. Mehre Unglüksfälle machten ihn aber auf sich selbst aufmerksam; er kehrte zu dem Schafmeister zurükk, und ward herzlich von demselben aufgenommen. Allein die Heirathswünsche veranlasten ihn zum zweiten Mal, den Schafmeister zu verlassen und Kriegsdienste zu nehmen; er führte aber dies Mal ein besseres Leben. Da der Krieg zu Ende war und er auch seinen Abschied erhielt, kam lebhaft der Gedanke an seine Eltern in seine Seele, und er beschloss, nach Portugal zu reisen, um sie zu besuchen. Er fand sie leider nicht wieder; der Gram über den verlornen Sohn hatte sie vor der

Zeit ins Grab gebracht. In Portugal hatte jetzt seine Seele keine Ruhe mehr; er kehrte nach Spanien zurükk, diente dort als Schäfer und führte daselbst ein strenges Bußleben. Weil er glaubte, er habe noch lange nicht Buße genug für seine Sünden gethan, so wolte er nach Afrika gehen, um gegen die Muhamedaner zu fechten. Sein Beichtvater brachte ihn aber davon ab; jetzt durchzog er Spanien und kam endlich nach Granada. Er hörte hier den berühmtesten Prediger Spaniens, Johann von Avila, predigen, ward immer mehr überspant und verfiel in eine Krankheit. Johann von Avila rieth ihm, sein Leben nicht mit bloßen Bußübungen und Beten hinzubringen, sondern thätig zu sein. Seine Thätigkeit fing Johann damit an, dass er in dem Krankenhause, worin er selbst lag, als er besser wurde, die Kranken bediente. Er verließ aber bald (1539) das Krankenhaus selbst, um für die Kranken zu arbeiten, und ihnen Speise, Kleider und Wohnung zu verschaffen. Er fälte Holz in den Wäldern, und unterhielt so mit seiner Hände Arbeit schon einige Arme. Durch Beispiel und Zureden ermunterte er mehre zu mildthätigen Beiträgen, und 1540 hatte er schon so viel zusammengebracht, dass er ein Haus für seine Armen kaufen konte. Da dasselbe dürftig mit einigen Geräthen versehen war, so führte er auch schon Gebrechliche und Unvermögende hinein. Die klugen Leute tadelten dies Verfahren sehr, und nanten ihn einen Unbesonnenen, der etwas unternehme, was er nicht durchführen könne. Aber Johann's Glaube war fest, und seine christliche Liebe gewann ihm endlich viele Herzen, die an seinem Werk Theil nahmen. Johann ruhete und rastete auch gar nicht; hatte er sich den ganzen Tag mit der Pflege der Kranken abgemüht und mit der Besorgung aller Bedürfnisse des Hauses, so ging er des Abends in den Straßen mit einem Korb und zwei Töpfen umher, und rief: „Thut Gutes, lieben Brüder!“ um mit diesem

Ruf zu Beiträgen aufzufordern. — Der Erzbischof von Granada ward aufmerksam auf Johann's Anstalt, er unterstützte sie mit ansehnlichen Summen, und seinem Beispiel folgten viele nach. Es ward ein größeres Haus gemiethet, und alle, welche die Anstalt besuchten, bewunderten die Reinlichkeit, die gute Bedienung, den Ueberfluss an Lebensmitteln und Geräthen; am meisten aber die christliche Liebe, die Bescheidenheit und die Geduld der Diener, die unter Johann's Anleitung beschäftigt waren. — Johann selbst ging in schlechten Kleidern einher; denn überall, wo er einen Armen fand, der ein schlechtes Kleid hatte, tauschte er mit demselben. Als er einst bei dem Erzbischof zu Tische war, gab ihm der ein Kleid, mit dem Zusatz, er solle von nun an mit seinen Gehülfen solche Kleider tragen und immer anständig vor den Menschen erscheinen, um sie nicht durch Schmutz und Ekel von sich zurükk zu schrekken und dadurch selbst seine guten Absichten zu stören. Die Anstalt dehnte sich immer weiter aus, Johann ging auch, auf Anrathen des Erzbischofs, nach Valladolid, wo sich der spanische Hof damals aufhielt, und kam reichlich beschenkt nach Granada zurükk. Außer denen, die in der Krankenanstalt selbst waren, nahm sich Johann auch der Hausarmen an, und suchte die, welche ein schlechtes Leben führten, davon zurükk zu bringen. Mitten in seiner Thätigkeit starb Johann, 55 Jahre alt, im Jahr 1550. Er zog sich seine Krankheit durch eine Erkältung zu. Der angeschwollene Fluss Xenil führte eine Menge Holz mit sich. Johann zog solches heraus für seine Armen; sah einen jungen Menschen, der sich zu weit in den Strom vorgewagt hatte, um auch Holz zu greifen, in Gefahr, und sprang eilig in den Fluss, um ihn zu retten. Nach seinem Tode kam eine ähnliche Anstalt in Madrit zu Stande; und von Jahr zu Jahr mehrten sich diese Anstalten in Spanien. Im Jahr 1572

wurden die Krankenpfleger erst zu Mönchen gemacht, und zur Regel des heiligen Augustin verpflichtet. Allmälig breitete sich dieser Orden in mehre Länder aus. Schlesien besitzt drei Klöster der Art. Das älteste befindet sich zu Breslau. Im Jahr 1708 kaufte der Kammerrath von Onsel den gegenwärtigen Klosterplatz um 3000 Thaler. Im Jahr 1711 siedelten sich die ersten barmherzigen Brüder dort an, 1712 begann die Krankenpflege, und 1715 ward der Grundstein zum gegenwärtigen Klostergebäude gelegt. Bis 1722 war der Kirch- und Klosterbau vollendet. Der Keiser schenkte 6000 Gulden dazu; alles Uebrige ward durch wohlthätige Beiträge zusammen gebracht. Vom 4ten Mei 1712 bis zum 24sten September 1799 sind 44,366 Kranke in diese Anstalt aufgenommen und davon 4552 gestorben. Das Krankenzimmer ist ein großer Saal mit 50 Betten. Das Kloster liegt vor dem Ohlauer Thor. — Die zweite Anstalt befindet sich zu Neustädt am Neißer Thor. Sie ward 1764 gestiftet. Die Veranlassung dazu gab der Oberstleutnant von Röder, der von einer, für unheilbar ausgegebenen, Wunde von einem Barmherzigen geheilt wurde. Das dritte Kloster, zu Pilchowitz im Gleiwitzer Kreise in Oberschlesien, ist erst im Werden.

XIV. Jesuiten. Die Jesuiten entstanden zur Zeit der Glaubensreinigung, und hatten zum Ziel die Unterdrükkung der Ketzer. Ihr Stifter hieß Ignaz Lojola, ein Spanier. Im 18ten Jahrhundert hob man in allen katholischen Ländern diesen Orden, wegen seiner vielen Schlechtigkeiten, auf; aber seit einigen Jahren hat ihn der Pabst wieder hergestelt. Nach Schlesien verbreitete er sich im dreißigjährigen Kriege. Im Jahr 1638 schlichen sich zwei Jesuiten in Breslau ein, 1659 erhielten sie die keiserliche Burg und 1702 stifteten sie die hohe Schule,

welche 1811 mit der Frankfurter vereinigt ward und jetzt katholisch und evangelisch zugleich ist. Im Jahr 1623 erhielten die Jesuiten in Glaz die vor der Glaubensreinigung den Maltheſern gehörigen Güter, und legten auch dort, wie zu Breslau, eine gelehrte Schule an. Nach Sagan führte Wallenstein 1635 die Jesuiten. Nach Schweidnitz kamen sie 1629 durch den Keiser Ferdinand II. In Liegnitz wurde 1698 den Jesuiten die Johanneskirche eingeräumt; auch hier stifteten sie eine gelehrte Schule. Nach Groß-Glogau brachte sie 1629 der Keiser, und beschenkte sie mit mehren, den Evangelischen genommenen, Gütern. Nach Neiße zog sie der Fürstbischof Karl um dieselbe Zeit; in Oppeln fasten sie 1666 festen Fuß. Außer diesen 8 Hauptsitzen hatten die Jesuiten noch einige Nebensitze, als zu Brieg, Hirschberg und Deutsch-Wartenberg. Friedrich der Große verwandelte 1775 den Orden in ein Schulen-Institut. Die Güter desselben wurden 1786 theils verkauft, theils in Erbpacht gegeben, und aus dem Ertrage ein Schulschatz gebildet; so dass die Güter der Jesuiten auf das Beste verwandt sind. In Breslau, Glaz, Groß-Glogau, Neiße und Oppeln bestehen noch die katholischen gelehrten Schulen, die ursprünglich von den Jesuiten stammen, jetzt aber eine zeitgemäße Einrichtung haben.

XV. Maltheſer und deutsche Ordensritter.

Die Maltheſer und deutschen Ordensritter, welche sich von den Kreuzzügen herschreiben, hatten in Schlesien nur geringe Besitzungen. Der Maltheſer-Orden besaß hier über 31,000 Thaler jährliche Einkünfte. Man weiß nicht, wann und wie die verschiedenen Kommenden entstanden sind. Alle Ritter musten 18 adliche Ahnen haben. Die Ritter waren ursprünglich der Krankenpflege bestimt, aber jetzt hatten sie weiter nichts zu thun, als sich selbst als

Kranke zu pflegen und die Einkünfte von Gütern zu verzehren. In Breslau vor dem Schweidnitzer Thor gehörte die Kirche zum Leichnam des Hern (corporis Christi) den Maltheſern. Ihre größten Beſitzungen waren Klein-Dels, Gröbnig, Groß-Tinz und Loſſen. Die deutſchen Ordensritter beſaßen in Schleſien nur die einzige Kommende zu Namslau.

XVI. Stifte für Weltgeiſtliche. Um der Liederlichkeit und dem ſchlechten Leben der Geiſtlichen Einhalt zu thun, machte der Biſchof von Metz, Chrodogang, zu Karls des Großen Zeiten die Einrichtung, daſs die Geiſtlichen an den Kirchen zuſammen nach gewiſſen Regeln leben ſolten; und da ſolche Regeln Canones hießen, ſo nante man die Geiſtlichen, welche darnach lebten, Canonici. Mit der Zeit verfiel dieſe gute Einrichtung, der Name blieb, aber jeder Geiſtliche lebte für ſich und erhielt ſeine beſtimten Einkünfte. Ja, dieſe Kanoniker oder Domherren ſuchten allmälig immer mehr und mehr ſich vom Biſchof unabhängig zu machen, ſie verrichteten auch nicht mehr ſelbſt ihre Geſchäfte, ſondern hielten ſich dazu Stellvertreter, ergötzten ſich dagegen mit weltlichen Dingen, und ihre Stellen waren nichts als Pfründen. Dadurch kam es auch dahin, daſs einer mehre ſolcher Stellen erhielt, weil er ſich, wie jeder, durch einen andern vertreten ließ. Ja, es kam ſo weit, daſs man nur Adeliche für fähig hielt, ſolche Pfründen zu genießen. In Schleſien war das Hauptſtift dieſer Art am Dom. Es befanden ſich 1810 bei der Aufhebung und neuen Einrichtung deſſelben 7 Prälaten und 23 Kanoniker daran, und doch muſten die Kapuziner das Predigen in der Kirche beſorgen. Außer dieſem Hochſtifte gab es acht niedere oder Kollegiatſtifte in Schleſien, die alle im 12ten bis 14ten Jahrhundert entſtanden, und von dem Domſtifte abhängig waren. Das

Kollegiatstift zu Groß = Glogau hatte 6 Prälaten und 14 Domherren; das zum heil. Kreuz in Breslau 5 Prälaten und 10 Domherren; das zu Neiße 2 Prälaten und 9 Domherren; das zu Oppeln 4 Prälaten und 7 Domherren; das zu Ratibor 5 Prälaten und 4 Domherren; das zu Ober = Glogau 3 Prälaten und 2 Domherren; das zu Liegnitz einen Prälaten und einen Domhern; das zum heiligen Aegidius in Breslau einen Domhern. Außerdem zählte man bei jeder dieser Kirchen 4 bis 6 Stellvertreter oder Vikarien. Alle diese Stifte sind 1810, so weit sie nicht zum würdigen Gottesdienst nothwendig waren, aufgehoben; die Domherren erhalten ihren bestimten Gehalt, und die übrigen Einkünfte hat der Staat eingezogen. Mehre von jenen Einkünften waren auch sehr dürftig; und hätten nicht die meisten Domherren mehre Pfründen oder Pfarteien noch gehabt, so hätten sie nicht leben können.

Aus diesem ganzen Aufsatz sieht man, welche große, kostbare Einrichtungen für Kirchen und den äußern Gottesdienst unsere Vorfahren gemacht, und wie unsere Zeiten dies Alles umgeändert haben. Mögen nun unsere Herzen die Klöster sein, in denen Gott und der Heiland wohnen; mögen wir das, was am äußern Gebet jetzt abgeht, durch inneres Leben mit Gott ersetzen; mögen wir aber auch zu nichts mehr bereit sein, und für nichts lieber Geld ausgeben, als für Kirchen und Schulen, weil dadurch das äußere und innere Reich Gottes erweitert wird!

X. Einführung des Christenthums.

Als das Christenthum in Schlesien eingeführt ward, machte dieses Land noch kein für sich bestehendes Ganze aus, sondern gehörte zu Polen und war der westliche Theil

des polnischen Reichs. Darum wurde das Christenthum nicht in Schlesien besonders eingeführt, sondern Schlesien wurde christlich, weil ganz Polen es ward. Die ältesten Einwohner Polens und Schlesiens verehrten mehre Götter, gleich den alten Deutschen, in Wäldern, und lebten in der Nacht der Finsterniss. Im neunten Jahrhundert näherte sich das Licht Schlesien. Methodius und Hilarius brachten es vor dem Jahr 856 nach Mähren, predigten daselbst den Erlöser, fanden offene Ohren und Herzen, und gingen von da im Jahr 864 nach Böhmen, wo sie der fröhlichen Botschaft von der Menschwerdung Gottes viele Anhänger gewannen. Da Schlesien an Böhmen und Mähren gränzt, und sicherlich mit jenen Ländern in Handelsverkehr stand, so ist es wahrscheinlich, dass das Christenthum bald nach seiner Ausbreitung in Mähren und Böhmen auch hin und wieder in Schlesien bekant ward und Anhänger fand; früher wenigstens, als in den übrigen Theilen Polens. Allein die ersten Christen in Schlesien durften nicht öffentlich mit ihrem Glauben hervortreten, sie versammelten sich deshalb heimlich in solchen Wäldern, worin keine heidnischen Götzen verehrt wurden, und hielten daselbst ihre Gottesverehrung. Ein ganzes Jahrhundert verstrich aber, von der Einführung des Christenthums in Böhmen bis zur öffentlichen Annahme desselben in Polen. Diese geschah im Jahr 966 (965 oder 969). Die Geschichtschreiber erzählen die Begebenheit nicht ganz übereinstimmend, und es ist schweer zu unterscheiden, was darin rein wahr und was durch Nacherzählung zugedichtet ist. Das Wesentlichste besteht im Folgenden: Miesko, Herzog von Polen, lebte noch im Heidenthum, und soll als Heide sieben Weiber gehabt haben, ohne Kinder und Erben zu erhalten. Er beklagte sich oft über dies traurige Loos. An seinem Hofe befanden sich mehre angesehene Böhmen, und Leute aus andern Ländern, welche Christen waren,

und bei Mieſko in Gnaden ſtanden. Auch Geiſtliche waren darunter; und durch dieſe angeſehenen Leute verbreitete ſich das Chriſtenthum immer weiter in Polen. Dieſe riethen dem Mieſko, er ſolle der Abgötterei gänzlich entſagen, den einigen wahren Gott verehren, und mit ſeinem ganzen Volke ſich zum Chriſtenthum wenden. Sie verſicherten ihm zugleich, daſs er alsdann Nachkommen und Erben erhalten würde, und daſs ſein Thron ſolle ſich über den Thron anderer ſlaviſchen Völker erheben. Die Abſcheulichkeit des Götzendienſtes wurde ihm ans Herz gelegt, und dagegen die unendliche Gnade Gottes in dem Werk der Erlöſung ihm gezeigt. Mieſko ward überzeugt, er entſchloſs ſich, Chriſt zu werden, und ſeine Unterthanen ebenfals zu dieſem neuen Glauben zu bringen. Die ſieben heidniſchen Frauen that er von ſich, und ſchikte eine Geſandtſchaft nach Bunzlau in Böhmen, die da bei dem Herzog Boleslav um deſſen Tochter Dambrovka anhalten ſolte, welche ihrer Schönheit wegen bekant war. Boleslav gab der Geſandtſchaft zur Antwort, er halte es für ein Verbrechen, chriſtliches, Gott geweihtes Blut mit einem andern, als chriſtlichem, Blut zu vermiſchen; wolle alſo Mieſko ſeine Tochter haben, ſo müſſe er erſt feierlich das Heidenthum abſchwören und ſich taufen laſſen. Daſſelbe ſagte Dambrovka. Als die Geſandtſchaft nach Gneſen, der damaligen Hauptſtadt Polens, zurükk kam, berief Mieſko die Vornehmſten des Reichs und alle ſeine Räthe zuſammen, um über dieſe Angelegenheit ſich zu erklären. Zwei Tage berieth man ſich, und da erſt faſten auch die Vornehmſten des Reichs den Entſchluſs, ſich zum chriſtlichen Glauben zu bekennen. Eine zweite Geſandtſchaft ward nach Böhmen geſchikt, um den gefaſten Reichsbeſchluſs zu überbringen. Der Herzog von Böhmen gab jetzt ſeine Einwilligung zu der Vermählung, und ſandte die Dambrovka mit köſtlichen Geſchenken, wie es ſich

schikte für einen Fürsten, der Gold- und Silberbergwerke besaß, nach Polen. In ihrer Begleitung waren viele böhmische Edle und Herren, darunter auch mehre Geistliche, welche das Christenthum in Polen verkünden solten. Als sich der Brautzug Gnesen näherte, ging ihm der Herzog mit seinem Hofstaat entgegen, wobei die polnischen Frauen sich beeiferten, ihren kostbaren Schmukk und ihre reichen Kleider zu zeigen. Nach Verlauf weniger Tage, in welchen sich Mieszko von den Geistlichen und Mönchen in den Hauptstükken des christlichen Glaubens hatte unterrichten lassen, entsagte er der Abgötterei und ließ sich von dem Priester Bohuwid taufen. Einer von den böhmischen Edlen, Dobeslav Perenstein, der Braut Hofmeister, hob den Herzog aus der Taufe. Er bekam den Namen Mieslav. Seine Schwester, eine Jungfrau, ward Adelheide getauft, und an dem Tage der Taufe ging auch die Vermählung vor sich; die Feierlichkeiten dabei dauerten aber mehre Tage. Viele Edle und Herren, so wie die Vorgesetzten der Städte, wurden zugleich getauft, und fast ganz Polen wandte sich so mit einem Mal zum Christenthum. Mieslav ließ jetzt alle Götzenbilder zerbrechen und samt den Tempeln verbrennen; er untersagte alle Feierlichkeiten, Festtage und Schauspiele zu Ehren der Götter; ließ alle Wahrsager, Zeichendeuter und Beschwörer aus dem Lande jagen, und den Befehl ergehen, dass der, welcher fernerhin im Heidenthum verharrete, mit Verlust seiner Güter und seines Kopfes solle bestraft werden. Da nicht überall diese Befehle mit Pünktlichkeit vollzogen wurden, so setzte Mieslav einen besondern Tag *) fest, an welchem unter

*) Nach Einigen den 7ten März, wo gerade der Sonntag Lätare fiel; andere aber lassen an diesem Sonntage den Mieszko getauft werden.

Aufsicht seiner Beamten jedes Dorf und jede Stadt die Bilder ihrer Götzen zerbrechen und in die Sümpfe, Teiche und Seeen werfen musten. Es geschah dies überall in feierlichen Aufzügen. *) Die aber, welche Gewinn von dem Götzendienst gehabt hatten, seufzten und weinten sehr über dieses Verfahren; doch musten sie schweigen, aus Furcht vor den herzoglichen Beamten. Mieslav hatte noch immer viel zu thun für die Einführung des Christenthums, denn viele waren dem Heidenthum noch sehr zugethan. Er begab sich deshalb selbst in mehre Städte, Dörfer und Flekken, ließ sowohl Erwachsene als Kinder taufen, und suchte sie durch Geschenke dem Glauben geneigt zu machen. Da er aber zu seinem größten Leidwesen im Jahr 980 erfuhr, dass noch die meisten von seinen Unterthanen, sowohl Adeliche als Bauern, bei der Abgötterei geblieben wären, und den Götzen in ihren eignen Häusern opferten, mit Vernachlässigung der Taufe; so schikte er in jeden Bezirk Statthalter und Herolde, und ließ auf das strengste befehlen, dass jeder solte zu der nächsten Kirche, ohne irgend eine Entschuldigung, kommen, um sich taufen zu lassen; und dass, wer sich diesem Befehle widersetzte, hart bestraft werden würde. Hierauf kamen sie alle haufenweis, weil sie sich vor den Strafen fürchteten, die schon an einigen vollzogen waren. Sie wurden zugleich von den Bischöfen und Priestern in den Hauptstükken des christlichen Glaubens unterrichtet.

---

*) Am Sonntage Lätare ziehen darum noch jetzt immer Kinder mit geschmükten Kiefernbüscheln umher. Ja in einigen Gegenden trägt man noch eine Strohpuppe, der Tod genant, aus den Städten und Dörfern und wirft sie in das Wasser. Darum heißt der Sonntag auch der Todsonntag. Bisweilen findet man jetzt bei Austroknung von Sümpfen noch heidnische Bilder.

Die Forderungen, welche man an die Neubekehrten machte, waren folgende: Am Mitwoch, Freitag und Sonnabend wird kein Fleisch und keine Milch gegessen, am Sonntage nicht gearbeitet, sondern Messe und Predigt gehört, die heiligen Tage werden gefeiert, an Ostern und Pfingsten die Kinder in weißen Kleidern und mit Lichtern, in Begleitung der Pathen, zur Kirche gebracht, um sie taufen zu lassen; keines von den Kindern darf umgebracht werden; die Eltern sind nicht selbst Pathen, und die Kinder sollen den Pathen Treue und Freundschaft, wie den Eltern, beweisen; keiner soll im sechsten Gliede der Blutsverwandtschaft heirathen, jeder mit einer Frau zufrieden sein; die Todten sind auf Kirchhöfen zu begraben und nicht zu verbrennen; Götzentempel dürfen nicht erbaut, Wahrsagerinnen nicht gehört, die Sünden von den Gesunden in der Kirche, von den Kranken zu Hause den Geistlichen gebeichtet werden; Blut soll keiner trinken, Opferfleisch keiner essen, und für Ehebruch, Meineid, Mord und andere Verbrechen muss Jeder Kirchenbuße thun.

So ward in Polen und in Schlesien das Heidenthum verdrängt und das Christenthum eingeführt.

XI. Boleslav mit dem schiefen Munde.

Der Herzog Boleslav der Dritte, auch genant Boleslav mit dem schiefen Munde, kam 1102, in einem Alter von 15 Jahren, zur Herschaft von Polen. Als neunjähriger Prinz brante er schon vor Begierde nach großen Thaten, machte einen Feldzug in Mähren mit, that Wunder der Tapferkeit, und sein Vater, Wladislav, nante ihn seinen braven Boleslav. Da er in diesem Jahre einst einen ungeheuern Eber laufen sah, sprang er auf, lief demselben nach, ohne irgend eine Begleitung, und tödtete mit dem

Fangeisen das Thier. Ein ander Mal sah er einen Bären mit einer Bärin spielen. Gleich sprang er aufs Pferd, ritt zu den Thieren hin, und fing den Bären ab, da derselbe sich gegen ihn aufrichtete. In seinem elften Jahre wurde er zum Statthalter von Breslau ernant, unter Aufsicht eines andern. Als er zur Regierung gekommen war, wiegelte sein Halb-Bruder Spignew die Böhmen, Mähren und Pommern zuerst heimlich gegen ihn auf; späterhin trat er in offene Fehde gegen ihn, und durchplünderte und durchbrante Schlesien. Boleslav, der sich mit dem Könige von Ungarn verband, drang dagegen in Böhmen ein, und reizte dadurch den deutschen Keiser, Heinrich den Fünften, an den sich auch Spignew wandte. Der Keiser ließ an Boleslav die Aufforderung ergehen, ihm jährlich 300 Mark Steuer zu geben und seinem Bruder die Hälfte der Länder abzutreten. Der feurige, muthvolle, siegreiche junge Held Boleslav antwortete dagegen: „Wenn der Keiser auf eine bescheidene Art Geld verlangt hätte, und Soldaten zur Hülfe der römischen Kirche, so würde ich, wie meine Vorfahren, mich gegen ihn betragen haben. Da er aber Geld und Soldaten als Zwangssteuer verlangt, so müste er uns für Weiber, nicht für Männer halten, wenn wir unsere Freiheit nicht vertheidigten. Was den Spignew anbetrift, so kann ich ihn, als einen Aufrührer, nicht wieder ins Reich lassen, noch vielweniger dasselbe mit ihm theilen. Dazu wird mich keine Gewalt zwingen; das kann ich nur auf den Rath meiner Staatsbedienten und aus freiem Willen thun. Der Keiser mag zusehen, wem er droht; Krieg wird er immer haben können, wenn er ihn verlangt.“ Diese Antwort brachte den Keiser auf, andere, namentlich Spignew, reizten ihn noch mehr, und so setzte er sich am Ende des Sommers 1109 in Anmarsch gegen Polen. Spignew hatte ihm auch vorgespiegelt, dass die Polen gleich Boleslavs Sache bei der

Ankunft eines deutschen Heeres verlassen würden. Da aber der Keiser vor Beuthen kam, fand er das Gegentheil, und ertheilte darob Spignew einen derben Verweis. Beuthen war durch die Oder, Gräben und Wälle so fest, dass man es gar nicht erobern konte. Der Keiser wolte mit dem Heer deshalb vorbeiziehen. In der Kampflust nahten sich aber mehre deutsche Ritter der Stadt, die Besatzung machte einen Ausfall und focht mit dem größten Heldenmuth, so tapfer, dass der Keiser den Rittern seine Bogenschützen zu Hülfe senden muste. Der Keiser setzte mit seinem Heer über die Oder, ohne dass ihn die Polen daran hinderten, weil sie keinen Uebergang erwartet hatten. Boleslav war eben aus Pommern, wo er gegen die Heiden gestritten hatte, zurükkgekehrt, in Begleitung von wenigen Reitern, und befand sich nicht weit von Glogau. Der Keiser wandte sich nach Glogau, überfiel die Polen, welche sich um die Festung gelagert hatten, machte viele zu Gefangenen, trieb die andern in die Stadt und erbeutete das Lager. Es war dies am Bartholomäustage. Einer der Flüchtlinge hinterbrachte dem Boleslav die Nachricht von diesem plötzlichen Ueberfall; dieser aber wolte sich nicht in eine offene Schlacht mit dem Keiser einlassen, indem er gegen hundert kaum einen Mann stellen konte. Der Keiser belagerte nun Glogau; die Einwohner baten um fünf Tage Waffenstillstand, damit sie sich von Boleslav Verhaltungsbefehle einholten, und gaben dem Keiser Geißeln. Hierüber war Boleslav sehr aufgebracht, und drohete der Stadt die härteste Ahndung an, wenn sie sich dem Keiser ergebe. Heinrich gab ihnen die Geißeln nicht zurükk, stelte diese sogar bei dem Angriff an die Spitze, damit der Regen von Steinen und Pfeilen aus der Stadt zunächst auf sie träfe. Aber die Belagerten achteten dess nicht, sie schlugen den Sturmlauf zurükk und erlegten viele Deutsche, so dass fast täglich Wagen mit einbalsamirten Rittern

nach Deutschland in die Erbbegräbnisse geschikt wurden. Die Deutschen warfen mit Schleudern große Steine in die Stadt, naheten unter Bedekkung von Balken und Brettern den Mauern, um sie zu untergraben, und trieben Stürmblökke hinan. Dagegen warfen die Belagerten Feuer und große Steine auf die feindlichen Maschinen, ließen Mühlsteine herabrollen, zogen die Angreifer mit großen Haken in die Höhe und gossen siedendes Wasser auf sie herab. Boleslav suchte den Belagerern auch allen möglichen Abbruch zu thun; und da Heinrich weder mit Gewalt und Drohungen, noch mit Versprechungen und Geschenken etwas gegen Glogau ausrichten konte, so führte er sein Heer gegen Breslau. Auf diesem Marsch empfand er erst recht die verschlagene Tapferkeit des Boleslav. Dieser begleitete überall das Heer, ließ es nirgend in Ruhe und hielt es stets auf einem Haufen, so dass es Mangel erleiden muste. Sobald sich Einzelne oder kleine Abtheilungen zerstreuten, fielen sie den Seinigen in die Hände. Keiner von dem Heer Heinrichs wagte es mehr, aus dem Lager zu gehen, ja, keiner ging ohne Noth zu den Vorposten. Tag und Nacht fürchtete man den Boleslav; die Ritter schliefen in ihrer schweeren Rüstung, und die Soldaten wagten nicht, ihre Waffen bei Seite zu legen. Zog das Heer durch Wälder und Gebüsche, so fürchtete man sich überall vor einem Ueberfall; und auf dem Posten empfahl der eine dem andern das Wachen an. Die deutschen Soldaten waren so von der Tapferkeit des Boleslav eingenommen, dass sie selbst Lieder auf ihn sangen. Der Inhalt des einen ist folgender:

„Boleslav, Boleslav, glorreichster Herzog!
Da du dein Land so manbar vertheidigst,
Komt kein Schlaf in dein Auge, und auch uns lässest
du nicht schlafen.

Weder am Tage, noch in der Nacht, noch in der
Morgendämmerung.
Und da wir uns schmeicheln, dass wir dich aus dem
Lande treiben werden,
Hältst du uns als Gefangene eingeschlossen.
Ein solcher Fürst ist würdig, Reich und Länder zu
beherschen,
Welcher mit wenigen Streitern solche große Heere weiß
in Schranken zu halten.
Wenn er alle seine Krieger in Eins zusammen gezogen hätte,
Dann würd' ihm der Keiser nie widerstehen können.
Ein solcher Held verdient es, Reich und Länder zu
beherschen,
Welcher mit so wenigen, so viele Schaaren der
Feinde bändigt.
Noch hat er sich nicht von dem Pommerschen Feld-
zug erholt,
Und ermüdet bereits so unsre Kühnheit.
Da man ihm mit Triumf entgegen eilen solte,
Sind wir darauf bedacht, uns seines Reichs zu bemächtigen.
Er führt mit den Heiden rechtmäßige Kriege,
Und wir mit den Christen unrechtmäßige;
Daher steht Gott ihm bei und gibt ihm Sieg;
Uns aber vergilt er unsre Ungerechtigkeit nach Verdienst."

Die deutschen Ritter meinten auch, wenn Gott nicht den Boleslav so mächtig erhöbe, würde ihn das Volk nicht so preisen; und obgleich der Keiser die Lieder untersagte, so konte er ihr Absingen doch nicht überall verhindern. — Da Heinrichs Heer durch die vielen Mühseeligkeiten, Wachen und Mangel an Lebensmitteln immer mehr geschwächt wurde, so ließ er dem Boleslav bessere Friedensbedingungen antragen; er solte bloß 300 Mark zahlen. Boleslav bestand aber darauf, dass er keinen Heller zahlen würde.

Heinrich zog darauf vor Breslau, richtete dort auch nichts aus, verlor aber wahrscheinlich durch Seuchen und nicht durch eine Schlacht viele Leute, welche auf der rechten Oderseite liegen blieben. Weil die Polen die Deutschen häufig im Schimpf Hunde nanten, so soll Hundsfeld von diesen Leichen seinen Namen erhalten haben. Einige meinen auch, die Hunde hätten die Leichen verzehrt. Heinrich stelte sich so, als wolte er auf Krakau ziehen, um dadurch dem Boleslav Furcht einzujagen; sah aber sich endlich genöthiget, auf einen glüklichen Rükkzug nach Deutschland zu denken, den er mit vielem Verlust auch ausführte.

Kaum waren, nach dem Abzuge der Deutschen, die zerstörten Dörfer wieder hergestelt, und das verwüstete Land von Neuem bebaut, als im Jahr 1112 eine von Spignew aus Böhmen abgesandte Rotte Schlesien durchstreifte. Noch größere Verheerungen aber richtete in den Jahren 1132 und 33 der böhmische Herzog Sobieslaw an, besonders in dem Breslauschen Bezirk. Es wurden in demselben 300 Dörfer von Grund aus zerstört, und viele Einwohner nach Böhmen geführt, wo man ihnen Land zur Bebauung anwies. Boleslav fiel dagegen wieder in Böhmen und Mähren ein, was aber Sobieslaw durch einen zweiten Streifzug in Schlesien 1134 vergalt. Im Jahr 1137 schlossen beide mit einander einen Frieden zu Glaz, und 1139 starb Boleslav mit dem schiefen Munde, der berühmteste und tapferste polnische Herzog. Er soll 47 Schlachten während seiner 37jährigen Regierung gewonnen haben.

XII. Graf Peter Wlast.

Der Ruhm des Herzogs Boleslav des Dritten war zu den entferntesten Völkern gedrungen. Daher versam-

melten sich viele tapfere Ritter an seinem Hofe, hielten hier Waffenspiele und vermehrten den Glanz der Hauptstadt. Boleslav war mild gegen alle, welche im Frieden zu ihm kamen, vorzüglich gegen fremde Ritter. Unter diesen zeichnete sich einer vor allen aus. Er war jung und schön, und übertraf alle an Reichthum, Adel und Geist. Er hieß Peter Wlast, kam aus Dänemark und brachte an Boleslav Empfehlungsschreiben mit von dem dänischen König, Heinrich oder Erich dem Zweiten. Sein Vater war der Erste unter den dänischen Großen; aber Peter empfahl sich noch weit mehr durch sein leutseeliges, ritterliches, männliches und christliches Wesen, als durch seine Geburt. Er erwarb sich durch die Fertigkeit in ritterlichen Uebungen, durch die Sanftheit und Milde seiner Sitten, und die Zartheit im Umgange, die Gunst des Herzogs, des ganzen Hofes und aller Großen in Polen. Keiner beneidete ihn, alle wuste er für sich zu gewinnen. Man merkte es ihm auch gar nicht an, dass er ein Ausländer sei. Er sprach fertig und gut die Landessprache, nahm Antheil an allen Leiden und Freuden des Volks und des Staats, und mühete sich, wenn irgend wo etwas zum Heil des polnischen Volks zu thun war. Boleslav suchte diesen Mann fest mit sich und dem Reich zu verbinden. Er schenkte ihm viele Schlösser, Städte, Marktflekken, Dörfer und Güter, unter andern die Stadt Skrún (Skrzyn) mit der ganzen Grafschaft und Kostenblut. Durch des Herzogs Vermittelung verehelichte er sich mit der Prinzessin Maria, der Tochter des Herzogs Wladimir von Russland. Er war in kurzer Zeit Minister, der reichste Güterbesitzer, Statthalter von Kalisch und Krußwiz und zuletzt Landeshauptmann in Schlesien.

Um den großen Reichthum zu erklären, den Peter Wlast besaß, hat man eine Erzählung von einem großen dänischen Schatz erfunden; diese Erzählung lautet also:

Der König Heinrich, welcher von seinem Bruder Abel getödtet ward, hinterließ einen großen Schatz, den seine Vorfahren seit langen Zeiten gesammelt hatten. Von diesem wuste nur der Vater des Peter Wlast, der als erster Staatsdiener die Aufsicht über denselben führte. Damit der Schatz nicht in die Hände des Brudermörders käme, schikte der alte Wlast einen vertrauten Diener an seinen Sohn in Polen, und ließ ihn auffordern, den Schatz mit gewafneter Macht zu holen, um ihn zur Erbauung der Kirchen zu verwenden. Peter trug dem Boleslav diese Angelegenheit vor, der auch darauf einging. Es wurde ein Heer zusammen gebracht und eine Flotte ausgerüstet. Das Heer zog die Weichsel herunter nach Danzig, begleitet von Boleslav und Peter. Hier ward dasselbe eingeschift, Boleslav machte seine erste Seereise, die Flotte seegelte mit günstigem Winde und kam 1124 am dänischen Gestade glüklich an. Boleslav erklärte bei der Landung, er käme nur, um Heinrichs Tod zu rächen; was eine solche Würkung that, dass fast alle Dänen ihm zufielen und die Waffen gegen den Brudermörder wandten, der sich dadurch genöthigt sah, aus dem Lande zu fliehen. Peters Vater schafte indess den ganzen Schatz heimlich auf die Flotte, und begab sich selbst auf dieselbe mit seiner ganzen Verwandtschaft. Boleslav aber überlieferte sämtliche Schlösser und Städte den Baronen und Großen des Reichs, und empfahl ihnen, sich einen weisen König zu wählen. Darauf seegelte er mit seinem Heere ab, und kam mit Ruhm und Glükk gekrönt, zur Freude seiner Unterthanen, wieder in Polen an.

Es stimt diese Erzählung mit der dänischen Geschichte durchaus nicht überein. Wahrscheinlicher ist es, dass Peters Vater, Graf Wilhelm, große Schätze in Dänemark besaß, die er vielleicht theilweis durch Seeräuberei erhalten hatte, welches damals eine ehrenvolle Beschäf-

tigung vieler Dänen war. — So viel ist gewiss, dass durch Peter Wlast und seinen Vater große Reichthümer nach Polen gekommen sind. Sie wurden von Peter Wlast zur Anlegung gemauerter Kirchen verwandt; denn die bestehenden Kirchen waren von Holz. Neben mancher Kirche ward auch ein Kloster angelegt und mit Stiftungen versehen. Sieben und siebenzig steinerne Kirchen soll Peter Wlast haben erbauen lassen.

Peters Vater wählte sich das Bergschloss Zobten zu seinem Aufenthalt, wegen der herlichen, schönen und anmuthigen Aussicht. Aus dem Kloster Arras in den Niederlanden wurden einige Augustinermönche berufen, denen er eine Kirche vor dem Schloss bauete, zur Ehren unsrer lieben Frauen. Zu ihrer Unterhaltung wieß er einige Dörfer in der Umgegend ihnen an. Es soll dies 1108 bis 1110 geschehen sein; wahrscheinlicher möchte aber das Jahr 1140 sein. Außer der erwähnten Kirche wurden auch die in Gurkau und die in Breslau auf dem Sande erbaut. Bei der Einweihung waren zugegen Peter Wlast als Stifter, seine Gemahlin Maria, sein Sohn Swentoslaw, seine Tochter Beatrix, so wie viele andere angesehene Leute. Die Einweihung ward vom Breslauschen Bischof vollzogen. Von dieser Einweihung befindet sich, wie schon oben erwähnt ward, in der Breslauschen Sandkirche noch ein Denkmahl, das älteste in Breslau. Die himlische Maria sitzt und hält das Christuskind auf dem Schooß. Links steht Peters Gattin Maria und reicht ihr eine Kirche dar im Namen ihres Sohnes, der sich rechts befindet und die Herlichkeit des Christuskindes zu bewundern scheint. Die Aebte fanden es allmälig zu kalt auf dem Zobten, verlegten das Kloster nach Gurkau und späterhin nach Breslau. Wahrscheinlich hat auch Peter Wlast die Kirche zum heiligen Adalbert in Breslau erbauen lassen. Im Jahr 1139 erbauete Peter bei Breslau eine Kirche, dem heiligen

Vinzenz zu Ehren, weil er Heiligthümer von diesem Bischof hatte. Das dabei angelegte Kloster stattete er mit großen Gütern aus und setzte Zisterzienser vom Orden des heiligen Benedikt hinein, welche er aus dem Kloster Tiniez bei Krakau, das Herzog Kasimir erbaut hatte, kommen ließ. Andere Grafen, Herren und Bischöfe bereicherten ebenfals dies Kloster. Viele andre Kirchen erbauete Peter, und mehre, die er zu bauen anfing, vollendete sein Schwiegersohn Jaxa, Fürst von Serbien.

Einige meinen, Peters Eifer bei der Erbauung der Kirchen sei daher entstanden, dass er seine Schätze auf einem unrechten Wege erworben hätte. Der Mönch Ortlieb aus Zwiefalten gibt hierüber an, dass Peter wäre beauftragt gewesen, die russische Prinzessin Maria für einen wendischen Fürsten zu werben, dass er aber verstanden hätte, die Braut nebst ihren großen Schätzen für sich zu gewinnen; unter diesen Schätzen wäre auch die Hand des Märtirers Stefans gewesen, mit der er den Boleslav beschenkt hätte, um dessen Gunst sich zu erwerben. *) Im Vollgenuss des Glüks, so erzählt man, sei sein Gewissen erwacht, er habe deshalb eine Wallfahrt nach Rom gemacht, wo ihm als Buße die Erbauung von sieben Kirchen wäre aufgelegt worden. Auch auf der Pilgerschaft, die Boleslav nach Frankreich machte, begleitete Peter ihn; Boleslav wolte dadurch die Ermordung seines Bruders abbüßen, aber er fand keine Seelenruhe. So lange Boleslav lebte, baute Peter ungestört an seinen Kirchen fort. Dessen Tod, 1139, brachte aber einen neuen Sturm über

*) Auch gegen einen russischen Fürsten, Wladarides, welcher sich gegen Boleslav empört hatte, soll Peter einen glüklichen Ritterzug gemacht und denselben gefangen dem Boleslav überliefert haben.

das Land und auch über Peter. Boleslav hatte das Land unter vier Söhne getheilt, doch so, dass der älteste, Wladislav, den Vorrang haben solte. Dieser hatte eine deutsche Prinzessin, Agnes, zur Frau, mit der er schon 1110 als sechsjähriger Knabe verlobt war. Diese besaß einen großen Ehrgeiz, und reizte so lange ihren Gemahl, bis er sich entschloss, den Letztwillen des Vaters für ungültig zu erklären und sich zum alleinigen Hern von Polen zu machen. Ein Reichstag, den er in dieser Angelegenheit zusammen berief, verwarf zwar diesen Antrag; aber Wladislav gebrauchte Gewalt, nahm russische Truppen in Sold und bemächtigte sich der Länder seiner Brüder im Jahr 1144. Agnes ließ jetzt allen denen, welche sich dieser Alleinherschaft widersetzt hatten, wozu viele Große und vorzüglich die Geistlichen gehörten, schweer ihre Rache fühlen, wuste sich überhaupt nicht in die Polen zu schikken, zog sehr viele Deutsche ins Land und verachtete polnische Sitten. Vorzüglich haste sie auch den Peter Wlast, der wohl noch am Hofe lebte, und von Wladislav, als der treueste Freund seines Vaters, geschätzt und geehrt war; aber gegen die Alleinherschaft des Wladislav sich offen erklärt hatte, und von der, der Agnes verhasten, Geistlichkeit sehr geschätzt wurde. Ein vertrautes Gespräch, welches der Herzog mit Peter auf der Jagd hatte, und das er seiner Frau wieder erzählte, verstärkte Agnesens Hass gegen Peter, und sie suchte sich an ihm zu rächen. Sie stelte ihrem Gemahl vor, dass, so lange Peter lebe, er nie ruhig auf dem Thron sitzen würde, redete dem Herzoge ein, dass derselbe eine Empörung schon anzeddele, und dass er die Absicht habe, ihn zu vergiften. Zur Ausführung ihres Planes nahm sie ihren getreuen Kammerhern Tobias. Der Graf Peter wolte um diese Zeit (1145) seine Tochter mit dem serbischen Fürsten Jaxa vermählen. Die Hochzeit solte zu Breslau gefeiert werden. Tobias fand sich auch

zur Hochzeit ein mit einer ansehnlichen Begleitung. Graf Peter, der ihn nicht vermuthet hatte, nahm ihn freundschaftlich als einen Gast auf, und behielt ihn bis spät in die Nacht bei sich. Tobias gab Peter zu verstehen, dass ihn der Herzog wegen wichtiger Geschäfte an ihn gesandt habe, und versprach, da er nach seiner Herberge zurükk kehrte, morgen sich des herzoglichen Auftrags zu entledigen. Kaum war Peter eingeschlafen, so nahm Tobias seine dazu bestelten Leute, und ging auf das gräfliche Schloss. Man öfnete ihm, als einem herzoglichen Abgeordneten, sogleich die Thür. Die ersten, welche dem Tobias aufstießen, waren der Graf Roger, Peters Hauptmann, und Aegidius, Peters Sohn. Beide ließ er gleich gefangen nehmen. Peter, der noch im Bette ruhete, und durch das Geräusch und Schreien aufgewekt wurde, sprang in dem Augenblikk auf, als Tobias mit seinen Bewafneten in sein Schlafgemach drang. Man nahm ihn gefangen und führte ihn in der größten Stille auf ein Schloss, wo er so lange bleiben solte, bis sein Schiksal entschieden wäre. Die ganzen Hochzeitfeierlichkeiten wurden dadurch gestört.

Wladislav stand lange an, ernstlich gegen Peter zu verfahren, zumal da verschiedene Große des Reichs, vorzüglich mehre Bischöfe, ihn dringend davon abriethen. Aber Agnes drang mit Gewalt in ihren Gemahl, und brachte ihn endlich dahin, dass er den Tobias mit einem Henker ins Gefängniss sandte, um Petern mit einem glühenden Eisen der Augen zu berauben und ihm die Zunge auszureißen. Lezteres ist jedoch zweifelhaft, selbst Ersteres ist nicht ganz gewiss. Peter entkam späterhin und floh zu des Wladislavs Brüdern. Im Jahr 1148 muste Wladislav mit seiner Gattin Agnes flüchten; die Brüder eroberten das Land und Boleslav der Vierte beherschte es. Obgleich das deutsche Reich sich des vertriebenen Wladislav annahm, auch 1150 und 1158 Boles-

kav zu einem schimpflichen Frieden brachte, so hielt derselbe die Friedensbedingungen nie. Wladislav starb 1159 zu Altenburg in Sachsen, und erst im Jahr 1163 erhielten seine drei Söhne das Land, was wir jetzt Schlesien nennen. Die Wlastschen Güter, welche Wladislav eingezogen hatte, gab Boleslav wieder heraus; der Graf Peter bereicherte noch sehr die von ihm erbauten Kirchen und Klöster, und starb 1153 den 20. Februar. Drei Jahre war ihm seine Gattin in den Tod vorangegangen. Sie wurden in Breslau in der Vinzenzkirche beigesetzt. Da Wladislavs Söhne Schlesien erhielten, sollen sich Peter Wlast's Nachkommen nach Polen hingezogen haben, und in dem weitläuftigen Geschlecht Dunin (Dänen) noch vorhanden sein.

XIII. Heinrich der Erste und die heilige Hedwig.

Boleslav der Lange, einer von den drei Söhnen des vertriebenen Wladislav, erhielt den mitlern Theil Schlesiens, mit den Hauptstädten Breslau und Liegnitz. Im Jahr 1178 fiel ihm theils durch Erbfolge, theils durch Vermittelung des polnischen Großherzogs Kasimir, auch der untere Theil Schlesiens zu, der Glogau zur Hauptstadt hatte, und sich bis hinter Frankfurt an der Oder nordwärts, ostwärts aber bis zur Obra erstrekte. Er starb 1201, und ihm folgte sein Sohn Heinrich der Erste, genant der Bärtige, ein würdiger Nachfolger, der, so wie sein Vater, viele Deutsche ins Land zog, zur Vermehrung der Betriebsamkeit und zur Milderung der Sitten vieles beitrug. Sein angelegentlichstes Bestreben war, die Frömmigkeit zu verbreiten und die Geistlichkeit zu unterstützen. Seine fromme Gemahlin hatte diesen Eifer theils in ihm erregt, theils verstärkt. Um den letzten Willen seines Vaters zu vollziehen, schenkte er dem Kloster Leubus,

das Dorf Schönfeld und schritt selbst die Gränzen desselben ab. Das Nämliche that er späterhin bei allen den Dörfern, die er den Klöstern schenkte. Ganz vorzüglich beschäftigte er sich in den ersten Jahren mit der Erbauung des Klosters Trebnitz. Im Jahr 1203 war er schon so weit damit gekommen, dass er das Gebäude unters Dach bringen konte. Der Breslausche Bischof und späterhin auch der Erzbischof von Gnesen bestätigten feierlich die gemachten Schenkungen und Einrichtungen, bei Androhung des Bannes für denjenigen, der dawider handeln würde. Man erzählt auch, wie wir früherhin schon bemerkten, eine äußere Begebenheit, die Heinrich soll zur Erbauung dieses Klosters bewogen haben, nämlich das Stekkenbleiben im Sumpf, da er auf der Jagd sich verirret hatte; allein wahrscheinlich verdient diese Erzählung keinen Glauben. Das Kloster ward den Jungfern von dem Orden der Zisterzienser eingegeben. Dem Vinzenzkloster schenkte Heinrich auch verschiedene Besitzungen und Vorrechte. Dem Kloster zu unserer lieben Frauen auf dem Sande bestätigte er 1209 seine gesamten Besitzungen und bestimte die Gränzen des Zobtenberges. Im Jahr 1214 ließ er zwischen der Oder und Ohle nahe beim Sandthor die jetzt nicht mehr übrige Kirche zum heiligen Geist nebst einem Krankenhause (Hospital) erbauen, und stattete beide mit Gütern und Vorrechten aus. Zu letztern gehörte auch die Fischerei in der Oder.

Schon sehr zeitig hatte Heinrich seinen ältesten Sohn, Heinrich II., an den Staatsgeschäften Theil nehmen lassen; unter andern finden wir, dass er, 18 Jahr alt, (1209) die Bestätigung der Freiheiten und Besitzungen des Klosters zu unserer lieben Frauen auf dem Sande mit unterzeichnet hat. Ja, Heinrich I. schien ganz gesonnen, sich einem stillen Leben zu widmen; denn er theilte 1212 seine Besitzungen unter seine beiden Söhne, Heinrich II.

und Konrad. Dieser erhielt die untern Gegenden, jener die obern. Konrad aber war mit der Theilung nicht zufrieden, und faste den Entschluss, mit Gewalt dem Bruder noch etwas abzudringen. Die Eltern suchten auf alle mögliche Weise Konrad von seinem Entschluss abzubringen, aber vergeblich; er drang mit einem Heer von Polen und Lebusern vor; Heinrich rafte rasch einige Deutsche aus Schlesien zusammen und ging auf Liegnitz. Konrad näherte sich auf der Seite von Goldberg; zwischen Steudnitz und Rothkirch trafen beide Heere zusammen, es entstand ein blutiges Gefecht, endlich flohen die Polen und Lebuser; Heinrich siegte. Konrad, um sich zu retten, floh zum Vater, der in Glogau lebte; und brach 1214 auf der Jagd in dem Walde bei Tarnau den Hals. Er ward in Trebnitz beigesetzt, wo ihn seine Schwester Agneta beweinte.

Heinrich der Zweite herschte jetzt wieder mit seinem Vater, beide liebten sich zärtlich und waren stets eines Sinnes. Im Jahr 1222 stiftete ein Domherr Heinrich das Kloster Heinrichau, aber der Herzog Heinrich der Erste bauete es erst 1228 völlig aus und versah es mit mehren Gütern. Während seiner letzten Lebensjahre war Heinrich fast immer mit polnischen Angelegenheiten beschäftigt. Schon im Jahr 1222 stand er dem Herzog Konrad von Masovien gegen die heidnischen Preußen bei, und rieth demselben, die deutschen Ordensritter zu Hülfe zu rufen, was auch geschah. Im J. 1225 drang er bis in die Gegend von Krakau vor, weil eine Parthei in Polen war, die den Herzog Lesko den Weißen nicht anerkennen wolte; doch ward vor dem Blutvergießen ein Frieden vermittelt. Späterhin machte sich ein polnischer Unterherzog, Swantepolk von Pommern, unabhängig; Lesko wandte sich wegen Rath und Beistand an Heinrich; dieser schlug vor, alle Fürsten auf einen Landtag zu versammeln, und auch

den Swantepolk dazu einzuladen. Dies geschah in Gansawa am Martinsfest 1227. Swantepolk kam erst den 14. November, von einer beträchtlichen Menge Bewafneter umgeben, fiel damit in die Wohnungen der Fürsten und ließ alles niederhauen. Lesko und Heinrich waren gerade im Bade. Erster schwang sich bald auf sein Pferd, ward aber von Swantepolk eingeholt und niedergemacht. Ueber Heinrich fiel man im Bade her, allein ein Getreuer, Peregrin von Wisenberg, warf sich auf ihn, fing die Hiebe auf, die den Herzog treffen solten, und opferte sich edelmüthig für denselben auf. Schweer verwundet, ward der Herzog in einer Sänfte nach Breslau gebracht.

Leskos Witwe bat Heinrich, die vormundschaftliche Regierung zu übernehmen; er gab endlich diesen Bitten nach, und kam im Frühjahr 1228 mit einem Heer nach Polen. Aber Leskos Bruder Konrad, Herzog von Masovien, glaubte ein näheres Recht an der vormundschaftlichen Regierung zu haben, und rükte gegen Heinrich an. Dieser hatte zwei Festungen angelegt, schlug zwei Mal den Konrad, der seinen Sohn verlor und nach Masovien zurükk flüchten muste. Heinrichs Heer ging auch nach Schlesien zurükk, er selbst blieb noch in Polen. Diese Gelegenheit benutzte Konrad, überfiel Heinrich und führte ihn als Gefangenen fort. Sein Sohn war im Begriff, ihn mit einem Heer zu befreien; aber Hedwig hinderte dies, um Blut zu schonen, und begab sich im christlichen Gottvertrauen selbst zum Konrad. Sie vermittelte einen Frieden, dessen Bedingungen waren, dass Heinrich der Vormundschaft entsagte und die Gefangenen zurükk gebe. Zur Bestätigung des Friedens wurden Konrads beide Söhne mit zwei Töchtern Heinrichs vermählt.

Im Jahr 1233 bekriegte Heinrich den polnischen Herzog Wladislav den Spritzler, nicht aus Rache, weil er an seinen Wunden in Gansawa mit Schuld war, son-

dern weil ihn die Großen des Reichs um Schutz anflehten. Heinrich vertrieb den Spritzler.

Herzog Konrads vormundschaftliche Regierung wurde den Krakauern immer gehässiger, und sie dachten daran, den 15jährigen Boleslav für mündig zu erklären. Konrad erfuhr dies, und ließ Leskov's Witwe und ihren Sohn Boleslav gefangen nehmen. Doch 1234 entkamen beide nach Breslau zu Heinrich, der sie freundlich aufnahm, und so brach 1235 von Neuem der Krieg zwischen Heinrich und Konrad aus. Heinrich ward von den Krakauern sehr freundlich empfangen, Konrad hingegen ließ mehre Klöster befestigen, wodurch er die Geistlichkeit gegen sich einnahm, und muste wieder abziehen, obgleich keine Schlacht geliefert war, weil Heinrich seine Schlesier schonte, und nur dem Konrad Lebensmittel abschnitt und in kleinen Gefechten beunruhigte. Im Jahr 1237 kam ein Friede zwischen Konrad und Heinrich zu Stande. Boleslav überließ sich ganz Heinrich dem Ersten, welcher in der Würklichkeit das Krakausche Reich mit Sendomirien beherschte. Im Jahr 1238 starb Heinrich der Erste, auf einer Reise, in Krossen. Sein Leichnam ward von seinem Sohn unter vielen Thränen der Unterthanen nach Trebnitz geführt, und vor dem hohen Altar beerdiget, wo sich noch ein großes Denkmahl befindet.

Heinrich I. war einer der angesehensten Fürsten der damaligen Zeit; seine Geistesvorzüge, seine Art, das Land zu verwalten, die Einwohner zu beglükken und Alles zum Wohl des Staates anzuwenden, wurden allgemein anerkant. Er sah tief in die Herzen der Menschen, war deshalb glüklich in der Wahl seiner Diener und Beamte, schätzte und belohnte Verdienste und stand so zu seinen Unterthanen, dass sie ihn als Fürsten verehrten und als Vater liebten. Die polnischen Fürsten setzten ein großes Zutrauen in seine Weisheit und Redlichkeit; leider aber

verwikkelte er sich zu sehr in die polnischen Angelegenheiten. Heinrich war ein zärtlicher Gatte, ein oft zu nachsichtiger Vater, ein wahrer Menschenfreund gegen seine Umgebungen; aber dabei ließ er sich doch in Staatsgeschäften nie von andern leiten, und führte das folgerecht durch, was er als gut anerkant hatte.

Seine Gattin Hedwig war eine deutsche Prinzessin, die Tochter des mächtigen Fürsten Berthold, Herzogs von Meranien, Markgrafen von Baden und Grafen von Tirol. Sie brachte die ersten Jahre ihres Lebens in dem Kloster Kitzingen zu, in Gesellschaft ihrer Schwester Mathilde, die späterhin Aebtissin des Klosters ward. Hier in diesem Kloster wurde Hedwig früh an Ausübung heiliger Gebräuche und an fromme Hingebung gewöhnt. Die ganze damalige Zeit schwamm in frommen Eifer für das Christenthum. Die Ritter zogen zum heilgen Grabe, um es von den Türken zu befreien; überall hatte und verehrte man Ueberbleibsel (Reliquien) von Heiligen; überall wanderten Mönche und Nonnen als Heilige umher; es war ein großes äußerliches Leben und Regen im Christenthum. Wir finden dasselbe bei der Hedwig, so wie bei ihrer Schwestertochter Elisabeth, im hohen Grade ausgebildet; doch bei der Hedwig mehr mit strengen Ernst, bei der Elisabeth mehr mit sinniger Weltlichkeit verbunden. Unter der strengsten Erfüllung ihrer Pflicht brachte Hedwig ihre frühesten Lebensjahre zu. Jeder Wink der Eltern war für sie ein Gesetz. Nach deren Willen vermählte sie sich 1186, erst zwölf Jahr alt, mit Heinrich dem Ersten, und wurde eine Beglükkerin Schlesiens. Viele Deutsche zog sie ins Land, schöne Schlösser erhoben sich, die Städte wurden blühend, Gewerbe, Handlung, Künste, Wissenschaft und milde Sitten verbreiteten sich immer weiter. Hedwigs Hofstaat bestand aus lauter Leuten, die sich durch Frömmigkeit, Tugenden und anständiges Betragen

von allen andern unterschieden. Dieser Hofstaat ward dem ganzen Lande zum Muster und Beispiel in guten Sitten; statt dafs so häufig das Gegentheil der Fall ist. Weder Schmeichlern noch Verläumdern gab sie Gehör, nahm sich aber überall der Unglüklichen und Verlassenen an. Den Gefangenen schikte sie Essen, Trinken, Kleider, Lichte, um ihnen ihr Elend erträglicher zu machen; sie bezahlte Schulden für andere, befreiete durch ihre Bitten manchen aus der Gefangenschaft und bewürkte, dafs mehren die Todesstrafe erlassen ward. So lange man an dem Kloster Trebnitz bauete, wozu ihr Brautschatz gröſstentheils verwandt wurde, richtete man keinen einzigen Missethäter hin, sondern alle musten ihre Verbrechen durch Zwangsarbeiten büſsen. Ihren Gemahl suchte sie zu einem recht eifrigen Christen zu machen, und durch ihren frommen Sinn beugte sie den hartnäkkigen Herzog Konrad. Nachdem sie sechs Kinder ihrem Gatten geboren hatte, brachte sie denselben dahin, dafs er sich entschlofs, eine Art mönchisches Leben zu führen, und ihr zu erlauben, dafs sie als Nonne sich in Trebnitz gröſstentheils aufhalten durfte. Von der Zeit an lieſs Heinrich seinen Bart wachsen.

Mit heiterm Geist, unerschütterlicher Standhaftigkeit und zufriedener Ergebung in den götlichen Willen ertrug Hedwig die mannigfaltigen Unglüksfälle, welche die Vorsehung ihr zuschikte. Ihre Schwester Gertrud, Königin von Ungarn, ward ermordet; ihre eigenen Söhne führten einen Bruderkrieg gegen einander und lieſsen Bürgerblut flieſsen; ihr Sohn Konrad stürzte auf der Jagd vom Pferde und starb; ihre beiden Brüder, Ekebert und Heinrich, hatten Antheil an dem Morde, welchen Otto von Wittelsbach am König Filipp verübte; ihr Gemahl ward in Polen schweer verwundet, späterhin gefangen genommen u. s. w. Als sie die Nachricht von seiner schweeren Verwundung bekam, sagte sie ganz gelassen: „Ich hoffe, dafs ihm

Gott bald wieder seine Gesundheit schenken wird." — Selbst über den Tod ihres Mannes weinte sie nicht, und suchte die Trebnitzschen Klosterjungfern dadurch zu trösten, dass es Christenpflicht sei, Alles zu ertragen, was Gott einem zusende. Eben so gelassen zeigte sie sich bei dem Tod ihres geliebten Sohnes, Heinrichs des Zweiten, den sie in Krossen erfuhr, wo sie sich während des Einfalles der Tartaren mit ihrer Schwiegertochter Anna aufhielt.

Hedwigs Menschenliebe war ohne Gränzen; wohin sie auch nur kam, verbreitete sie Wohlthaten und verminderte die Beschweerlichkeiten des Lebens. Sie verschafte manchem größere Bequemlichkeiten, als sie sich selbst erlaubte. Da ein allgemeiner Mangel in Schlesien entstand, so öfnete sie ihre Vorrathshäuser und gab Jedem nach Nothdurft. Zu den Kirchen, die sie soll erbauet haben, werden die in Zabel bei Frankenstein, die zu unserer lieben Frauen in Bunzlau, die Andreaskirche vor Herrenstadt, das Franziskanerkloster zu Goldberg und das Kloster zu Wahlstatt gerechnet, obgleich sich das nicht gewiss ausmitteln läst.

In ihren jüngern Jahren trug Hedwig schon ganz einfache Kleider; da sie älter wurde, zog sie schlechtes, abgetragenes Zeug an, so dass sie sich selbst gegen die Witterung nicht ein Mal gehörig schützte. Im Winter ging sie, wie im Sommer, mit bloßen Füßen, und ließ bisweilen im Schnee blutige Spuren zurükk. Ihre Schuhe hatte sie unter dem Arm, und zog sie nur an, wenn sie zu Leuten kam, vor denen sie besondere Hochachtung hatte. Ihr Beichtvater, der Abt von Leubus, schenkte ihr ein Mal ein Paar neue Schuhe; aber so folgsam in andern Dingen sie ihm war, so zog sie doch nicht die Schuhe an. Um ihren Leib trug sie einen Gürtel von Pferdehaaren, womit sie ein Tempelherr beschenkt hatte. Alle Bitten ihres Sohnes Heinrichs und ihrer Schwiegertochter Anna halfen

nichts; sie blieb bei der Verzichtleistung auf alle irdische Bequemlichkeit. Im Essen war sie eben so enthaltsam. Sonntags, Dienstags und Donnerstags aß sie Fische und Milchspeise; Montags und Sonnabends Hülsenfrüchte, Mitwochs und Freitags Brod mit Wasser. Späterhin, zumal nach dem Tode ihres Mannes, wurde sie noch viel strenger in dieser Hinsicht. Sie aß fast nichts mehr als trokkene Hülsenfrüchte und grobes Brod; dazu trank sie abgekochtes Wasser. Nur an den Sonntagen und hohen Feiertagen aß sie Fische und Milchspeisen und trank Bier, weil es der Bischof und ihr Beichtvater so haben wolten. Die ganzen letzten 40 Jahre ihres Lebens aß sie kein Fleisch; alles Zureden, selbst von den nächsten Verwandten und angesehensten Geistlichen, konte sie nicht von dieser Gewohnheit abbringen. Nur ein einziges Mal in einer Krankheit gelang es dem päbstlichen Botschafter, sie zum Fleischessen zu bringen; doch versicherte sie, dass dieses Essen der Seele hätte weher gethan, als es dem Körper geholfen. — In ihr Bette legte sie sich niemals, sondern auf den harten Boden, und wenn sie krank war, auf Stroh, worüber eine Dekke lag. Sie schlief wenig. Den größten Theil der Nacht brachte sie im Beten zu. So lange ein Ungewitter dauerte, betete sie. Ja, sie ging so weit, dass ihre Frömmigkeit in einen wahren Götzendienst ausartete. Die Stelle, wo ein Geistlicher gestanden hatte, küste sie; mit den Handtüchern in den Klöstern schlug sie über Auge und Brust das Kreuz, und wusch sich und ihre Enkel mit dem Wasser, in welchem sich die Nonnen die Füße gewaschen. Sie kaufte den Armen das Brod ab, welches sie von den Klöstern erhalten hatten, hob es als etwas Heiliges auf und lebte davon. Oft auch geißelte sie sich mit Ruthen oder zwang ihre Kammerfrauen dazu, dass sie diese Züchtigung an ihr vornahmen, die es mit Thränen thaten. Christlicher war es, dass sie die Armen

reinigte, die Aussätzigen am grünen Donnerstage wusch und mit neuen Kleidern versah und allezeit Arme zu sich nahm, wenn sie speisete, denen sie selbst die Speisen dann vorlegte. Sie trank nicht eher, bis nicht der Häslichste unter allen Armen aus ihrem Becher getrunken hatte.

Zu dem Tode bereitete sich Hedwig noch in gesunden Tagen vor. In ihrer Krankheit suchte sie allen, die Zutrit zu ihr hatten, Gelegenheit zu geben, ihre Fehler zu erkennen und sich zu bessern, und zeigte sich gegen alle als eine liebevolle Mutter. Sie starb den 15ten Oktober 1243.

Schon bei ihren Lebzeiten soll sie Wunder gethan haben, was sie selbst aber leugnete; nach ihrem Tode indeß wolten viele von mehren Wundern wissen, die sich in dem Kloster Trebnitz, wo sie beigesetzt war, ereignet hätten, wodurch es denn dahin kam, daſs Hedwig im Jahr 1267 von dem Pabst Klemens IV. zu einer Heiligen erklärt wurde. Der 16te August des folgenden Jahres war bestimt zur Erhebung der Gebeine der heiligen Hedwig. Bei dieser Feierlichkeit waren außer den Aebten, Nikolaus von Leubus und Moritz von Kamenz, welche Messe lasen, viele andere zugegen; als der König Ottokar von Böhmen, der Herzog Wladislav, Erzbischof von Salzburg, nebst seinen Brüdern Boleslav und Konrad, und mehre polnische Fürsten und Herren mit ihrem Hofstaat. Dazu strömte eine große Menge Volks. Rings um das Kloster waren Zelte geschlagen für die hohen Anwesenden. Jeder brachte nach seinem Stand und Vermögen Gaben und Opfer, um dadurch seine Ehrerbietung gegen die Heilige zu bezeugen. Alle drängten sich hinzu, um die Gebeine der Heiligen zu küssen. Das „Ehre sei Gott in der Höhe" wurde von Geistlichen und Weltlichen gesungen, in Begleitung der Orgel. Wachslichter, mit Blumen umwunden, branten Tag und Nacht. Am meisten ergötzten die

Leute eine Menge Lichter, die sich bewegten und den Lauf der Himmelskörper darstelten. Ein heiteres Wetter und gänzliche Windstille begünstigte dies Fest, und alle Anwesenden waren in den Wäldern und auf den Feldern sehr froh. In Aller Herzen verbreitete sich eine himlische Ruhe, so dass auch nicht der geringste Zwietracht unter der großen Menge Menschen entstand. Den Grundstein zu dem neuen Ruheplatz der heiligen Hedwig (der Hedwigskapelle) hatte den 28sten April desselben Jahres ihr Enkel, der Erzbischof von Salzburg Wladislav, gelegt.

Heinrichs des Zweiten Frau, Anna, Tochter des böhmischen Königs Primislav Ottokar, suchte der heiligen Hedwig ähnlich zu sein, und vermehrte manche von ihrem Gemahl und ihren Schwiegereltern gemachte Stiftung. Sie bauete die Kirche und das Kloster zu St. Jakob vollständig aus, was Heinrich der Zweite angefangen hatte. Sie ließ die Benediktiner ein Kloster am Zusammenfluss des Zider mit dem Bober, wo Landeshut liegt, anlegen; welches ihr Sohn Boleslav mit Wäldern und Aekkern beschenkte; auf deren Grund späterhin Bolko das Kloster Grüssau für die Zisterzienser anlegte. Im Jahr 1257 erbauete sie das Krankenhaus zu St. Elisabeth, welches ihre Söhne mit vielen Gütern und Freiheiten versahen. Die Kirche zu Elisabeth mit ihren Zehenten wurde auch dazu geschlagen; und die Anlegung der Stadt Kreuzburg erlaubt. Das Krankenhaus und die Kirche zu St. Mathias ward den Kreuzherren mit dem goldnen Stern übergeben. Die Kirche zu Elisabeth, die von Holz war, wurde niedergerissen und dagegen eine steinerne erbaut. Dieser Bau dauerte vier Jahr und sieben Wochen. Im Jahr 1260 stiftete Anna das Kloster zu St. Klara, und versah es mit reichen Einkünften. Gegen die Armen erwies sich Anna eben so mildthätig, als gegen die Kirchen. Sie

starb 1265 den 23sten Juni und ward zu St. Klara begraben.

XIV. Der Einfall der Mongolen.

Die Mongolen, auch wohl Tartaren genant, wohnen in den mitlern Gegenden Asiens, in einem hohen Lande, das von mehren Jagd- und Viehzucht treibenden Völkern durchstreift wird, die unter verschiedenen Namen sich zu verschiedenen Zeiten über andere Völker gedrängt, sie beraubt und unterjocht haben. Das Ansehn der Mongolen ist schmuzig und häslich, ihre Waffen sind Säbel und Bogen; mit dem Pferde scheinen sie fast zusammen gewachsen zu sein, auf ihnen tummeln sie sich bei der Viehzucht, bei der Jagd und im Kriege. Gegen ihre Feinde sind sie, wie alle rohen Völker, äußerst grausam; gegen einander brüderlich, gesellig und sittig, und gegen ihre Fürsten, Khaans genant, gehorsam und unterwürfig. Einer derselben gab ihnen auch gute Gesetze, befahl die Verehrung eines einzigen Gottes und erwarb sich so viele Verdienste um das Volk, dass er der große Fürst (Genghizkhaan) genant ward. Ein Nachkommen desselben, Namens Temujen, zeichnete sich besonders wieder durch Klugheit, Tapferkeit und Glükk in seinen Unternehmungen aus, bezwang die meisten übrigen Völkerschaften Hochasiens, drang nach China vor, eroberte Theile von Persien und ließ sich auf einer großen Reichsversamlung im Jahr 1206 zum großen Fürsten (Genghizkhaan) erklären, unter welchem Namen er in Europa bekant ward. Seine Heere streiften schon im Jahr 1223 bis an den Dnieper im südlichen Russland; er aber starb im Jahr 1227. Ihm folgte sein Sohn, Oktai-Khaan. Dieser setzte des Vaters Eroberungen fort, und zwar nach drei Richtungen mit drei verschiedenen Heeren. Das eine drang 1235 in das südliche China,

das andere in die Gegenden des Eufrat, und das dritte nach Europa vor. Dies letztere führte Batu an, es war 300,000 Mann stark. Dieses Heer durchzog in den Jahren 1236 — 1240 die Gegenden an der Wolga, dem Don, dem Dnieper und Dniester, und drang von da nach Ungarn vor. Ein Theil desselben, ungefähr 50,000 *) Mann stark, ward vorher unter Beta's Anführung nach Polen und Schlesien geschikt. Im Herbste des Jahres 1240 fiel Beta in Polen ein und streifte, ohne Widerstand zu finden, bis Krakau. Verwüstung, Noth und Drangsaale aller Art waren im Gefolge seines Heeres. In Krakau herschte damals ein Fürst, der da betete, statt sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, und zuletzt nach Ungarn entfloh. Wladimir, Statthalter von Krakau, ging aber den Mongolen entgegen, trieb sie eine Strekke zurükk und nahm ihnen mehre Gefangene wieder ab. Dadurch war wenigstens den Polen gezeigt, dass die Mongolen nicht unüberwindlich wären; mehre Große des Landes vereinigten sich jetzt zum Widerstande, und da die Mongolen zu Anfang des Jahres 1241 von Neuem ins Land einfielen, so gingen ihnen die Polen entgegen. Sie erhielten kleinere Vortheile in einzelnen Gefechten, wurden dadurch stolz und unvorsichtig, stelten ihre Truppen schlecht auf und wurden bei Chmelik gänzlich von den Tartaren geschlagen. Ganz Polen stand jetzt den Siegern offen. Sie verbranten das von seinen Einwohnern verlassene Krakau und verheerten überall das Land. Die Einwohner flüchteten, wohin sie kamen, und Tausende verloren dennoch durch der Tartaren Schwert, Andere durch Noth und Angst auf der Flucht ihr Leben. Im Frühjahr 1241 wendeten sich die

---

*) Andere geben 200,000, andere 500,000 Mann an; aber diese Angaben sind ganz übertrieben.

Tartaren gegen Schlesien. Der Oppelnsche Herzog Mieslav wolte ihnen den Uebergang über die Oder wehren; allein die Mongolen schwammen mit ihren Pferden durch, theils auf denselben, theils dieselben am Zügel führend, während das Gepäkk in ledernen Schläuchen an den Schwänzen hing. Mieslav muste sich zurükk ziehen bis in die Gegend von Liegnitz, wo der Herzog Heinrich II. ein Heer versammelte. Die Mongolen zogen an der linken Seite der Oder hinunter bis nach Breslau, wo sie große Schätze zu finden hoften, weil Breslau damals schon ein bedeutender Ort war. Die Bürger getraueten sich nicht, die Stadt zu vertheidigen, gaben dieselbe darum Preis, zündeten sie theilweis an und flüchteten sich in das Schloss auf der Dominsel. Dieses belagerten die Mongolen eine Zeitlang, zogen aber unverrichteter Sache ab, wie einige vermuthen, durch ein starkes Gewitter erschrekt, weil erzählt wird, es sei Feuer vom Himmel unter sie gefallen. Von Breslau wandten sie sich gegen Liegnitz, wo Heinrich 30,000 Mann versammelt hatte, theils aus Schlesien, theils aus andern Gegenden. Schlesien war damals noch nicht sehr volkreich, und darum ist die Anzahl der Streiter so gering. Die Nichtschlesier in diesem Heer bestanden theils aus Polen und aus Kreuzträgern, die sich auf Ermahnung der Geistlichen dem Kampf gegen die Heiden weihten; theils aus Rittern des deutschen Ordens, welcher in Preußen die Heiden bekriegte. Sobald Heinrich den Anmarsch der Mongolen vernahm, verließ er Liegnitz. Bei dem Hinausreiten fiel ein Stein von der Marienkirche ganz nahe bei ihm nieder, was man für eine böse Vorbedeutung hielt. Man ermahnte deshalb den Herzog, an diesem Tage keine Schlacht zu liefern; er aber gab Befehl zum Angriff. Bei Wahlstatt, einem Dorfe eine Meile von Liegnitz, welches erst seit der Zeit seinen Namen hat, entwikkelte sich die Schlacht. Es war dies am 9ten April

1241. Beide Heere wären in fünf Haufen getheilt. In dem ersten Treffen des schlesischen Heeres standen die Kreuzträger nebst 600 Bergknappen aus Goldberg, unter Anführung Boleslav's, Sohn des mährischen Markgrafen Diepold. Dies erste Treffen hielt Heinrich für das schwächste und am wenigsten tapfer. Das zweite bestand aus den polnischen und oberschlesischen Truppen, in zwei Haufen, ersterer geführt von Suleslav, des erwähnten Statthalters Wladimir Bruder, letztrer von dem Oppelnschen Herzog Mieslav. Poppo, Anführer der deutschen Ritter, und Herzog Heinrich selbst mit dem Kern seiner schlesischen und deutschen Truppen, bildeten in zwei Haufen das dritte Treffen. Das erste Treffen machte den Angriff, die Mongolen wichen, die Kreuzträger folgten mit Unbesonnenheit und in großer Unordnung, die Mongolen wandten sich plötzlich und richteten mit einem großen Pfeilregen das ganze Treffen zu Grunde. Der Anführer Boleslav blieb auf dem Platz. Darauf rükte das zweite Treffen vor; lange blieb der Sieg zweifelhaft; allein ein unglükliches Misverständnis verschafte den Mongolen den Sieg. Ein Anführer auf christlicher Seite rief nämlich den Truppen auf polnisch zu: schlagt todt, schlagt todt! (zabiesze, zabiesze); dieser Ausruf ward mit dem: flieht, flieht! (biesze, biesze) verwechselt; und so gerieth das ganze Heer in Furcht und Flucht. Selbst in das dritte Treffen drang diese Furcht und Flucht ein; nur Heinrich mit den deutschen gepanzerten Rittern hielt Stand. Die Ritter machten ein entsetzliches Gemetzel unter den Heiden, gegen deren Pfeile sie gesichert waren, und brachten selbst schon die Mongolen zum Weichen. Allein plötzlich wandte sich das Glükk und die Christen wurden geschlagen. Man erzählt, die Mongolen hätten eine lange Stange, in Gestalt eines X, erhoben, auf der Spitze sei ein Menschenkopf von fürchterlichem Ansehen befestigt ge-

wesen, welcher einen starken und stinkenden Rauch ausgeblasen habe, der das christliche Heer mit einem Mal bedekt und in Furcht gejagt hätte. Einige halten diese Stange für eine Fahne, andere für das Bild eines heidnischen Götzen, was die Tartaren anfeuerte; andere meinen, es sei eine Art Kriegswerkzeug gewesen, womit man hätte Feuer schleudern können. Nur der edle Heinrich wehrte sich noch mit vier Rittern, da alles von ihm floh. Diese vier tapfern Ritter waren der Anführer Sulislav, Klemens, Hauptmann von Glogau, Konrad und Johann. Mit Mühe beredeten sie den Herzog endlich, auf seine Rettung bedacht zu sein, und sich mit ihnen durch die Feinde durch zu schlagen. Der Herzog verlor sein Pferd, Johann hieb sich durch und brachte ein frisches. Endlich blieb Johann nur noch allein mit Heinrich, die drei andern waren getödtet. Johann ritt voran und der Herzog folgte ihm; er wurde an der linken Hand verwundet, und als er mit dem Arm zu einem neuen Hieb ausholte, stach ihn ein Tartar mit der Lanze unter die Schulter, wo der Panzer durch die Armbewegung sich öfnete. Er ward aus dem Sattel gehoben, und sogleich fielen die Tartaren über ihn her und hieben ihm den Kopf ab, welchen sie auf eine Stange stekten. So fiel der edelste, treueste und tapferste schlesische Ritter, der herliche Herzog Heinrich, ein Fürst dem Volke und dem Lande bis in den Tod getreu. Sein treuer Gefährte Johann kam glüklich durch, hatte aber 12 Wunden erhalten. Neun Tartaren verfolgten ihn noch weit, er aber traf drei flüchtige Reiter, setzte sich mit diesen seinen Verfolgern entgegen, und hieb sie bis auf einen, den er gefangen nahm, nieder.

Heinrichs Mutter Hedwig hatte sich zu Anfang des Krieges mit ihrer Schwiegertochter Anna nach Krossen begeben. Sie ahnete das Loos ihres Sohnes. In der Nacht vor der Schlacht rief sie ihre Gesellschafterin Des-

munde aus dem Schlaf: „Wisse," sagte sie zu ihr, „dass ich meinen Sohn verloren habe. Ich sah ihn eben, wie einen gescheuchten Vogel, auf schnellen Fittigen fortschweben, und werde ihn in diesem Leben nicht wiedersehen." — Erst drei Tage nachher kam die Bestätigung ihrer Ahnung nach Krossen. „Es ist Gottes Wille," rief sie aus, faltete ihre Hände und betete also: „Dir dank ich, gütigster Gott, der du mir einen solchen Sohn gabst, welcher mich sein ganzes Leben hindurch mit gleicher Liebe geliebt und selbst durch seinen Tod, da er ihn für Dich erlitten, nicht betrübt hat." Sie eilte bald mit ihrer Schwiegertochter auf das Schlachtfeld, welche den Leib des Herzogs, der nakkend unter den Erschlagenen lag, daran erkante, dass er am linken Fuße sechs Zehen hatte. Man legte denselben in das von ihm gestiftete Kloster des heiligen Jakob zu Breslau. Andere Gefährten seines Ruhmes und seines Todes, worunter sich auch Poppo, der Anführer der deutschen Ritter, befand, wurden ebenfals dort beigesetzt.

Die vier Söhne Heinrichs waren während der Schlacht auf dem Liegnitzer Schlosse; die Mongolen forderten dasselbe, nachdem sie die Stadt verbrant hatten, zur Uebergabe auf; allein sie erhielten zur Antwort, man habe, statt eines erschlagenen Herzogs, vier andere; und ohne sich mit der Belagerung aufzuhalten, traten sie ihren Rükkzug an. Liegnitz war also der äußerste Punkt, zu dem sie kamen; dieser Punkt liegt in gerader Richtung ungefähr 6 bis 800 Meilen von ihrer Heimath; man kann aber sicher annehmen, dass sie einen zwei bis drei Mal so weiten Weg gemacht hatten, der jetzt wieder zurükk zu legen war. Zum Zeichen ihres Sieges schnitten sie allen Erschlagenen das eine Ohr ab, und sollen 9 Säkke voll Ohren mitgenommen haben. Der Rükkweg ging über Ottmachau und Ratibor nach Mähren; überall verheerten sie das Land, und wer

lebendig in ihre Hände fiel, war auf immer ein Sklave. Die meisten Verwüstungen richteten sie in der Gegend von Ottmachau an, wo sie 14 Tage Rast hielten. Ungefähr 5 bis 6 Wochen hausten sie im Ganzen in Schlesien, aber diese wenigen Wochen waren auch so reich an Elend für das Land, wie manches Jahrhundert nicht ist.

Man weiß nicht den Grund, der sie bewog, nach einem glänzenden Siege, zurükk zu kehren; einige meinen, weil sie durch die Schlacht doch sehr geschwächt waren; wahrscheinlicher aber ist es, dass Oktai-Khaan einen Befehl zur Rükkehr sandte; denn sie räumten Europa gänzlich, obgleich sie überall gesiegt hatten. Am Ende des Jahres 1241 starb Oktai-Khaan, und sein Sohn Gajuk folgte ihm auf dem Thron zu Karakorum, der Hauptstadt des Reiches.

Eine heilsame Folge dieses tartarischen Raubzugs für Schlesien war es, dass jetzt alle Städte sich zu befestigen suchten, so dass man 20 Jahre nachher fast jede Stadt mit einer guten Mauer versehen fand.

In der Sage von der heiligen Hedwig findet sich noch ein besonderes Mährchen, welches den Einfall der Mongolen in Schlesien erklärt. Es lautet also: „Es herschte gegen den Aufgang der Sonne ein gewaltiger Keiser, Namens Batus. Er besaß eine Frau, die mit ihm nach tartarischer Sitte verehelicht war. Diese hatte oft erzählen gehört von den christlichen Ländern, wie die Ritter dort fochten, welche herliche Sitten und Gewohnheiten dort wären, wie tapfer alle stritten für ihren Glauben, und wie löblich und ehrlich es dort zuginge. Dadurch bekam sie Verlangen, ein solches Land nebst seinen Fürsten und seinen Rittern selbst zu beschauen. Sie bat ihren Gemahl, er möchte ihr eine solche Reise erlauben, er schlug es ihr ab, sie indess wiederholte ihre Bitten so lange, bis es ihr der Keiser erlaubte. Die Keiserin rüstete sich darauf zur Reise

herlich und prächtig aus, der Keiser versah sie mit vielen Fürsten, Grafen und Herren, desgleichen mit vielem Golde, Edelsteinen und einer großen Menge Geleitsbriefen, damit sie ungehindert überall hinziehen und sich alles besehen könte. So zog sie ab, und überall, wohin sie kam, wurde sie mit Freuden aufgenommen und von Fürsten und Herren hochgeehrt und beschenkt mit mancherlei Gaben. Endlich kam sie nach Schlesien, am Fuße des Zobtenberges zu dem Schloss Fürstenberg; und von da zog sie nach der nahmhaften Stadt Neumarkt. Da aber die Neumarkter Bürger sahen, welche unaussprechliche Schätze die Keiserin hatte, so kamen sie zusammen, hielten einen Rath und wurden eins darüber, dass es unrecht sei, eine ungläubige Frau mit solchen Schätzen ziehen zu lassen, überfielen die Keiserin mit ihrem Gefolge, schlugen beide todt und vertheilten das Geld unter sich. Nur zwei von den Jungfrauen der Keiserin hatten sich in einem Keller verstekt, schlichen sich späterhin heimlich heraus, und entkamen glüklich. Nach langer Zeit langten sie auch bei dem Keiser wieder an und erzählten ihm unter Weinen und Wehklagen, wie sie viele christliche Städte durchzogen und freundlich von denselben aufgenommen wären, wie aber die Stadt Neumarkt sie überfallen und fast alle getödtet habe. Da dies der Keiser hörte, verschwor er sich, nicht eher zu ruhen, bis er solchen Mord durch Blutvergießen, Verheerungen und Verwüstungen gerächt hätte. Drei Jahre ließ er in seinem ganzen Lande alle aufrufen, die ihm helfen wolten, solche Schmach zu rächen, und es versammelten sich fünfmal hundert Tausend. Dieses Heer zog vor Neumarkt vorbei und schlug die versammelten Christen bei Liegnitz. Nach der Schlacht erst begab es sich auf Neumarkt. Da dies der Rath der Stadt vernahm, so versammelte er die ganze Bürgerschaft, und sie beschlossen, sich mit ihren Waffen sämtlich in den Kellern zu verkriechen. Den Frauen und

Jungfrauen trugen sie aber auf, sich zu schmükken, den Tartaren entgegen zu gehen, ihnen zu sagen, dass ihre Männer entflohen wären, sie köstlich zu bewirthen, und wenn alle die Waffen abgelegt hätten, mit der Glokke zu läuten. Die Frauen und Jungfrauen thaten dies, bewirtheten die Tartaren aufs beste, und als der Abend kam und die Tartaren viel getrunken hatten, so läuteten sie mit der Rathsglokke. Da kamen alle Männer aus den Kellern hervor, überfielen und erschlugen die Tartaren, wodurch ein ordentlicher Blutbach entstand, der von der Pfarrkirche bis zum Thore floss."

Die Unhaltbarkeit dieser Erzählung leuchtet aus ihr selbst hervor.

XV. Wie das Land unter böhmische Oberherschaft kam.

In dem Piastischen Hause, woraus Schlesiens Fürstenstammen, war es Sitte, dass nach dem Tode des Vaters die Söhne sich in dessen Länder theilten, statt dass in allen wohl eingerichteten Staaten der älteste Sohn als Erbprinz in die Stelle des Vaters trit. Durch diese unglükliche Einrichtung ward Schlesien immer mehr zerstükkelt, in der Regel war Keiner recht mit der Theilung zufrieden, Bruderkriege nahmen nie ein Ende; und ein Land, das so uneinig, zertheilt und entzweit ist, muss früher oder später einem höhern Machthaber anheim fallen. Mit dem Verlust der schlesischen Selbständigkeit ging es so zu: Drei Brüder erhielten 1163 Schlesien, Mieslav zu Teschen, Konrad zu Glogau und Boleslav der Lange zu Breslau und Liegnitz. Konrad starb 1178 ohne Kinder, und Boleslav der Lange bemächtigte sich des Landes, da doch sein Bruder Mieslav gleichen Antheil daran hatte. Mieslav

trat dagegen auf, gewann Boleslav's Sohn Jaroslav, den eine Stiefmutter enterben wolte, und Boleslav muste mit seiner Gemahlin Adelheid aus Breslau fliehen. Der polnische König Kasimir der Zweite vermittelte einen Frieden, weil er beide zu Bundesgenossen zu haben wünschte, und trat deshalb an Mieslav selbst einige Länder ab. Boleslav blieb in dem Besitz von ganz Niederschlesien; Jaroslav aber empfing Neiße, ward 1198 Bischof von Breslau und vermachte dem Bisthum das Neißer Gebiet. Boleslav starb 1201 zu Lissa bei Breslau; und sein Sohn, Heinrich der Bärtige, folgte ihm. Dieser theilte schon bei seinen Lebzeiten (1212) das Land unter seine beiden Kinder, Heinrich den Zweiten und Konrad. Letzter, der die nördlichen Gegenden bekam, war nicht zufrieden; es entstand der zweite Bruderkrieg; Heinrich siegte, Konrad starb bald darauf, und Heinrich herschte jetzt mit seinem Vater gemeinschaftlich, der mehre polnische Länder sich unterwarf, die Heinrich der Zweite auch nach seinem Tode (1238) behauptete. Heinrich der Zweite hinterließ bei seinem Tode (1241) vier Söhne, Boleslav den Kahlen, Heinrich den Dritten, Konrad den Zweiten und Wladislav. Boleslav solte die polnischen Länder beherschen, er machte sich aber in Polen verhast, hatte 1243 schon alle seine Länder verloren und kehrte nach Schlesien zurükk, um mit seinem Bruder Heinrich die schlesischen Länder zu theilen; denn die beiden jüngsten Brüder waren dem geistlichen Stande bestimt. Niederschlesien ward jetzt so getheilt, dass Boleslav Breslau und Heinrich Liegnitz erhielt. Mit Boleslav solte Konrad und mit Heinrich Wladislav herschen. Späterhin tauschten Boleslav und Heinrich, so dass erster in Liegnitz, letzter in Breslau herschte; erster schloss auch seinen Bruder Konrad von der Mitherschaft aus. Konrad widersetzte sich dieses Ausschlusses, wandte sich an Heinrich; es brach der dritte

Bruderkrieg aus; Boleslav verwüstete Heinrichs Länder, brante Neumarkt ab, ward aber endlich gefangen genommen und muste Konrad zum Mitherren annehmen. Ein neuer Krieg, den Boleslav gegen Heinrich anfing, schlug wieder zu seinem Nachtheil aus. Konrad wandte sich nach Polen, kam mit Truppen zurükk, setzte sich bei Beuthen fest und nahm erst seinen Bruder Boleslav, und da dieser wieder entkam, den andern Bruder Heinrich gefangen, und ließ sich die Abtretung der Hälfte seiner Länder versprechen, wenn er den Boleslav nicht zu dieser Abtretung zwingen könte. Die Großen in Boleslav's Besitzungen waren der Fehden müde und erklärten sich für Konrad. Im Jahr 1252 vermittelte der Bischof Thomas den Bruderzwist; Konrad erhielt Glogau, Sagan, Steinau, Krossen und die Länder, welche von der Lausitz und Polen damals zu Schlesien gehörten; Boleslav herschte in Liegnitz, und Heinrich mit seinem Bruder Wladislav in Frieden in Breslau. Heinrich starb 1266, Wladislav 1270, und es herschte jetzt Heinrich der Vierte über das Breslausche Fürstenthum. Boleslav konte die Abtretung des Fürstenthums Glogau an seinen Bruder Konrad nicht vergessen, und dachte auf Rache. Er lud ihn zu einem Gastmahle nach Liegnitz ein, um ihn gefangen zu nehmen. Konrad aber, dem die Einladung verdächtig war, ging mit einer starken Manschaft nach Liegnitz, und da er überall Bewafnete fand, so bemächtigte er sich seines Bruders und brachte ihn in Glogau in Verhaft. Durch 2000 Mark, die er kurz vorher durch eine ähnliche Gefangennehmung vom Bischof Thomas erprest hatte, muste er sich aus der Haft wieder loskaufen. Seinen Neffen, Heinrich den Vierten von Breslau, beneidete Boleslav ebenfals, ließ ihn 1277 auf seinem Landhause Zeltsch bei Breslau überfallen und gefangen nehmen. Die Breslauer nahmen sich ihres Herzogs wakker an, und der König von Böhmen vermittelte

einen Frieden, wodurch Heinrich seine Freiheit erhielt, aber Neumarkt, Striegau, Stroppen, Greifenberg, Pitschen und Goswindorf an Boleslav, hingegen Glaz an Böhmen *) abtrat. Konrad von Glogau war schon 1273 gestorben, 1278 starb Boleslav von Liegnitz. Beide hatten ihre Länder unter ihre Söhne getheilt; so dass 1278 sechs Herzöge in Niederschlesien waren: Heinrich der Vierte von Breslau, Heinrich von Liegnitz, Bolko von Löwenberg, Heinrich der Dritte von Glogau, Primislav von Sprottau und Konrad von Sagan; die drei letzten stammen von Konrad, der zweite und dritte von Boleslav. Heinrich der Vierte wolte die Länder, welche er durch Unrecht verloren hatte, durch dasselbe Unrecht gegen seine Vettern wieder gewinnen. Er lud deshalb die schlesischen und polnischen Herzöge scheinbar zu gemeinsamen Berathschlagungen nach dem Schloss Baritz ein; aber nur Primislav von Großpolen, Heinrich von Liegnitz und Heinrich von Glogau erschienen. Diese ließ er verhaften und nach Breslau bringen. Die Polen verwüsteten deshalb sein Land, bis ein Frieden, worin Polen etwas Land abtrat, wieder Alles ausglich. Späterhin verfolgte Heinrich der Vierte den Bischof Thomas den Zweiten, söhnte sich aber wieder mit ihm aus, und bauete deshalb die Kreuzkirche, wo er auch begraben liegt. Er starb 1290. Da er kinderlos starb, so übertrug der deutsche Keiser, wegen eines noch nicht ganz abgeschlossenen Vertrags, das Land dem König Wenzel von Böhmen, der sich aber desselbigen nicht bemächtigte. Heinrich von Liegnitz und Heinrich von Glogau hatten die nächsten Ansprüche; die Stadt Breslau und die Stände des Fürstenthums wählten Heinrich von Liegnitz, jetzt genant Heinrich der

---

*) Letzteres fiel bald wieder zurük.

Fünfte. Er war gut für den Frieden, aber nicht für den Krieg; denn da Heinrich von Glogau ihn wegen Breslau befehdete, suchte er erst Hülfe bei seinem Bruder Bolko von Löwenberg, dem er dafür Jauer und Striegau, späterhin Reichenbach, Frankenstein und Strehlen abtrat, ohne jedoch die Hülfe zu erlangen. Heinrich von Glogau, der wenig gegen Heinrich von Breslau ausrichtete, gewann endlich den Ritter Lutko von Habedank, am Hofe Heinrichs des Fünften, der den Fürsten den 9ten Oktober 1293 im Bade überrumpelte und an Heinrich von Glogau ablieferte. Dieser sperrete seinen gefangenen Vetter in einen hölzernen, mit Eisen beschlagenen Kasten, der so niedrig und enge war, dass der unglükliche Fürst nicht darin liegen und stehen konte. Die obere und untere Oefnung darin war mit eisernen Gittern versehen. Weder sein Bruder Bolko noch die Breslauer thaten etwas für seine Befreiung. Sechs Monate harrete er vergeblich darauf in seinem Kerker; da erst erkaufte er seine Freiheit mit mehren Ländern. Er trat nämlich ab: Heinau, Bunzlau, Naumburg, Wartenberg, Auras, Trebnitz, Militsch, Oels, Bernstadt, Namslau, Konstadt, Kreuzburg, Pietschen, Landsberg und Reichenthal. Dazu muste er 30,000 Mark zahlen. Heinrich der Fünfte genas nie wieder recht; 1294 am 9ten April hatte er seine Freiheit erhalten, und 1296 am 22sten Februar starb er. Seinen schlecht gesinten Bruder Bolko setzte er zum Vormund seiner unmündigen Kinder ein und gab ihm dafür Zobten. Bolko theilte als Vormund alle Einkünfte, die Hälfte nahm er und die andere Hälfte blieb den drei unmündigen Söhnen, Boleslav, Heinrich und Wladislav. Im Jahr 1302 starb Bolko; der Bischof Heinrich ward Vormund, und 1305 trat Boleslav, als ein 15jähriger Jüngling, mit einer böhmischen Prinzessin vermählt, die Herschaft an. Im Jahr 1311 wurde das Gebiet in drei Theile getheilt.

Boleslav nahm Brieg, Heinrich Breslau und Wladislav Liegnitz. — Bolko, der von Heinrich dem Vierten mit Schweidnitz beschenkt war, von Heinrich dem Fünften Jauer, Striegau, Frankenstein, Reichenbach, Strehlen und Zobten erpreſt hatte, und dem Glogauſchen Herzog Bunzlau wieder abzwang, theilte bei ſeinem Tode ſeine Länder unter ſeine drei Söhne, wodurch die Fürſtenthümer Schweidnitz, Jauer und Münſterberg entſtanden. Heinrich der Dritte von Glogau war durch den Tod des Sprottauſchen Herzogs Primislav und durch die Abſetzung des Saganſchen Konrad, ſo wie durch die ſchändliche Einkerkerung Heinrich des Fünften, zu großen Ländern gekommen; dieſe theilte er unter ſeine vier Söhne, ſo daſs die vier Herzogthümer Sagan, Oels, Steinau (nebſt Guhrau) und Glogau dadurch entſtanden.

So waren alſo in Niederſchleſien 11 Herren, nämlich:

1) Bolesleslav in Brieg;
2) Heinrich der Sechſte in Breslau;
3) Wladislav in Liegnitz;
4) Bernhard in Schweidnitz;
5) Heinrich in Jauer;
6) Bolko in Münſterberg, wozu auch Glaz gehörte;
7) Heinrich der Vierte in Sagan;
8) Konrad in Oels;
9) Johann in Steinau;
10) Primislav in Glogau;
11) der Biſchof in Neiße.

Oberſchleſien ward gegen 90 Jahre, nämlich bis 1251, ungetheilt erhalten. In dieſem Jahr bemächtigte ſich der böhmiſche König Ottokar des Gebiets von Troppau, deſſen Sohn 1278 damit einen Anverwandten, Nikolaus, belehnte. Im Jahr 1288 zerfiel das übrige Oberſchleſien

in die Fürstenthümer Beuthen, Oppeln und Ratibor; späterhin blieben nur Teschen und Oppeln. Der Herzog Kasimir von Oppeln und Beuthen, und später auch von Teschen, ließ sich zuerst, nämlich im Jahr 1289, vom böhmischen König Wenzel bereden, ihn als Oberlehnsherrn anzuerkennen, und dafür seines Schutzes zu genießen. Boleslav in Brieg, der in Prag erzogen wurde, unterzeichnete bei seiner Vermählung einen Vertrag, worin er dem böhmischen Könige alle Ansprüche auf die Länder an der rechten Oderseite, die seinem Vater abgedrungen waren, überließ; doch geschah nichts zu Erreichung dieses Zwekkes. Der König Johann von Böhmen fing mit vieler Schlauheit die Unterwerfung Schlesiens an und sie gelang ihm. Boleslav hatte von seinem verschwenderischen Bruder Wladislav 32,000 Mark zu fordern; dieser konte sie nicht zahlen, muste Liegnitz deshalb zuerst an den Bruder verpfänden, späterhin abtreten, kam in einen elenden Zustand und ging zulezt nach Polen. Boleslav war eben so verschwenderisch, wie Wladislav, und muste, um Geld zu erhalten, mehre Städte verpfänden. Johann machte ein Bündniss mit ihm, ernante ihn zum Landeshauptmann von Böhmen und versprach, ihn gegen jeden zu schützen. Dadurch stolz und verwegen gemacht, forderte er, dass sein Bruder ihm solte Breslau für Brieg geben; denn von den reichen Breslauern hofte er Geld zu ziehen. Johann selbst hatte ihn darauf verwiesen. Da Heinrich VI. dies verweigerte, ward er von Boleslav befehdet, vom König von Polen bedroht und von seinen unzufriedenen Ständen bedrängt. In dieser Verlegenheit erhielt er eine Einladung nach Prag von Johann, ward da prächtig aufgenommen und schloss einen Vertrag, worin er den König zum Erben seiner Länder einsetzte, dagegen aber auf Zeitlebens die Grafschaft Glaz, die Johann vom Herzog von Münsterberg gekauft hatte, nebst 1000 Mark Silber er-

hielt. Er starb 1335 den 24sten November. Johann ließ sich 1327 in Breslau huldigen und gewann sich Aller Herzen durch sein einnehmendes Wesen. Boleslav, der auf Johann's Anrathen seinen Bruder Heinrich befehdet hatte, sah jetzt, aber zu spät, ein, wie es Johann meine, der ihm auch sagte: „Ich habe Dir wohl versprochen, Dir gegen Alle beizustehen, aber nicht gegen mich selbst.“ — Durch Furcht vor Polen und vor sich unter einander, so wie durch böhmische Bestechungen, kam es 1327 dahin, dass alle oberschlesischen Herzöge, Nachkommen des schon belehnten Kasimir, nämlich die von Oppeln, Falkenberg, Teschen, Auschwitz und Kosel, die Oberlehnsherschaft Johann's noch ein Mal feierlich anerkanten. Von den Fürstenthümern Gleiwitz, Strehlitz und Ratibor sind keine Unterwerfungsurkunden vorhanden; doch ist es wahrscheinlich, dass auch sie sich 1327 schon unterwarfen. Im Jahr 1329 hielt sich Johann zu Breslau auf. Hier erkanten folgende Herzöge die Oberlehnsherschaft an: Boleslav von Brieg und Liegnitz (denn von letzterm hatte er seinen Bruder Wladislav vertrieben), Konrad von Oels, Johann von Steinau und Heinrich von Sagan. Boleslav sträubte sich lange; allein der von ihm vertriebene Wladislav von Liegnitz kam aus Polen zurükk, Johann setzte ihm ein anständiges Jahrgeld aus und ließ sich dafür dessen rechtmäßige Ansprüche auf Liegnitz abtreten. Jetzt ließ Johann dem Boleslav die Wahl, entweder sich zum untergebenen Herzog zu erklären, oder Liegnitz heraus zu geben. Er wählte endlich das Erste. Primislav von Glogau widersetzte sich der Unterwerfung. Er sagte zu der Gesandtschaft, die Johann an ihn schikte: „Ich will lieber als freier Fürst am Bettelstabe aus Schlesien gehen, als meine Freiheit verkaufen und unter einem fremden Könige dienstbar leben.“ Allein dieser würdige Fürst starb 1331 ohne

Nachkommen, einige meinen, durch Gift. Ihn beerbten seine schon abhängigen Brüder. Johann von Steinau verkaufte bald seinen Antheil an den König Johann. Seinen Sohn, Karl von Mähren, schikte Johann mit einem Heer vor Frankenstein, um den Herzog Bolko von Münsterberg zu unterwerfen. Bolko wehrte sich tapfer, machte einen Ausfall und nahm mehre Ritter von Karls Heere gefangen. Karl, welcher die Vergnügungslust seines Gegners kante, ließ jetzt die Frauen und Töchter der Gefangenen in das Lager kommen, veranstaltete ein großes Mahl mit Tänzen, und lud dazu auch Bolko ein. Dieser erschien; und mitten in der Freude des Festes schlossen Frauen und Fräulein einen Kreis um ihn, und baten um die Freilassung der Ihrigen. Der Herzog, von Wein und Lust berauscht, schikte nach der Stadt und ließ die Gefangenen holen, für die er ein großes Lösegeld hätte erhalten können. In dem Augenblikk, dass die Gefangenen ankamen, umarmte ihn Karl, sprach von Versöhnung und Frieden, und es kam zuletzt ein Vertrag zu Stande, wodurch Johann Bolko's Oberherr ward, und demselben auf Zeitlebens die Grafschaft Glaz versprach, wenn sie durch Heinrichs Tod entledigt wäre.

So war am Schlusse des Jahres 1335 ganz Schlesien, außer Jauer, Schweidnitz und Neiße, mit Böhmen vereint. Im Jahr 1337 kam Johann nach Breslau, um eine feierliche Huldigung anzunehmen. Alle lehnspflichtigen Fürsten, Abgesandte von Adel und den Städten, waren dahin berufen, und mit 3000 Pferden zogen die Fürsten und Herren Johann entgegen. Die Huldigung geschah auf einer dazu errichteten Bühne vor der Waage.

Im Jahr 1339 kehrte Johann von einem Kriegszuge in Polen nach Schlesien zurükk. Er setzte sich mit seinem Heer, worunter auch mehre Breslausche Rathsherren waren, vor dem Schloss Militsch, das dem Fürstbischof ge-

hörte, und das er schon längst gern als Gränzfestung gegen Polen gehabt hätte. Er forderte den Hauptmann des Schlosses, den Archidiakonus Heinrich von Wirben, zur Uebergabe auf, der auch die Festung ohne Weiteres übergab. Als dies der Bischof Nanker erfuhr, ging er sogleich zu Johann, und da ihn der nicht gleich vorlassen wolte, klopfte er immer wieder von Neuem an die Thür, trat in bischöflichem Schmukk, begleitet von einigen Geistlichen, vor Johann, hatte ein Blatt Papier in der Hand und las die Worte ab: „König, ich ermahne dich zum ersten, zweiten und dritten Mal, das Schloss Militsch der Kirche wieder zu geben.“ — Johann antwortete ruhig: „So bald nicht.“ Darauf hob der Bischof ein Christusbild in die Höhe und sprach: „Nun, so thue ich dich hiermit in den Bann, im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes!“ — Alle Gegenwärtige waren erstaunt über des Bischofs Kühnheit; Johann aber sagte spöttelnd: „Welch ein Pfaffe! — Er wünscht wahrscheinlich Märtirer zu werden; die Ehre soll ihm aber nicht widerfahren.“ Die Breslauschen Rathsherren, welche auch zugegen waren, und dem Bischof sein Verfahren verwiesen, that er auch in den Bann und reiste einige Tage darauf nach Neiße. Allein der Bann, obgleich ihn der Pabst bestätigte, würkte nicht mehr, herumstreifende Geistliche besorgten den Gottesdienst, der König verjagte alle Anhänger des Bischofs, zog die Kirchengüter ein und ermahnte die Herzöge, ein Gleiches zu thun, was dem verschwenderischen Boleslav recht gelegen kam. Nanker starb; auf Johann's Antrieb ward Pretzislav zum Bischof ernant, kam 1342 nach Breslau und erkante Johann als Oberhern an. Alle eingezogenen Güter wurden herausgegeben und Pretzislav vermehrte sie späterhin durch Ankauf von Grotkau, Johannisberg, Wansen und Patschkau. — Im Jahr 1345 starb Heinrich von Jauer, und sein Erbtheil

fiel an seinen Neffen, Bolko den Zweiten von Schweidnitz. Diesen griff Johann an, weil er mit seinen Gegnern, dem Könige von Polen und Ludwig dem Beiern, sich verbunden hatte, richtete nicht viel aus, muste wieder an andere Kriege denken und starb 1346. Sein Sohn Keiser Karl hielt 1348 in Breslau einen feierlichen Einzug und behandelte hier auch die Unterwerfung Bolko's, wozu Kriegsrüstungen gemacht wurden. Indeſs ein Frieden mit Polen schloſs auch Bolko mit ein, der seinen einzigen Sohn verloren und seines Bruders Tochter an Kindesstatt angenommen hatte. Diese heirathete Karl 1353, und in einem Vertrage ward festgesetzt, daſs erst nach Bolko's und seiner Gattin Tode das Land an Böhmen übergehen solte. Bolko starb 1368, seine Frau 1392, und von diesem Jahr an gehörte ganz Schlesien theils unbedingt zu Böhmen, theils stand es unter dessen Oberhoheit und hatte abhängige Fürsten. Die Krone Polens verzichtete durch mehre Verträge gänzlich auf Schlesien; und das deutsche Reich fertigte über das Anschließen Schlesiens an Böhmen eine besondere Urkunde aus; so daſs Schlesien mittelbar jetzt zu Deutschland gehörte.

XVI. Der Bierstreit.

Keiser Karl der Vierte starb den 29. November 1378. Ihm folgte sein Sohn Wenzel, an Geist und Kraft seinem Vater sehr unähnlich. Unter ihm entstand der Breslausche Bierstreit, ja er selbst nahm den thätlgsten Antheil daran. Die Sache verhielt sich allso:

Zu den damaligen Zeiten war das Schweidnitzer Bier in ganz Schlesien berühmt. Die Stadt Breslau belegte es daher mit Zöllen, und setzte fest, daſs nur der Stadtkeller allein damit handele. Indeſs die Herren an der

Dom- und an der Kreuzkirche ließen sich nicht bloß zu ihrem Bedarf Bier aus Schweidnitz kommen, sondern die untere Geistlichkeit machte auch einen Erwerbszweig daraus, und schenkte Schweidnitzsches Bier aus. Viele Leute aus der Stadt holten sich ihr Bier deshalb vom Dom, gingen auch dort hinaus, um zu trinken, vorzüglich viele unruhige Bürger, die da ihrem Herzen Luft gegen den Stadtrath machten. Der Magistrat, um dies zu verhüten, gab den Befehl, dass Keiner sich unterstehen solte, den Breslauschen Geistlichen Schweidnitzer Bier zuzuführen. Unterdessen kam ein Fuhrmann (1380) in Breslau an, der auch einige Fässer solches Bier geladen hatte, das der Herzog Ruprecht zu Liegnitz seinem Bruder, dem Breslauschen Domdechanten Heinrich, zu Weihnachten schenkte. Der Fuhrmann bat die Rathsherren um die Erlaubniss, dies Bier auf den Dom führen zu dürfen. Allein diese hielten strenge auf ihren Befehl, setzten den Fuhrmann ins Gefängniss und nahmen ihm das Bier weg. Wenzel, Abt von Lebus und Verwalter des Breslauschen Bisthums, schleuderte den Bann deshalb über die Stadt und untersagte die Verrichtung aller geistlichen Handlungen; allein er bewürkte damit nicht viel, denn mehre Geistliche, vorzüglich die Franziskaner, besorgten alle geistlichen Handlungen. Der Keiser Wenzel kam nicht lange darauf (1381 den 27. Juni) nach Breslau, um sich von den schlesischen Herzögen, Ständen und der Stadt Breslau huldigen zu lassen. Er verlangte von der Geistlichkeit, dass sie solte öffentlich ordentlichen Gottesdienst halten, wobei er versprach, die Rathsherren zu Ersetzung des Schadens zu vermögen, wenn sie Unrecht hätten. Allein das ganze Domamt schlug ihm dies ab und sagte, es könne erst der Gottesdienst wieder feierlich eröfnet werden, wenn dem Dom vollständige Genugthuung wiederfahren wäre. Darauf wandte sich Wenzel an den Abt Johann auf dem

Sande und versprach dem, es bei dem Pabst zu vermitteln, dass er darüber in keine Ungelegenheiten käme. Aber auch dieser schlug das Gesuch ab, und noch auf eine den Keiser kränkende Weise; worauf derselbe ergrimmete und ihn mit einigen seiner Genossen auf 8 Tage ins Gefängnis setzte. Ein Theil von der übrigen Geistlichkeit nahm die Flucht und soll sich in den Wald bei Leerbeutel verkrochen haben. Der Abt von Vinzenz, welcher jetzt um Abhaltung des Gottesdienstes ersucht ward, und das Schikfal des Abtes Johann schon wuste, versprach, den folgenden Tag dem Willen des Keisers zu genügen. Allein dies Versprechen war nur eine List, und in der Nacht machte er sich mit seiner ganzen Geistlichkeit auf und floh nach Polen. Wenzel, dadurch bis aufs Aeußerste gereizt, gab jetzt Befehl, das Vinzenzkloster und das dazu gehörige Dorf Ekkersdorf zu plündern. Auf letzterm fand man einen Geistlichen, dem Alles, bis auf ein schlechtes Kleid, weggenommen ward. Vom Vinzenzkloster verfügte sich Wenzel selbst auf den Dom und gab seinen Böhmen die Residenzien (Wohnungen der Domherren) Preis. Diese schlugen Thüren, Fenster und Oefen ein, zerhieben Tische und Stühle, und leerten alle Vorräthe an Gold, Silber, Wein, Kleidung u. s. w. aus. Den Böhmen gesellten sich viele Breslauer bei, durchsuchten jeden Winkel und zerstörten noch das, was die Böhmen ganz gelassen hatten. Zu diesem Frevel führte der Keiser selbst an, und behielt das Kostbarste von dem Geraubten für sich; in dem Uebrigen theilten sich seine Hofleute. Aber mit dem Rauben war es noch nicht genug. Die Böhmen zogen die Kleider der Geistlichen an, Domherrenmäntel, Chorkittel, Messgewände, und setzten Mützen und Barette auf. So gingen sie ernsten Schrittes zum Spott vom Dom in die Stadt, zogen singend auf dem Markt herum, wo sich eine große Menge Volks zum Zuschauen versammelt hatte.

Auf den Gütern der Geistlichen ward eben so verfahren. Man trieb von denselben eine so große Menge Vieh nach Breslau, dass 200 Schaafe für drei Mark, und ein Ochse oder eine Kuh für einen Vierding verkauft wurden. Ja, weil sich nicht Käufer genug in Breslau fanden, so führte man ganze Viehheerden nach Böhmen. Ein Domherr hatte sich mit seinen besten Sachen zu einem guten Freunde nach Breslau noch vor der Plünderung geflüchtet; allein er ward verrathen und verlor auch Alles. Viele Domherren hatten sich nach ihrer Stadt Neiße begeben. Der Keiser forderte deshalb den dortigen Magistrat auf, die Domherren gefangen nach Breslau zu senden, und drohte demselben mit einer schweeren Ahndung, wenn er dieser Aufforderung nicht genügte. Die Neißer Rathmänner antworteten aber dem Keiser, sie hätten mit den Domherren gesprochen, die ihnen versichert, dass sie sich keines Verbrechens gegen den Keiser bewust wären, und daher bäten, dass man sie nicht unverhört verdammen möchte; auch hoften, der Keiser würde seinen Zorn gegen sie fahren lassen. Dabei gaben die Rathmänner dem Keiser zu bedenken, wie es möglich wäre, dass sie ohne Verbrechen und Schimpf die Domherren gefangen nehmen, welche ja ihre Vorgesetzten seien. Der Keiser hatte indess angeordnet, dass alle Einkünfte von den Städten und Dörfern, welche den Geistlichen der drei widersetzlichen Kirchen gehörten, an ihn solten gezahlt werden, und drohte, alle Kirchengüter gänzlich einzuziehen, wenn die Domherren nicht von Neiße nach Breslau kämen. Er schikte ihnen auch Freipässe, worauf sie nicht zu kommen wagten. Der Domverwalter, Abt Wenzel von Lebus, entschloss sich endlich, auf diese Androhung nach Neiße zu gehen, und die Domherren zur Rükkehr zu bewegen. Auf dessen Vorstellungen kehrten die Domherren zurükk, es kam in Breslau zu einer Unterhandlung, Wenzel begnadigte die Dom-

herren, die dagegen versprachen, Alles zu vergessen und den Bann über die Stadt aufzuheben. Den Domherren ward zugleich erlaubt, dass sie unter einander und alle, die mit ihnen wohnten, Schweidnitzsches Bier kaufen, trinken und ausschenken dürften; doch solle vom Dom aus durchaus kein Bier nach der Stadt verkauft werden, und die Rathsherren den Bürgern von Breslau auch selbst das Bierholen vom Dom verbieten. Den beiden übrigen Stiftern wurde aber gar keine Genugthuung verschaft. Dem Breslauschen Bisthum bestätigte der Keiser alle und jede bisher genossenen Rechte, Freiheiten, Gnaden, Schenkungen, Herschaften und Besitzthümer, sowohl auf dem Dom, als auch in den Städten und Dörfern, die ihm gehörten; und versprach, dasselbe gegen alle Verletzungen und Befehdungen zu schützen.

XVII. Bürgerkrieg in Breslau.

Nach dem deutschen oder magdeburgischen Recht wählten die Bürger in Breslau, wie in andern deutschen Städten, den Rath der Stadt; späterhin schlugen die Bürger eine gewisse Anzahl vor, woraus die Rathmänner des vorigen Jahres die des folgenden am Aschermittewoch erkoren. Allein allmälig entstanden sehr angesehene und reiche Geschlechter in der Stadt, genant die Patrizier; diese erhielten zuerst durch Wahl die Aemter, und bemüheten sich, dieselben in ihrem Geschlecht zu behaupten. Diese Patrizier verheiratheten ihre Kinder unter einander, und so entstand ein Stadtadel, der sich ganz von den übrigen Bürgern absonderte. Durch die genaue Verbindung unter einander kam es denn dahin, dass die abgehenden Rathmänner nur immer aus diesen Geschlechtern wieder neue erwählten. Ein gewöhnlicher Bürger kam deshalb gar nicht in den

Rath, und es hielt auch schweer, für ihn Gerechtigkeit zu erhalten, wenn er sie gegen einen Patrizier forderte. Die Rathmänner (Konsuln) gingen allmälig immer weiter, sie kehrten sich auch gar nicht mehr an die, welche die Gemeine zu Rathsmitgliedern vorschlug, sondern wählten häufig sich selbst und behielten ihre Stellen lebenslänglich. Dies ging um so eher, da jenes Vorstellen der Wählbaren nicht durch irgend ein Stadtgesetz bestimt war, sondern nur herkömlich sich so gestaltet hatte. Dadurch entstand ein Hass von Seiten der Bürgerschaft gegen den Rath, der von Jahr zu Jahr sich vermehrte, und dem zulezt die Patrizier durch die gerechteste und weiseste Verwaltung der Stadt nicht mehr entgehen konten. Durch die Plünderung des Doms bei Gelegenheit des Bierstreites und die Verspottung des Heiligsten wurde die Empörungssucht der Bürgerschaft sehr genährt, und schon 1390 kam es bei der Rathswahl zum förmlichen Aufruhr; zwölf Rathmänner wurden von den Bürgern mit Gewalt abgesetzt und zwölf andere in deren Stelle erwählt. Der König Wenzel benahm sich dabei schwach und kurzsichtig; im Jahr 1395 befahl er wohl, es solten einige neue Einrichtungen in Breslau gemacht werden, und schärfte dabei dem Rath auch den größten Ernst gegen die Unzufriedenen ein; allein alles blieb in der gespanten Lage, die dadurch noch gefährlicher ward, dass der Rath selbst einen Theil der Bürgerschaft bewafnen muste, um die Stadtgüter gegen den raubsüchtigen Adel zu beschützen. Im Jahr 1404 hielt der König Wenzel mit dem König Wladislav von Polen in Breslau eine Zusammenkunft, hörte die Klagen des Raths und der Bürgerschaft an, und veranlaste die Wahl eines neuen Rathes. Diesen duldete die Bürgerschaft nur bis 1406, in welchem Jahr das Rathhaus gestürmt ward und sechs Rathsherren davon laufen musten. Wenzel gebot zwar Ruhe, ließ sich auch zur Strafe für den Auflauf

3000 Mark Groschen zahlen, und nahm der Bürgerschaft ganz die Rathswahl; allein alles dieses half nicht mehr. Im Jahr 1408 ward der Rath drei Mal verändert, und „konte doch Keiner gefunden werden, der die Gemeine recht regieren könne.“ Die Bürgerschaft erhielt jetzt die drei Mal mit Gewalt ausgeübte Rathswahl wieder; so elend war Wenzels Benehmen. Bis zum Jahr 1418 entstanden noch mehre Aufläufe; und da die Hauptklagen der Bürgerschaft stets auf die Verwaltung der Stadtgelder gingen, so verordnete Wenzel 1417, dass die Kaufleute aus den Handwerkern vier Männer, und die Handwerker aus den Kaufleuten eben so viel zum Einnehmen und Ausgeben der Stadteinkünfte ernennen solten. Eine neu ausgeschriebene Auflage bewürkte bald darauf den Ausbruch des Feuers, das so lange unter der Asche geglimt hatte. An einem Sonntage, den 17. Juli 1418, versammelten sich die Aufrührer in der Stille in der Klemenzkirche, welche damals in der Neustadt sich befand. Einige Fleischer und Tuchmacher warfen sich zu Häuptern auf. Sie sagten unter andern: „Ungeheuere Summen werden durch Auflagen erpresst und alle dies Geld zerrinnet in wenigen Händen. In ihre Schlachten werden wir hinaus getrieben, um ihnen Ehre und Reichthum, uns den Tod oder schimpfliche Armuth zu erkämpfen. Daheim saugt man uns aus durch listig ersonnene Lasten, trit unsre theuer erworbenen Rechte mit Füßen, spottet durch leeres Wortgepränge unserer Freiheit. — Waren unsere Väter Thoren, dass sie die Gewalt, die allen gehörte, wenigen übertrugen, welcher Vertrag verbindet dazu die Söhne? — Kein Vermitler ist zwischen uns und ihnen, kein Herscher steht über uns beiden, denn der Namen-König wiegt sich in Trunkenheit und Wollust, darum richte das Schwert!“ — Die überlegte That beichteten die Empörer an einen Priester, und erhielten aus seinem Munde Ver-

gebung für alle zu begehenden Sünden; das heilige Abendmahl ward darauf genommen und so gingen sie aus einander. Den folgenden Tag versammelten sich die Empörer nochmals in jener Kirche, um 12 Uhr ertönte das verabredete Zeichen, das Hirtenhorn, und sogleich stürzte die ganze Bande auf das Rathhaus zu. Arglos saßen hier die Rathsherren zusammen, als ein plötzliches Getümmel sie aufschrekte. Die Thüren wurden erbrochen, und bald darauf ertönte die Sturmglokke. Die Verhaftesten der Rathmänner wurden ergriffen und dem unten versammelten Haufen übergeben. Sechs Rathsglieder enthauptete man sogleich vor dem Pranger; drei retteten sich durch eine schleunige Flucht, einer stieg auf den Rathsthurm, wurde aber von einem Schuster dort entdekt und, ungeachtet seines Flehens, auf den Fischmarkt von oben herunter geworfen. Die Empörer erbrachen alle Gemächer des Rathhauses, raubten das vorräthige Geld, zerschlugen die Kasten und zernichteten selbst die Freiheitsbriefe der Stadt. Die Gefängnisse erbrach man sodann und ließ alle Schuldner, Verbrecher und Landesbeschädiger los; diese vereinigten sich mit den Empörern und fünf Tage hindurch tobte der Aufruhr fort. Endlich wurden in die Stelle der Enthaupteten und Geflüchteten andere Rathmänner erwählt, die ihr Amt bis 1419 bekleideten, wo sie auf Befehl des Königs durch den Hauptmann Johann Wiltberg abgesetzt und andere dafür verordnet wurden. Siegismund, der nach Wenzels Tode den böhmischen Thron bestieg, kam 1420 am heiligen Dreikönigstage des Nachts um 2 Uhr nach Breslau, und wenig Tage darauf übergab ihm der Rath die Anklagen gegen die Aufrührer, von denen sich jedoch eine beträchtliche Anzahl schon entfernt hatte. Auf Siegismund's Befehl wurden mehre von den Gewerkältesten in Verhaft genommen und ein Gericht niedergesetzt, worin außer den Breslauschen Schöppen, Aeltesten,

Kaufleuten und Geschwornen die Rathmänner von neun schlesischen Städten saßen. Das Urtheil fiel so aus: „Dass alle die, so solchen Rath übertragen und die That gethan haben, welcherlei die sind, mit Rath und Hülfe, verfallen sein gegen den König Leib und Gut; und andere Nachfolger, die damit gewilliget und gewillkührt haben, die mag der König strafen nach seinen Gnaden und Willen. Die aber von solcher Klage abtrünnig worden sind, und in die Acht kommen und sich nicht verantwortet haben, zu deren Gut und zu ihrem Leibe mag sich der König halten, sie richten, wo er sie gehaben mag.“ — Den 6ten März ward das Urtheil vollzogen. An der Ekke des Obstmarktes, dem Elisabethkirchhofe gegenüber, stand der Urtheilstisch unter freiem Himmel. Die Verdamten, 23 an der Zahl, wurden vor denselben geführt und hörten das Todesurtheil über sich aussprechen. Acht Henker waren gegenwärtig, um das Todesurtheil zu vollziehen. Man führte die Verurtheilten vor die keiserliche Burg, und der Keiser sah aus dem Fenster 23 Häupter durch Henkershände fallen. Daniel Kreuzberg, der die Thüre zum Rathsthurm aufgehauen hatte, ward zuerst, und Hengesweib, der Sturm geläutet hatte, zuletzt enthauptet. Die Köpfe wurden auf die Thürme der Stadtmauer gespießt, und die Leichname auf dem Elisabethkirchhofe vom Markt-Eingange bis zur Kirchthüre hin unter breiten Steinen begraben, damit alle Kirchgänger recht oft an sie denken und sie mit Füßen treten möchten. Fünf und funfzig Schuldige hatten sich entfernt, zum Theil nach Rom, zum Theil in andre Länder. Ein anderer Theil der Verbrecher wurde der Stadt und des Landes verwiesen, und die Besitzthümer der Verwiesenen fielen der städtischen Rentkammer anheim. Die Zünfte, Zechen, Innungen, Mittel und Gewerke wurden unter strenge Aufsicht gesetzt; nur sechs Männer durften zusammen kommen, um über Handwerkssachen zu sprechen;

was jedoch schon im folgenden Jahr mit der Bedingung gemildert ward, dass man jeder Innung einen Beisitzer durch den Rath zuordnete. Weil die Fleischer des Auflaufs Anheber und Vollbringer gewesen waren, so solte kein Fleischer innerhalb der Stadtmauern ein Haus mehr haben, sondern in der Vorstadt wohnen; und was dergleichen Beschränkungen mehr waren.

Um aber dem Uebel im Grunde zu steuern, setzte Siegismund für die Zukunft fest, dass 15 aus den Geschlechtern (Patriziern) und 4 aus der Gemeine in dem Rath sitzen solten; bestätigte und erneuerte darauf manche alte Gerechtsame der Stadt und hielt dabei eine große Lobrede auf Breslau. Von dieser Zeit an hat sich wohl noch häufig unruhiges Gesindel in Breslau gefunden, aber keine unruhige, empörte Bürgerschaft.

XVIII. Die Hussitenkriege.

Auf der 1347 von Karl IV. in Prag errichteten hohen Schule hielten sich zu Anfang des 15ten Jahrhunderts sehr viele Hochschüler auf; ja man behauptet, es seien an dreißig tausend dort gewesen. Die meisten Lehrer an dieser hohen Schule waren Deutsche, so wie auch die meisten Schüler. Gegen die Deutschen lehnten sich gern die gebornen Böhmen auf, wodurch bisweilen Unruhen entstanden. An der Spitze der böhmischen Parthei befand sich der Lehrer und Prediger Huss, und gewann dadurch ein großes Ansehen, dass er die Grundsätze des Engländers Wiklef angenommen hatte, und darum gegen das Ansehen des Pabstes, gegen das Abendmahl ohne Genuss des Weins und gegen andere Kirchenmissbräuche eiferte. Er fand bei den Böhmen großen Anhang, und die deutsche Parthei in Prag, welche es mit dem Pabst hielt, ward erst mit Wor-

ten in Kirchen und Lehrsäälen, späterhin mit handgreiflichen Waffen auf den Straßen befehdet, und so verließen alle deutschen Hochschüler im Jahr 1408 Prag. In Deutschland schrie man sehr, sowohl über die Kränkung der Landsleute, als über die Glaubensgrundsätze Hussens, während derselbe immer mehr Anhänger seiner Lehre gewann und mit der größten Heftigkeit predigte. Bald kam es auch in Prag dahin, daſs seine Anhänger und die Päbstler sich wechselseitig mordeten; während der König Wenzel ruhig auf einem Schlosse lebte. Der Pabst bemerkte dagegen, daſs sein Reich in Gefahr sei, und 1414 ward Huſs vor die Kirchenversamlung zu Kostnitz berufen, um sich wegen seiner Lehre zu vertheidigen. Drei Böhmen begleiteten ihn, und der Keiser Siegismund, Bruder und Erbe Wenzels, versprach ihm Sicherheit und Schutz bei keiserlicher Ehre. Allein Siegismund hatte keine Ehre; denn Huſs ward gleich bei seiner Ankunft in Kostnitz in einen Kerker geworfen, und 1415 am 6ten Juli verbrant. Dasselbe Loos hatte ein Jahr darauf sein Freund Hieronimus von Prag. Die Böhmen sahen dieses Verfahren mit Recht für eine Beleidigung des ganzen böhmischen Reichs an; der Adel und die Städte traten dagegen auf, wurden aber von der Kostnitzer Versamlung ebenfals für Ketzer erklärt. Darum stelte sich Johann Ziska von Trotznowa an die Spitze der Beleidigten, und setzte sich vor, Hussens Tod zu rächen, und dessen Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten. Im Jahr 1419 den 30sten Juli brach der Kampf aus. Die Hussiten stürmten das Prager Rathhaus, weil ein Stein von demselben auf einen feierlichen hussitischen Umzug gefallen war. Dreizehn Rathsherren wurden aus den Fenstern geworfen und darauf ermordet. Wenzel starb vor Schrekk, und das Gesindel unter den Hussiten fing an fürchterlich zu wüthen. Kirchen und Klöster wurden überfallen, Geist-

liche und Mönche verbrant. Die Katholiken säumten dagegen auch nicht lange, sie stürzten zu Hunderten die Hussiten in die Schluchten der Bergwerke und übergaben auch ihre Geistliche den Flammen. Eine förmliche zweitägige Schlacht ward in Prag geliefert, die Katholiken stürmten das Rathhaus wieder, die Hussiten hingegen den erzbischöflichen Pallast und zündeten ihn an. Letztere behielten die Oberhand und wolten selbst das königliche Schloss erobern, worin Wenzels Witwe Sofia wohnte. Diese schloss einen Waffenstillstand, die Hussiten beruhigten sich allmälig und fasten sogar den Entschluss, Siegismund, der so wortbrüchig gegen Huss geworden war, als böhmischen König anzuerkennen. Ja, die Abgeordneten von Prag leisteten kniefällig eine Abbitte in Brünn. Aber Siegismund, zu feig, um selbst nach Prag zu kommen, erließ die ernsthaftesten Befehle, alle die zu verfolgen, welche das Abendmahl mit Wein genössen oder darreichten, und unter seinen Augen ward in Breslau der Prager Rathsherr Krasa vor der Waage verbrant, weil er hussitische Grundsätze geäußert hatte.

Den Hussiten blieb jetzt nichts übrig, als die ernsthafteste Wehr. Die Angesehensten des Landes, Ziska an der Spitze, schlossen deshalb zu Pilsen einen Bund. Ein Haufe von den Hussiten legte auf den Anhöhen an der Lusnitze, an der Stelle, wo noch die Ueberbleibsel von einer alten Stadt waren, eine neue Festung an und nante sie Tabor. Ziska begab sich von Pilsen aus dorthin und verstärkte die Festung immer mehr. Im Frühling 1420 führte Siegismund ein großes Heer, bestehend aus Ungern und Deutschen, nach Böhmen, um sein aufrühreriſches Königreich zu erobern. Allein den 14ten Juli schlugen die belagerten Prager unter Ziskas Anführung das ganze Heer zurükk, das sein Lager anzündete und Böhmen räumte. Siegismund ließ die gefangenen Böh-

men in die Elbe werfen oder verbrennen; dagegen sperten die Hussiten ihre Gefangenen in ausgepichte Biertonnen und verbranten sie auf den Wällen, im Angesicht der Belagerer. So groß war die Wuth und die Roheit. Wie die Keiserlichen mit den hussitischen Oertern verfahren waren, so verfuhren jetzt die Hussiten mit den päbstlich- oder, was hier gleich war, königlich-gesinten; die Einwohner wurden ohne Unterschied getödtet. Im Jahr 1424 ward Ziska von der Pest weggeraft. Kurz vor seinem Tode erhielt er ein Schreiben von Siegismund, worin der ihm den Antrag machte, ihm zur Wiedererlangung der Krone behülflich zu sein, und dafür die Statthalterschaft von ganz Böhmen und die Oberfeldhernstelle über sämtliche Heere zu übernehmen.

Lange blieb Ziska noch im Andenken der Böhmen. Die Eiche bei Trotznowa im Bechiner Kreise, unter der er geboren ward, stand noch zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, und die Böhmen schrieben ihr Wunderkräfte zu. Seine ersten Kriegsjahre verlebte Ziska in den preußischen Kriegen; späterhin war er Kammerherr an Wenzels Hofe und dessen Liebling. Aber die Schmach, welche man seinem Volke anthat, ging ihm zu Herzen; er verließ den Hof, und gewann 13 Schlachten in den verschiedenen Kriegen. Sein Leichenbegängniss feierten die Hussiten durch Verbrennung einer katholischen Stadt; sein Leichnam ward zu Tschaslau (Czaslau) beigesetzt, und sein Andenken dort durch ein prächtiges Denkmahl verherlicht, was 1620 der König Ferdinand der Zweite zerstören ließ. Ziska hatte einen starken Körper und eine rauhe, rachgierige Seele. Er trug stets slavische Kleidung und nie andere Waffen, als einen Säbel und eine Keule. Er war der geschikteste Feldherr seiner Zeit.

Nach seinem Tode zerfielen die Hussiten in vier Heerhaufen, in die Taboriten, unter Prokop dem Großen,

die Weisen, unter Prokop dem Kleinen, die Drebiten, unter Hinko Krussina, und in die Prager, unter Siegismund Koributh. Diese vier Haufen waren in der Regel getrent, sie nanten Böhmen das gelobte Land und die angränzenden Länder das Land der Filister, Idumäer, Moabiter, Heviter u. s. w., zu deren Verwüstung sie sich für berechtigt hielten. Die Drebiten wählten sich vorzüglich Schlesien zu ihrem Schauplatz. Die Schlesier hatten sie dazu gereizt; denn 1421 brach ein schlesisches Heer, 20,000 Mann stark, auf Siegismunds Antrieb, in Böhmen ein, geführt vom Bischof Konrad. Dieses Heer metzelte Männer und Weiber ohne Unterschied nieder und hauete an einem Ort 40 Knaben den rechten Fuß und die linke Hand ab. Das schlesische Heer zog aber wieder ab, da die Hussiten sich näherten, bat um Frieden, und die Schlesier versprachen sogar den Hussiten, es in allen Stükken mit ihnen zu halten, weshalb auch Schlesien einige Jahre von ihnen verschont ward. Aber die Schlesier waren nicht treu, sie hielten es doch mit Siegismund und zogen so selbst die Hussiten in das Land. Im Jahr 1426 drangen die Drebiten zum ersten Mal nach Schlesien über Landeshut ein. Diese Stadt ward verbrant, die Einwohner grösztentheils niedergemacht, Grüssau geplündert, die Geistlichen darin getödtet u. s. w. Im folgenden Jahr drangen die Hussiten wieder in Schlesien ein, am Sonntage Judika griffen sie Bunzlau an, stekten es in Brand, drangen darauf in die Stadt, plünderten Kirche und Kloster, schlugen dem Pfarrhern einen eisernen Nagel durch den Kopf und enthaupteten den Bürgermeister über einer Wagendeichsel. Vor Goldberg zeigten sie sich am Sonntage Kantate, der dasige Hauptmann Unruh zog sich nach Liegnitz; allein viele seiner Leute wurden unterweges niedergemacht, und die Einwohner, die mit nach Liegnitz flüchten wolten, grösztentheils wieder zurükkgetrieben und

in Menge in die Stadtgräben geworfen. Die Stadt selbst ward zerstört. Alles Vieh in der Umgegend trieben die Hussiten zusammen und verkauften 15 Ochsen für zwei Schokk Groschen, wie sie rasch abziehen musten, weil die Deutschen in Böhmen eingefallen waren. Die Schlesier drangen jetzt nach Nachod vor, konten es aber nicht erobern und musten sich unverrichteter Sache wieder nach der Grafschaft Glaz zurükkziehen. Im Jahr 1428 erschien von Neuem ein großer Schwarm Taboriten und Weisen in Schlesien; Falkenberg, Frankenstein, Reichenbach und die umliegenden Oerter wurden geplündert, Neiße aber vergeblich angegriffen. Der Neißer Pfarrer, Dokt. Johann Schobescheim, stand nebst dem Schulmeister Klemens Hesler geharnischt an der Spitze der Bürger und trieb die Feinde zurükk, die dafür Ziegenhals, Weidenau, Patschkau, Kamenz, Heinrichau und viele Dörfer verheerten. Brieg ward größtentheils in Asche gelegt, und selbst die Breslauschen Vorstädte konten der Verwüstung nicht entgehen. Ein Anführer, Hans Cholda, setzte sich in dem Schlosse Zobten fest, und ein anderer, Namens Buchala, eroberte Nimptsch; ein dritter Kreuzburg. Von diesen Vesten ward das platte Land unaufhörlich befehdet. Siegismund überließ Schlesien seinem Schikksaal, und die schlesischen Fürsten selbst waren zu uneins, um feste Sicherheitsmaaßregeln gegen die Hussiten ergreifen zu können. Die Städte Breslau und Schweidnitz brachten ein Heer auf die Beine, womit sie das Schloss Zobten eroberten. Ein anderer Haufe Hussiten, unter Kralowitz, der aus der Lausitz und aus Schlesien viele Schätze zusammen geplündert hatte und damit nach Böhmen zog, ward von den Schlesiern überfallen und aller seiner Schätze beraubt. Sechs hundert Böhmen wurden bei der Gelegenheit niedergehauen. Bald aber fielen die Weisen wieder ins Glazische ein, eroberten Münsterberg, und den 27sten Dezember kam es zwischen

ihnen und einem schlesischen Heer bei Wilsdorf zu einem hartnäkkigen Gefecht, worin der Herzog Johann von Münsterberg, der letzte Piast in dem Münsterbergschen Hause, blieb. Die Schlacht war unentschieden; allein die Schlesier, welche hörten, dass Prokop Verstärkung herbei führe, zogen sich mit Verlust ihrer Wagen zurükk. Mehre schlesische Edelleute, und selbst einige Fürsten, z B. Boleslav von Oppeln, hielten es entweder heimlich oder öffentlich mit den Hussiten und nahmen bisweilen sogar Theil an deren Plünderungen und Verwüstungen. Allen Unternehmungen der Schlesier gegen die Hussiten fehlte darum die Gemeinsamkeit; jeder Einzelne wehrte sich und richtete wenig aus. So vertrieben 1429 die Breslauer die Hussiten aus Ohlau und warfen alle Gefangene in die Brunnen; so nahmen sie einem andern Haufen Hussiten bei Fürstenstein eine ansehnliche Beute ab; aber dagegen ging wieder Ottmachau verloren, worin viele Reichthümer des Landes, zumal viele Kirchenschätze, zusammengehäuft lagen. Der Hauptmann Niklas Zedlitz von Alzenau war ein Verräther und überlieferte mit Fleiß den Hussiten das Schloss, die von hier aus das Land bis Lüben und Goldberg herunter verheerten und zum Osterfest einen Geistlichen vor Goldberg verbranten. Nikolas Zedlitz ward in Breslau enthauptet; aber außer Ottmachau hatten auch die Hussiten immerwährend noch Kreuzburg und Nimptsch inne, obgleich die Schlesier eifrig sich bemüheten, sie daraus zu vertreiben. Im Jahr 1432 plünderten die Hussiten die reichen Stifter Leubus und Trebnitz; und die Oelsnischen Bürger zündeten ihre Stadt aus Furcht selbst an und flüchteten sich nach Breslau. Im folgenden Jahr waren die Böhmen unglüklicher in Schlesien. Ihr Freund Boleslav von Oppeln wurde von Nikolas von Ratibor bei Riebnikk geschlagen, und die Breslauer und Schweidnitzer nahmen den Hauptmann von Nimptsch nebst vielen seiner

Leute gefangen. Siegismund hatte indeſs ein Heer von 90,000 Mann zu Fuß, 40,000 Mann zu Roſs nebſt 3600 Kriegswagen zuſammen gebracht; allein unweit Pilſen floh dies große Heer aus bloßer Furcht ſchon vor dem Kampfe. Darum ward 1434 der unter dem Namen der Kompaktaten bekante Vertrag abgeſchloſſen, der den Böhmen den Genuſs des heiligen Abendmahls unter beiderlei Geſtalten geſtattete. Der größte Theil der Huſſiten nahm dieſen Vertrag an; nur die Taboriten und die Weiſen nicht, welche von den beiden Prokopen befehligt wurden. Gegen dieſe traten jetzt die übrigen Huſſiten ſelbſt auf, in Verbindung mit den böhmiſchen Ständen. Es kam zwiſchen Kaurzim und Böhmiſch-Brod zu einer Schlacht. Der größte Theil des Taboritſchen Heeres, nebſt den beiden Feldherren und den meiſten Anführern, blieb auf dem Platz, durch Verrätherei geſchlagen. Die Gefangenen ertränkte oder verbrante man, die Stadt Tabor muſte ſich ergeben und ſo ward die Ruhe in Böhmen wieder hergeſtelt. Schleſien kaufte mit 10,000 Schokk Prager Groſchen die Schlöſſer Ottmachau, Nimptſch und Kreuzburg den Taboritſchen Befehlshabern ab; Nimptſch ſchleiften die Breslauer von Grund aus. Die großen Städte Breslau, Schweidnitz und Glogau hatten außerordentlich durch die Huſſitiſchen Befehdungen gewonnen, weil ſich viele mit ihren Schätzen dahin flüchteten; die kleinen Städte waren aber nebſt dem platten Lande faſt gänzlich verwüſtet. Nach des Keiſer Alberts Tode bemächtigten ſich die Huſſiten wieder einiger Schlöſſer in und bei Schleſien und befehdeten von da aus das Land. Ihre drei Hauptſitze waren Nachod, Glaz und Frankenſtein; in erſter Stadt war ein gewiſſer Kalda, und der beiden letzten hatte ſich Kruſchina bemächtigt; doch zählten dieſe Anführer nur wenig Streiter.

XIX. Der König Georg und die Stadt Breslau.

Während der Zeit, dafs nach Alberts Tode gar kein König in Böhmen war, hatten mehre Partheien nach einander und neben einander geherscht. Aus diesen Partheien hob sich 1450 Georg Freiherr von Konstadt, von seinem Stammort gewöhnlich Podiebrad genant. Als alleiniger Statthalter von Böhmen beherschte er dasselbe mit königlichem Ansehen und verschafte der unter Albert geschwächten Parthei der Hussiten wieder das Uebergewicht. Durch seinen Einfluss ward 1453 den 28sten Oktober der vierzehnjährige Sohn Alberts, Namens Ladislav, in Prag zum König von Böhmen gekrönt, nachdem er versprochen hatte, die Verträge der Hussiten aufrecht zu erhalten und einen hussitischen Erzbischof zu gestatten. Podiebrad führte die Vormundschaft über ihn, weil er noch unmündig war. Alle schlesischen Fürsten wohnten der Krönung bei, ausgenommen der Bischof Peter und die Stadt Breslau. Diese waren nämlich gegen die Hussiten vorzüglich eingenommen; der Grund davon lag mehr in den Verwüstungen, welche die Hussiten in frühern Zeiten in Schlesien angerichtet hatten, als in dem Glauben. Auch befürchteten die Breslauer, die Unabhängigkeit, welche sie während des Zwischenreichs genossen hatten, vorzüglich durch den kräftigen Podiebrad zu verlieren. Um dem König Schwierigkeiten in den Weg zu legen, verlangten sie, er solle selbst nach Breslau zur Huldigung kommen; es ward ihnen dies gewährt; Podiebrad selbst rieth dazu. Den 6. Dezember 1454 kam Ladislav mit Podiebrad, in Begleitung mehrer Fürsten und Herren, in Breslau an, empfing auf dem Salzringe die Huldigung, zeigte grofse Vorliebe für die Katholiken und Abneigung gegen die Hussiten; verrieth aber dabei unbedingte Ehrfurcht vor Podiebrad. Der Stadt Breslau kam diese Huldigung theuer zu stehen.

Podiebrad forderte, zur Dekkung der Reisekosten, in des Königs Namen 30,000 Dukaten außerordentliche Steuer, außer den 4000 Mark Groschen (36,000 Thaler) und 16,000 Dukaten, welche schon gegeben waren; doch wurde die Hälfte erlassen. Die Breslauer hasten darob Podiebrad noch mehr, und glaubten irriger Weise, er verbrauche das Geld zu seinem persönlichen Vortheil. Bei allen Gelegenheiten zeigte sich späterhin Feindschaft zwischen dem böhmisch-hussitischen Hof und zwischen den reichen Breslauern. Einstens kamen z. B. Breslausche Gesandte nach Prag, und als sie dem Hofmarschall Tzalta einen Becher, 100 Dukaten an Werth, überreichten, so drehte ihn derselbe um und fragte: „wo sind die Dukaten, die darin sein sollen?“ — Dieselben Gesandten wurden auch dem Könige vorgestelt, aber Podiebrad erlaubte ihnen nicht, die Hand des Königs küssen zu dürfen. Da sich die Gesandten selbst um seine Gunst bewarben, so hielt er ihnen alle die Beleidigungen vor, welche die Breslauer ihm zugefügt hätten; die Gesandten entschuldigten dies, so gut es ging, und versprachen zur Sühne hundert fette Ochsen, die aber auch nicht ankamen. Ladislav starb schon 1457 den 23. November, einige meinen an der Pest, andere an Gift; die Breslauer beschuldigten Podiebrad fälschlicher Weise eines Mordes. Am besten zeugen gegen die Breslauer Ladislav's Worte an Podiebrad auf dem Sterbebette. Sie lauten also: „Deine Treue, lieber Podiebrad, ist mir bekant. Du bist es, durch den ich als König in Böhmen herrsche, Du wirst auch das Reich behalten. Darum bitte ich Dich, nach mir wohl zu regieren und der Vater der Witwen, Weisen und Verlassenen zu sein. Dann lass auch meine Freunde, die aus Oestreich und andern Ländern hierher kommen, ungekränkt heimziehen. Das ist alles, was ich von Dir verlange. Ich beschwöre Dich bei unserer Freundschaft, es zu erfüllen.“

Podiebrad tröstete ihn und versprach ihm weinend die Gewährung seines Verlangens.

Auf Ungarn und Böhmen machten nach Ladislav's Tode Viele Anspruch; allein die Ungern kehrten sich nicht an diese Ansprüche, sondern wählten den funfzehnjährigen Mathias, Sohn des großen Johann Hunniades, *) zu ihrem König. Derselbe saß in Prag gefangen, als die Nachricht von seiner Thronerhebung ankam. Georg Podiebrad, als Reichsverweser, setzte ihn sogleich in Freiheit, schloss mit ihm eine genaue Freundschaft, gab ihm seine Tochter Katharina zur Gemahlin und begleitete ihn bis Strosnitz in Mähren, wo er ihn den ungarschen Ständen übergab. Auf eine ähnliche Weise, wie die Ungern, verfuhren die Böhmen; die Stände versammelten sich 1458 auf dem Altstädter Rathhause zu Prag. Der hussitische Bischof Rokůzana hielt an die Versamlung eine vortrefliche Rede, in welcher er sie ermahnte, einen König aus dem eignen Volk zu erwählen, dem die Sprache, die Verfassung, die Sitten und Gesetze des Landes bekant wären, und brachte es dahin, dass sie den 2. März 1458 Podiebrad, unter dem Namen Georg, zum König wählte. Die Böhmen hatten diese Wahl allein vorgenommen, und theilten sie den Landschaften Mähren, Schlesien und der Lausitz mit, die sich sträubten, den neuen König anzuerkennen. Mähren ward bald zur Anerkennung gezwungen. Schlesien und die Lausitz zeigten sich hartnäkkiger. Die Breslauer veranstalteten sogleich einen Fürstentag in Liegnitz, und hatten im Sinn, völlige Freiheit und Unabhängigkeit sich zu erringen. Georgs Gesandten, die des Königs Gnade und Schutz bei Jedermans Stand, Würden und Glauben der Stadt versprachen, erbitterten durch das

*) Dieser war früher Statthalter und Oberfeldherr in Ungarn.

Letzte vorzüglich die Gemüther, weil die Breslauer schlossen, das müsse nothwendig ein Ketzer sein, wer Duldung verspreche. Vier Wochen nach dem Liegnitzer Fürstentag ward ein zweiter zu Breslau gehalten, auf dem die böhmischen Gesandten folgenden Bescheid erhielten: „Dass die Schlesier fest an der Krone Böhmen halten, aber niemanden für einen König anerkennen noch aufnehmen würden, bis so lange es an gebührlicher Stätte erkant werde, wen sie billig mit Gott, Ehren, Gleich und Recht als einen christlichen Hern und König aufnehmen solten." Zugleich schlossen hier die Stände ein Bündniss. Das Gesindel von Breslau benahm sich so frech gegen die böhmischen Gesandten, dass man sie durch Wachen schützen muste, und dass die Herzöge beschlossen, künftighin diesen Ort nicht wieder zu Zusammenkünften zu wählen. Um die übrigen Kronforderer, welche auch Gesandte nach Schlesien geschikt hatten, bekümmerten sich die Schlesier wenig. Georg ward indess am 7ten Mei in der Prager Domkirche feierlich gekrönt, zeigte diese Krönung den Breslauern an, mit der nochmaligen Aufforderung zum Gehorsam; sie dagegen trugen in ihr Stadtbuch Folgendes ein: „Am Sonntage nach dem Tage Johannes des Täufers sind wir Rathmänner, Schöppen und Edelsten der Kaufleute, und alle Geschwornen der ganzen Gemeine, einträchtiglich mit einander eins geworden und haben beschlossen, dass wir mit der Hülfe des allmächtigen Gottes Hern Georg von Podiebrad auf keinerlei Weise als einen König oder Erbhern haben oder aufnehmen wollen; dagegen mit Leib und guten Rath einander beistehen, uns als fromme gute Leute halten und unsere Ehre unversehrt bewahren, als wir bisher gethan haben, und in diesen und allen Sachen für einen Mann stehen und das getreulich thun und das halten bei unserer guten Treue und Ehre ohne alles Arg und des Bösen Gefährdung." — Auf

einem andern Fürstentage zu Liegnitz, wo Heinrich X. von Freistadt zum Landeshauptmann erwählt ward, zeigte sich schon die Neigung vieler Fürsten zu Georg, und als derselbe im Juli nach Glaz kam, so begaben sich die beiden Herzöge Bolko von Oppeln und Konrad von Oels dahin, die Stadt Schweidnitz und der Bischof Jodokus schikten Gesandten zu ihm. Die Breslauer rüsteten sich indess und nahmen den Herzog Johann von Pribus mit 100 Reitern in Sold. Auf dem vierten Fürstentag, der zu Striegau gehalten wurde, sagte Bischof Jodokus zu den Breslauschen Gesandten: „Ihr Breslauer wolt immer euern eignen Willen haben, und glaubt klüger zu sein, als alle Fürsten und Städte in Schlesien. Ihr weigert euch, den König Georg anzunehmen, den doch ganz Böhmen und Mähren als Hern erkent. Wenn nur Georg kein Böhme wäre, würdet ihr ihn schon anerkennen; dennoch sage ich euch, dass die Böhmen ein Mal eure Herren sind, und ungeachtet eures Widerstandes es bleiben werden. Das Verderben ist vor euren Augen, und als euer Bischof bin ich verpflichtet, euch darauf aufmerksam zu machen. Ich will nur euer Bestes und erbiete mich daher, euch mit dem Könnig auszusöhnen.“ Da er keine Antwort erhielt und in der Verwirrung keinen Ausweg sah, unternahm er selbst eine Reise zum Pabst. Auf einem fünften Fürstentag, der zu Lobin in der Lausitz gehalten ward, erklärten sich die schlesischen Fürsten für die Huldigung Georgs. Nur die Breslauer und der Herzog Balthasar von Sagan widersprachen diesen. Einen Kronforderer, Herzog Wilhelm von Thüringen, beriefen die Breslauer nach Kotbus im Anfang 1459 zu einem Fürstentage; da aber die Breslauer sich ihm auch nicht unterwerfen, sondern nur Hülfe von ihm haben wolten, so blieb auch diese Zusammenkunft ohne Erfolg. Als der Pabst selbst Georg anerkante, weil er hofte, durch denselben die Hussiten wieder der Kirche

einzuverleiben, so weigerten sich dennoch die Breslauer, ihn anzuerkennen, und erklärten, der Pabst sei hintergangen. Vorzüglich stürmten die Geistlichen von den Kanzeln gegen Georg. Eine schlesische Gesandtschaft, die nach Rom geschikt ward, kehrte mit der Weisung zurükk, den Georg als einen christlichen König anzuerkennen; und der schlesische Bund löste sich auf. Die Breslauschen Prediger reizten aber das Gesindel immer mehr, und der Magistrat durfte durchaus keine milden Gesinnungen äußern. Die Prediger erklärten alle diejenigen, welche es mit Georg hielten, für Ketzer, selbst die Aebte und Prälaten, den Bischof und den Pabst; das Gesindel aber dürstete nach Aufruhr, Blut und Plünderung. Diese Herschaft des Gesindels schildert Eschenloer, der damals Stadtschreiber war und an Allem selbst Antheil nahm, also: „Aller kluger Rath muste verborgen bleiben, und welche im Schweidnitzschen Keller und in den Kretschamhäusern am besten schelten und trinken konten, die waren die Klügsten und Christlichsten. Aller Rath dieser christlichen Stadt wurde bei der Quosserei gefunden. Sie lernten das von den Predigern; denn wer auf dem Predigtstuhl am besten schelten und ketzern konte, den hörte man am liebsten. Dadurch wurde zwischen dem Rath und der Gemeinde Misverständniss und Argwohn ausgesäet, welcher in vielen Jahren nicht konte ausgerottet werden. Es waren zu der Zeit so viele Rathleute in Breslau, als Trinker, Säufer, Spieler und Lotterer. Diese regierten, diese hatten der Stadt Macht, was diese wolten, das muste geschehen. Das war eine verkehrte Ordnung, die Untersten über die Obersten.“

Die Breslauer nahmen, da viele Fehdebriefe von Böhmen einliefen, noch 400 Reiter in Sold, zumal zum Schutz der Geistlichen, und kauften Korn in Polen, um eine Belagerung aushalten zu können. Der Herzog

Wlobko von Glogau fing zuerst die Fehde an, und nahm den Breslauern auf der Heinauer Straße bedeutende Güter weg. Der Rath, welcher die Kriegsleiden schon fühlte, schlug den Bürgern jetzt vor, wenigstens auf ein Jahr Waffenstillstand zu schließen; allein diese verwarfen zähneknirschend den Vorschlag, und schrieen laut: Keinen Frieden, sondern Krieg mit dem Georg! — Zwei Rathmänner musten sogar flüchten, weil sie in den Verdacht geriethen, es mit Georg zu halten. Die Fehdebriefe mehrten sich, und an einem Tage empfing die Stadt in zwei Kobern deren 625. Die eifrigsten Gegner Georgs von der höhern Geistlichkeit flüchteten jetzt; aber Georgs Gesandten, die noch ein Mal erschienen, wurden dennoch wieder mit der Weigerung des Gehorsams entlassen. Die übrigen Stände Schlesiens und der Lausitz huldigten zu Schweidnitz und Jauer dem König, und ein vereintes Heer von Schlesiern und Böhmen rükte gegen Breslau. Neumarkt ward zuerst besetzt, darauf zog man nach Neukirch, lokte die Breslauer heraus durch Anzündung mehrer Dörfer, ließ sie aber wieder ruhig zurükk ziehen, da sie den böhmischen Hauptmann, der sich zu weit vorwagte, erstochen hatten. Viele Söldner der Breslauer liefen allmälig davon; allein ein auf die Odervorstadt gemachter Sturm ward von den Breslauern zurükk geschlagen, die jetzt sogar einige Länder der benachbarten Fürsten brandschatzten. Nur der Gnade und Schonung Georgs ist es beizumessen, dass die Breslauer nicht gleich besiegt wurden; er wolte die Stadt nicht zerstören. Dem Bischof Jodokus, der vom Pabst zurükk kam, verweigerten die Breslauer das sichere Geleit in der Stadt mit dem beißenden Zusatz: ein Hirte brauche dessen nicht bei seinen Schaafen. Jodokus aber kante die Wölfe unter den Schaafen. Unterdess kamen zwei päbstliche Gesandten als Friedensvermitler nach Breslau, und es ward festgesetzt:

1) Alle Fehden sind aufgehoben;
2) Alle Freiheiten und Rechte der Stadt bleiben;
3) Der katholische Gottesdienst wird erhalten und gegen die Ketzer fortdauernd gepredigt;
4) Alle Beleidigungen gegen den König sind vergessen;
5) Die Städte Breslau und Namslau erkennen Georg für einen wahren, gehorsamen, christlichen und ungezweifelten König von Böhmen an und huldigen ihm nach drei Jahren.

Einige Bevollmächtigte zogen darauf mit 60 Pferden nach Prag und wurden vom Könige gnädig empfangen. Kniebeugend baten sie im Namen der Stadt um Verzeihung, und überbrachten auch die früherhin versprochenen hundert fetten Ochsen, die Georg, um die Breslauer zu gewinnen, mit Trompetenschall in Prag einführen ließ. Auf inständiges Verlangen der Breslauer ward ihr Bundesgenosse Balthasar von Sagan mit in den Frieden eingeschlossen. Balthasar aber erklärte, dass er demjenigen schlechterdings nicht gehorchen werde, der der Kirche und dem apostolischen Stuhl nicht gehorsam sei, ward deshalb vom Frieden ausgeschlossen und war jetzt in der ganzen Welt der einzige, der Georg nicht anerkante und sich gegen ihn auflehnte. Georg vertrieb ihn und gab dessen Bruder Johann von Pribus das Fürstenthum.

Jetzt genoss Georg einige glükliche Jahre und beschäftigte sich ganz mit dem Wohl seiner Unterthanen, mit dem Glükk seiner Länder und der Befestigung seines Hauses. Mit seiner Erlaubniss zerstörten die Breslauer, im Verein mit dem Herzog von Wohlau, mehre Raubschlösser, er selbst eroberte einige Burgen im Gebürge, oder kaufte sie ihren Besitzern ab. Durch einen Vertrag, den er 1460 mit Polen abschlofs, erhielt Schlesien den Frieden auch von der östlichen Seite. Dem deutschen Keiser leistete er

1462 bei Empörung der Stadt Wien bedeutende Dienste; allein der böse Feind in Rom hatte keinen Gefallen an dem edeln Georg, und die Breslauer kamen aus ihrem Taumel nicht heraus. Schon 1461 suchten sie in Rom um eine längere Verschiebung der Huldigungszeit nach, und der päbstliche Gesandte in Breslau, Namens Landi, erhielt den Befehl, die Städte Breslau und Namslau von der Huldigungsverbindlichkeit loszusprechen. Der Pabst Pius der Zweite hob 1462 aus eigner Machtvollkommenheit die böhmischen Verträge (Kompaktaten) auf, worin die Hussiten anerkant waren; denn er sahe jetzt wohl ein, dass Georg den Hussiten nicht zu nahe treten würde. Am 10. August 1462 ward ein Reichstag zu Prag gehalten, Georg berichtete den versammelten Reichsständen das Verfahren des Pabstes, erklärte, dass er bei den wider alles Recht aufgehobenen Verträgen zu leben und zu sterben, sie zu halten und zu verfechten gedenke, und dass es seiner Ueberzeugung nach keinen bessern Weg zur Seeligkeit gebe, als für das Abendmahl nach Einsetzung des Erlösers zu sterben. Darauf fragte er die Stände, ob sie gesonnen wären, gegen Jedermann ihm beizustehen, der ihn und das Königreich wegen der Verträge angreifen oder beschimpfen würde. Der hussitische Adel antwortete laut Ja, wodurch die sachten Einwürfe des minder zahlreichen katholischen überhört wurden. Am folgenden Tage trat der päbstliche Gesandte in der Reichsversamlung auf, worin er sich sogar erkühnte, die Stände zum Ungehorsam gegen den König aufzufordern und demselben Treulosigkeit gegen den Pabst vorzuwerfen. Dadurch ergrimte der König, und hielt auch eine Gegenrede, worin vorkam: „Wir wollen leben für die Ehre, wie wir und unsere Vorfahren für sie gelebt haben; keiner von ihnen hat Glauben und Tugend verrathen; auf dem päbstlichen Stuhl saßen schon sonst Verräther und Abtrünnige zum Abscheu der Menschen.

Das ist nicht ein heiliger Stuhl, sondern ein Sitz der Pestilenz.“ — Den Tag darauf ward der päbstliche Gesandte gefangen genommen, nach drei Monaten aber auf Bitten des Keisers wieder losgelassen.

Jetzt frohlokten die Breslauer; vergebens suchte sie der edle Bischof Jodokus, der mit dem ganzen übrigen Schlesien des Königs Parthei hielt, auf andere Gesinnungen zu bringen; der päbstliche Botschafter beherschte durch die Geistlichen das Gesindel der Stadt. Viele Briefe mit Schimpfreden gegen Georg gingen von Breslau nach Rom. Georg züchtigte sie aber bald, indem er ihnen ihre besten Handelswege abschnitt; und die Verwendung der übrigen europäischen Fürsten brachte es sogar dahin, dass der Pabst die Ausführung des Bannes noch verschieben muste. Ja, die deutsche Reichsversamlung erklärte auf den päbstlichen Antrag, Georg zu bekriegen, es sei besser, gegen die Türken zu ziehen, und Georg, als einem geübten Feldhern, den Oberbefehl über das Heer anzuvertrauen. Was der Pabst jetzt nicht im Großen ausführen konte, führte er im Kleinen aus. Der Herzog Johann von Sagan ward in den Bann gethan, weil er Balthasar Sagan nicht wieder geben wolte; allein Johann kehrte sich gar nicht daran und plünderte dafür die Breslauer Handelswagen. Im Jahr 1464 ward aber der Bann über Georg ausgesprochen, und Mathias von Ungarn beauftragt, den Bannspruch in Böhmen auszuführen. Mathias nahm diesen schändlichen Auftrag an, obgleich Georg sein Wohlthäter und Schwiegervater war.

Der Bischof Protasius von Ollmütz kam nach Breslau, um, wo möglich, die Stadt zur Pflicht gegen den edlen König zurükk zu führen. In einer Rede, die er aus dieser Absicht hielt, sagte er unter andern zu den Breslauern: „Ihr Herren von Breslau seid diejenigen, die dem Ketzer nie habt huldigen wollen; ihr habt wohl daran gethan,

und wolte Gott, wir alle wären eurem Beispiele gefolgt! Da es aber ein Mal so weit gekommen, können wir schweerlich von ihm abtreten, weil er mit seiner großen Macht uns alle vertreiben würde. Nun haltet ihr beim Pabst an, den Georg abzusetzen und wider ihn Krieg zu erheben, aber ich wünschte, dass ihr das Gegentheil betriebet, und mir deucht, es wäre Ehre genug für euch, wenn ihr den Georg, so lange er lebte, nicht für euern König anerkennen dürftet. Ich will euch durch meine Vermittelung dazu verhelfen, ihr solt überall in Böhmen sicher sein und gleich den Unterthanen der Krone euern Handel treiben dürfen. Ich dächte, ihr ließet ihn einen Teufel sein; will er nicht ein Christ sein und seelig werden, so mag er ein Ketzer bleiben und zum Teufel fahren. Es ist sonderbar und wider die Lehre Christus und seiner Apostel, den seelig machen zu wollen, der unseelig bleiben will. Unglüklich muss der Krieg ausfallen; denn die Macht der katholischen Böhmen ist nicht so groß, als ihr euch vorstelt; dann werden eure Verführer von hinnen ziehen und das Elend und die Verwüstung des Landes wird auf eure Schultern fallen. Aber wenn er selbst glüklich enden solte, was wolt ihr mehr verlangen, als die Unabhängigkeit, die ich euch hiermit anbiete? Glaubt ihr würklich sein mächtiges Reich, sein streitbares Volk besiegen zu können? Wenn ihr auf die Engel hoft, die nach dem Versprechen eurer Prediger vom Himmel steigen sollen, so sage ich euch, dass Gott zwar durch Engel, durch ein Wort helfen kann, dass aber auch geschrieben steht: „Du solst Gott nicht versuchen.“ Ihr freut euch, dass die böhmischen Barone von Georg abgefallen sind und sich wider ihn verschworen haben; aber glaubt mir, der ich sie kenne, diese Zwietracht der Barone ist nicht wegen des Glaubens, sondern wegen anderer weltlicher Ursachen. Ihr selbst seid verführt, verführt durch falsche Profeten,

welche euch lehren, dafs man mit Ketzern nicht Frieden halten dürfe; aber sie haben andere Absichten, die sie nur mit dem Glauben bemänteln, und die ihr dann erst einsehen werdet, wann man euch Reiche berauben und morden wird." — Auf die Breslauer würkte dies nicht; aber fester, als die katholischen Böhmen, hielten die übrigen Schlesier an Georg. Sie erklärten, dafs sie ihm auf Andringen des Pabstes gehuldigt hätten, und jetzt, da er sie mit Schlössern umringt habe, keineswegs von ihm abfallen könten, ohne in ihr Verderben zu gehen. Im Jahr 1466 fanden sich noch die meisten Fürsten beim Könige in Glaz ein. Von Glaz aus kam ein kleines böhmisches Heer nach Schlesien und bedrohte Namslau. Die Breslauer sandten den Namslauern 3000 Mann zu Fuß und 150 zu Rofs, nebst 300 Wagen zu Hülfe. Indefs, beide Heere fürchteten sich vor einander, die Breslauer kamen aus Furcht wieder zurükk und die Böhmen zogen aus Furcht nach Konstadt, ohne dafs sich beide Heere nur sahen. In Böhmen entsetzte Georg die Herren von Sternberg und Hasenburg, welche gegen ihn aufgetreten waren, ihrer Würden und Güter. Die Breslauer nahmen sich derselben weiter nicht an. Der Bischof Jodokus hingegen, der, um nicht selbst in den Bann zu kommen, jetzt auch auf die Seite der Breslauer getreten war, dachte ernstlich an Vertheidigungsmittel, brachte ein Bündnifs (1467) der Stadt Breslau, des Bisthums, der beiden Stifter Sand und Vinzent und der Stadt Namslau mit den katholischen Böhmen zu Stande, und es ward ein Heer in Schlesien zusammen gebracht. Die Stadt Breslau stelte 1000 Fußknechte, 150 Reiter, 126 Wagen, 8 Hauhitzen und eine Viertelbüchse nebst anderm geringern Geschütz. Der Bischof Jodokus zog Freitag vor Pfingsten 1467 mit seinem Heere aus Neifse. Dies bestand aus 200 Reisigen, 1200 Fußknechten, 100 Wagen und vier

Haubitzen. Außerdem waren noch zwei Streitwagen vorhanden, der eine mit 6 Büchsen, die man auf dem Wagen umkehren und nach allen Seiten wenden konte; der andere mit 24 großen eisernen Hakenbüchsen, jede 3 Stein an Gewicht. Der erste Angrif ward auf das von den Böhmen besetzte Kloster Kamenz gemacht, aber zurükk geschlagen. Die Eroberung der Stadt und des Schlosses Münsterberg ging besser von Statten. Die Besatzung von Kamenz übergab jetzt auch das Kloster und bedingte sich freien Abzug aus. Die Münsterberger musten der Stadt Breslau und dem Bischof die Erbhuldigung leisten. Die Eroberung Münsterbergs und das erobernde Heer wurden durch die Gerüchte sehr vergrößert und mehre Städte fielen deshalb jetzt von Georg ab, worunter Ollmütz und die Sechsstädte der Lausitz waren. Am zweiten Pfingsttag zogen die Verbündeten vor Frankenstein, die Stadt muste sich ergeben, das Schloss hingegen behauptete sich. Weil die Besatzung tapfer schoss, so überfiel den eingebornen Breslauern und Neißern mit einem Mal große Furcht, und sie machten sich wieder allmälig nach Hause. Skoppe, ein tapferer Anführer, der früherhin unter den deutschen Rittern gedient hatte und das Schießwesen anordnete, ließ dagegen, um durch schnelle Eroberung den Muth wieder zu beleben, aus Breslau eine große Büchse holen, die 80 Zentner wog und von 24 Pferden, unter Bedekkung von 400 Dienstknechten, heran gebracht ward. Mit dieser wurde die Mauer des Frankensteiner Schlosses durchschossen und so die Besatzung zur Uebergabe gezwungen. Georg hatte unterdess ein Heer in Glaz ausgerüstet, und schloss mit diesem das Breslausche Heer in Frankenstein ein; der Bischof Jodokus war schon abgezogen. Eine Verstärkung von 400 Knechten und 50 Pferden, welche Breslau schikte, muste sich nach Grotkau ziehen. Die eingeschlossenen Breslauer unter Skoppe vertheidigten sich tüchtig. Die

Gefangenen behandelte man dabei sehr grausam; die Böhmen schnitten den Schlesiern ein Kreuz auf die Stirn und die Schlesier den Böhmen einen Kelch. Späterhin verabredete man sich aber, das zu lassen. In Breslau tobte das Gesindel gegen die Hauptleute und den Bischof, welche die Böhmen hätten sollen eher angreifen. Es ward ein neues Heer von 2000 Fußknechten und 200 Pferden zusammengebracht und dem Herzog Balthasar von Sagan der Befehl darüber anvertraut; Herzog Nikolaus von Oppeln ließ 700 Fußknechte und 150 Reiter dazu stoßen. Dies Heer solte sich nach Frankenstein ziehn, und durch einen Spion ließ man den Belagerten den Tag kund thun, an welchem von innen und von außen die Böhmen solten angegriffen werden. Balthasar erhielt aber zwischen Münsterberg und Frankenstein Boten von den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer, welche die Nachricht brachten, dass auch sie mit 2000 Mann bei Reichenbach gegen die Ketzer ständen, und bereit wären, sich mit ihm bei Nimptsch zu verbinden. Jetzt zog dies Heer nach Nimptsch und ließ vergeblich die Belagerten auf den Entsatz warten. Aber in Nimptsch war kein Heer; der Rathmann Beier, der ganz davon abgerathen hatte, nach Nimptsch zu ziehn, sprengte nach Reichenbach hinüber, und bekam dort zur Antwort: „Das Heer sei noch nicht ganz beisammen, Balthasar möchte mit seiner Schaar nur selbst nach Reichenbach kommen.“ Als er sich auch dazu entschloss, war auch noch nichts gewonnen; denn die Schweidnitzschen Hauptleute, im Herzen Georg zugethan, verzögerten mit Fleiß die Ausrüstung, und ließen sich auch nicht durch hundert Dukaten, die ihnen Beier anbot, zum Aufbruch bewegen. Indessen dehnte sich das böhmische Heer aus, näherte sich Reichenbach und zersprengte das Schweidnitzsche Heer bis auf 400, die sich nach Schweidnitz begaben. Die bischöflichen und Oppelnschen Truppen zogen nach

Grotkau, und Balthasar kehrte schweeren Herzens mit seinem Heer nach Breslau zurükk. Münsterberg ward auch von den Böhmen besetzt, die erste Besatzung zog sich aus Furcht heraus, und die zweite, welche Jodokus wieder hineinlegte, ward gleich beim Einmarsch von den Böhmen hinausgedrängt. Ein zweites böhmisches Heer, unter Anführung des Prinzen Viktorin, vereinigte sich mit dem ersten, und Frankenstein gerieth in die äußerste Noth. Der Breslausche Rath wolte der Besatzung befehlen, sich durch zu schlagen und das Geschütz in die Stadtgräben zu versenken; allein das Gesindel litt dies nicht, und die Gemeinde beschlofs, in Polen ein neues Heer zu sammeln. Beier ward dahin abgeschikt, warb einige hundert Leute, die aber auch nicht viel halfen. Ein Hauptmann Schlaberndorf, der sich aus Frankenstein heimlich hinausgeschlichen hatte, stelte den Zustand der Belagerten schreklich dar; schon seit 14 Tagen, erzählte er, hätten die Pferde kein Futter und die Menschen kein Brod. Ein Versuch, Patschkau zu erobern, misglükte den Böhmen, die Breslauer verloren aber auch viele Leute dabei, unter andern den eben erwähnten Schlaberndorf. Man knüpfte jetzt Unterhandlungen an, brach sie aber bald wieder ab. Den 15ten Juni um Mitternacht suchten sich die Frankensteiner nach Patschkau durch zu schleichen. Die Böhmen merkten es, trieben die Belagerten zurükk und drangen mit Sonnenaufgang zugleich in die Stadt ein. Hier ward ein entsetzliches Blutbad angerichtet und nichts verschont. Vierzehnhundert Breslauer und Neißer wurden gefangen genommen, dreihundert getödtet, alle Wagen, Schilde, Büchsen, Harnische, Pferde fielen in die Hände der Böhmen; auch die große Büchse, welche 2000 Dukaten gekostet hatte. Diese ward im Triumf in Prag eingeführt. Der ganzen Parthei sank nun der Muth. In Breslau wüthete das Volk im wilden Ungestüm durch die Straßen,

die Prediger lärmten auf den Kanzeln gegen den Rath der Stadt, und die Heerführer und die durch Lösegeld wiederkehrenden Gefangenen durften sich gar nicht sehen lassen. Leicht hätten die Böhmen jetzt Breslau erobern können; allein Viktorin muste nach Mähren, weil die Hülfe dort Noth that. Die Stadt Schweidnitz ward wegen ihrer Untreue von dem päbstlichen Gesandten in den Bann gethan, schloss sich dafür aber wieder an Georg an. Der päbstliche Gesandte sahe jetzt wohl ein, dass bei diesem Kriege nicht viel herauskommen würde, machte dem Magistrat Vorwürfe, dass er versprochen, 10,000 Mann ins Feld zu stellen und jetzt so wenig leiste, und rieth, an den Frieden zu denken, wenn von Polen keine Hülfe zu erwarten sei. Unterdess eroberte Jodokus die festen Schlösser Zukkmantel und Edelstein und das bei dem letztern befindliche Goldbergwerk, wodurch er seinen Verlust bei Frankenstein ersetzte. Aus Polen kamen 200 Kreuzfahrer und aus Erfurt und Leipzig 400 Studenten an; auch ward durch ganz Schlesien das Kreuz gegen Georg gepredigt, aber es sammelten sich wenig Kreuzträger; denn die Zeit war jetzt vorüber. Weil Mathias in Ungarn beschäftigt war, konte er keinen Feldzug gegen Böhmen machen. Der Pabst trug deshalb dem polnischen König Kasimir, der selbst im Bann war, die böhmische Krone an, wenn er gegen Georg zöge; allein dieser hatte früherhin einen Vertrag mit Georg geschlossen, kante auch Roms Schlechtigkeit und schlug dies Anerbieten aus.

Die Breslauer rüsteten indess wieder ein Heer aus, 600 Reiter, 600 zu Fuß und 100 Wagen, zu denen tausend bischöfliche stießen. Sie zogen gegen Münsterberg, aber kamen bald zurükk, da sie hörten, ein böhmisches Heer stände in Glaz. Darauf gaben die Breslauer dem Balthasar 200 Mann, um seinen Bruder aus Sagan wieder zu verjagen; allein Johann schlug dies Heer, nahm

ihm alle Rüstung ab und schikte die Leute ausgeplündert nach Hause. Dem Bischof Jodokus ging es besser, er brandschatzte die Dörfer im Frankensteinschen und Münsterbergschen, zwang die Klöster Kamenz und Heinrichau, tausend Dukaten zu zahlen, und machte noch in demselben Jahr Frieden mit Georg. Diesem Frieden folgte unter polnischer Vermittelung ein Waffenstillstand zwischen Georg und seinen aufsätzigen Unterthanen. Während desselben hofte man den Frieden zu Stande zu bringen und beraumte dazu einen Landtag in Breslau an, der von den Laufitzern, Böhmen, Mähren, Polen und Schlesiern beschikt ward. Allein leider starb der Hauptfriedensvermitler plötzlich, nämlich der edle Bischof Jodokus; und darum fiel der erste Beschluss des Landtages dahin aus: „den Georg nimmermehr als König anzuerkennen." Zu Himmelfahrt 1468 ward der Waffenstillstand aufgehoben, und sowohl Mathias von Ungarn, als auch der Keiser Friedrich der Dritte traten jetzt feindlich gegen Georg auf. Viktorin ging mit einem Heer gegen Oestreich, muste aber mit Verlust zurükk kehren — kein guter Anfang des Feldzuges. In Schlesien wurde der Krieg nicht sehr eifrig geführt, weil die meisten Stände die kostbaren Kriegsrüstungen scheuten. Selbst der sonst so eifrige Kriegsanschürer, der Kardinal Rudolf in Breslau, äußerte jetzt immer friedliche Gesinnungen; denn man hatte ihn zum Bischof ernant, und als solcher wolte er seine Länder und Kassen schonen. Nur die Breslauer und Schweidnitzer hatten ein Heer von 4000 Mann zusammengebracht. Dieses Heer eroberte Bolkenhein; Münsterberg räumten die Böhmen von selbst und nach hartnäkkiger Belagerung übergaben sie Frankenstein. Mathias war indessen in Böhmen eingedrungen. Georg schloss ihn so eng ein, dass er weder vorwärts noch rükkwärts konte. Da bat er, gegen Ersatz der Kriegskosten, um Frieden und freien Ab-

zug. Georg ließ sich erbitten, und schlofs einen Waffenstillstand ab. Aber kaum war Mathias der Gefahr entwischt, als er treulos von Neuem den Krieg anfing.

Durch polnische Vermittelung kam späterhin eine Zusammenkunft zwischen Georg und Mathias, und Ostern 1469 ein neuer Waffenstillstand zu Stande; Mathias ließ sich aber während des Waffenstillstandes förmlich in Ollmütz zum König von Böhmen krönen, und die Breslauer feierten diese Handlung durch öffentliche Biergelage auf dem Markt. Ja, in Ollmütz schlepte das Gesindel einen Strohmann, den es Georg nante, unter Mathias Augen durch die Gassen. Bald darauf kam Mathias selbst nach Breslau und empfing dort die Huldigung. Mehre Städte, unter andern die Lausitz'schen und mehre Fürsten, folgten diesem Beispiel. Die in Breslau versammelten Herzöge waren: Balthasar von Sagan, Johann von Priebus, Heinrich XI. von Freistadt, Friedrich von Liegnitz, Konrad VII. von Oels, Konrad von Wohlau, Wenzel von Riebnikk, Johann von Gleiwitz, Johann von Leobschütz, Przimko von Teschen, Nikolaus von Oppeln und Anna von Zillei aus Glogau. Die Jauerschen und Schweidnitzschen huldigten besonders in Schweidnitz. Mathias zeigte sich bald gegen die Breslauer, durch deren Hülfe er bis dahin gelangt war, sehr streng. Er verurtheilte sie zum Ersatz des Schadens, den sie einigen Städten und Edelleuten im Krieg verursacht hatten, verwies der Gemeinde ihr ungebührliches Betragen gegen den Rath, ließ die zwei vertriebenen Rathsherren wieder einsetzen und gab dem Magistrat volle Macht, allen Ungehorsam zu bestrafen. Die oberschlesischen Herzöge, die dem Könige nach Ollmütz folgten, musten sich noch verbindlich machen, wenn Mathias ohne Erben stürbe, dem nachfolgenden König von Böhmen nicht eher zu huldigen, als bis er zur

Auslösung Schlesiens 400,000 Dukaten an Ungarn gezahlt hätte.

Georg erkante bei diesen Handlungen des Mathias den Waffenstillstand nicht weiter an, sondern schikte Viktorin nach Mähren, der leider da geschlagen und selbst gefangen ward. Georg verlor den Muth nicht, obgleich seine Lage von Tage zu Tage immer schlechter wurde. Der Krieg bestand weniger im Schlagen, als im Verheeren. Dies Verwüsten war so allgemein, dass in dem harten Winter 1469 — 1470 im Troppauschen, Münsterbergschen, Frankensteinschen und Glazischen viele Tausend Menschen, deren Güter abgebrant waren, vor Frost umkamen. Die heftigsten Beförderer des Kriegs, als die vornehmen Geistlichen zu Breslau, gelangten dadurch zu friedlichen Gesinnungen, und wenn nicht die Stadt selbst standhaft geblieben wäre, so hätten die Schlesier eine Gesandtschaft an Georg geschikt und um Verzeihung gebeten. Im Frühjahr 1470 fing Mathias seinen Verwüstungskrieg von Neuem an; die Schlesier musten antheilsweise ein Heer ihm dazu stellen; nämlich:

der Bischof	100	zu Pferde	und	200	zu Fuß,
Friedrich von Liegnitz	200	—	und	400	—
Heinrich von Freistadt	100	—	und	200	—
Schweidnitz und Jauer	200	—	und	400	—
die Konrade zu Dels und Wohlau	75	—	und	150	—
Balthasar von Sagan	15	—	und	30	—
Anna von Glogau	30	—	und	60	—
Breslau	200	—	und	400	—

Dies Heer vereinigte sich mit dem ungarischen bei Brünn und drang in Böhmen ein. Elfhundert Dörfer, Flekken und Meiereien wurden in Asche gelegt, so dass die Böhmen wähnten, der jüngste Tag sei gekommen. Georg begab

sich von Troppau nach jenen Gegenden, und ließ Mathias auffordern: entweder Frieden zu machen und die besetzten Länder wieder heraus zu geben, oder einen Zweikampf mit ihm zu bestehen, oder eine offene Schlacht zu wagen, dagegen dies Verwüsten und Zernichten der Menschheit zu unterlassen. Aber Mathias wich allem dreien auf eine feine Weise in einem Antwortschreiben aus. Dieses unritterliche Benehmen beleidigte selbst die Großen in Ungarn, die so schon der ihnen fremden Kriege müde waren; sie erregten Unruhen und Mathias muste zurükk. Die Schlesier wurden ihrem Schiksale überlassen, die Breslauer waren untröstlich, denn sie konten keine Söldner mehr halten, weil aller Handel darnieder lag und ihnen die Feldzüge schon große Summen, der letzte allein 10,000 Dukaten, gekostet hatten. Mehre Schlossherren im Schweidnitzschen lauerten ihren Gütern auf, und selbst das Schweidnitzer Bier konten sie nicht ohne große Bedekkung kommen lassen. Dabei litt die Stadt an einer Münzverwirrung und ward von einem Landeshauptmann bedrükt. In dieser Zeit fingen die Breslauer an, das Unrecht einzusehn, was sie ihrem rechtmäßigen König Georg angethan hatten, und jetzt starb dieser große Mann, den 22. März 1471, an der Brustwassersucht, 51 Jahr alt. Kurz vor seinem Tode empfahl er, weil er wohl wuste, dass seine Söhne sich nicht würden behaupten können, den Ständen den polnischen Prinzen Wladislav, der von mütterlicher Seite von Karl dem Vierten abstamte, zum König. Den 27. Mei ward Wladislav zum König von Böhmen ausgerufen. Die Schlesier dagegen hielten einen Fürstentag, und beschlossen darauf, dem Mathias treu zu bleiben. Da aber die Breslauer von den Polen mit Zerstörung ihrer Stadt bedroht wurden, so kam es zu einem Frieden, worin die Schlesier versprachen, dem Mathias keine Hülfe zu leisten, seine Truppen und Unterthanen nicht ins Land zu

lassen, den Polen aber allen möglichen Vorschub zu geben. Doch noch vor Unterzeichnung dieses Friedens sandten die Schlesier 2000 Mann Truppen nach Iglau, dem Sternberg zur Hülfe. Die Breslauer unterzeichneten auch den Frieden nicht, sondern nur die übrigen Schlesier. Mit 9000 Polen drang Wladislav über Troppau, Neiße und Glaz in Böhmen ein und ließ sich in Prag krönen. Breslau gerieth dadurch in große Noth, stand ganz allein, muste alles befürchten und schloss nun, mit Mathias Bewilligung, der in Ungarn zu thun hatte, mit den Polen einen Waffenstillstand.

Da der Pabst, der Anstifter und Vermehrer aller dieser Kriege, Hülfe gegen die Türken gebrauchte, so suchte er den Frieden zu vermitteln, und sandte einen Botschafter nach Schlesien, der im November 1472 ankam, einen Waffenstillstand bestimte und die Kriegführenden nach Neiße einlud. Die Breslauer erlebten um diese Zeit noch eine besondere Schande. Georgs Sohn, Heinrich der Erste von Münsterberg und Glaz, ein treuer Anhänger Wladislav's, befehdete sie sehr stark, und brandschatzte ihre Besitzungen, vorzüglich im Neumarktschen. Darum begaben sich zwei Abgesandte zu Heinrich in Glaz, überreichten dem Herzog und der Herzogin zwei samtne, mit kostbaren Pelzen gefütterte, Mäntel, die beide an 150 Dukaten werth waren, und baten dabei um Verschonung ihres Gebiets. Heinrich nahm sie gut auf und that nur zur Strafe einige Fragen, als: warum habt ihr meinen Vater nicht als König anerkennen wollen? warum habt ihr solche Kriege erregt? warum habt ihr euch so von den Pfaffen verführen lassen? — Allgemein verspottete man jetzt die Breslauer. „Blödmüthig seid ihr, so hieß es, dass ihr bei dem Sohne, einem kleinen Fürsten, Frieden sucht, den ihr von seinem Vater, einem großen König, nie habt annehmen wollen.“ Der Abt des Breslauschen Sandstifts,

Benedikt Johnsdorf, hatte in einer Kapelle Georg abmahlen lassen, wie ihn zwei Teufel in die Hölle tragen. Heinrich sagte deshalb zu den Breslauschen Gesandten: „Saget dem Abt, dass ich sein Kloster und alle Dörfer verheeren und verbrennen lasse, wenn er meinen Vater nicht aus der Hölle thut.“ Sobald der Abt dies erfuhr, ließ er aus Furcht das Gemälde vertilgen. Der Bischof Rudolf, der auch wegen seiner Güter Schonung suchte und deshalb persönlich mit Heinrich in Kamenz zusammen kam, muste ihm 800 Dukaten Brandschatzung zahlen. So fand der Sohn Gelegenheit, die Unbillen zu rächen, die dem Vater zugefügt waren. Allein obgleich alle Kriegsanschürer jetzt friedlicher dachten, so waren dennoch die Wünsche und Begehrungen so verschieden, dass auch der Pabst einsah, es sei leichter, Feuer anzuzünden, als das angezündete zu löschen. Der von ihm angeordnete Waffenstillstand führte zu keinem Frieden; Mathias setzte den Verwüstungskrieg fort.

Im Jahr 1474 unternahm Johann von Sagan, auf Mathias Antrieb, einen Zug gegen Polen, wozu die Breslauer die Büchsen gaben; that großen Schaden, legte über 600 Dörfer in Asche und erregte dadurch Zwietracht unter den Polen, dass er die Güter ihrer Anführer verschonte. Mathias kam auch selbst in diesem Jahr nach Schlesien mit 6000 Mann, denen die Breslauer 200 zufügten. Er zerstörte wohl mehre Raubschlösser, von denen aus der innere Krieg geführt wurde, der in den damaligen Zeiten stets, gleich einem Schatten, den äußern begleitete; aber sein Heer durchplünderte ganz Oberschlesien, und glich einem ungeheuren beweglichen Raubschloss. Da Mathias hörte, dass der König von Polen sein Heer zusammenziehe, begab er sich nach Breslau und forderte große Kriegssteuern von den Schlesiern; von den Breslauern allein 12,000 Dukaten. Sein Heer schlug bei

der Nikolai-Vorstadt ein Lager auf, und zeichnete sich durch eine ganz besondere Raub- und Plünderungssucht aus. Die Bürger in der Stadt litten von der Einquartierung große Noth, und die Unterhaltung des ganzen königlichen Hofstaates kostete den Breslauern noch andere 12,000 Dukaten.

Die Soldaten plünderten 6 Meilen weit Alles aus, und verschonten auch Breslau nicht. Der polnische König Kasimir führte sein Heer, 60,000 Mann stark, bei Krappitz durch die damals seichte Oder, zündete, wie Mathias, überall die Dörfer an, und verbreitete rings Verderben. Vierzehn Tage belagerte er Oppeln, eroberte es aber nicht; eben so ging es mit Brieg. Bei Ohlau stießen 20,000 Böhmen zum polnischen Heer, Ohlau konte aber auch nicht genommen werden. Mathias schikte 2000 Mann Schlesier nach Polen, um sie nicht ernähren zu dürfen, und dort verwüsten zu lassen. Mit seinen Truppen setzte er sich auf und um den Dom fest, ließ alle Landleute mit dem Ihrigen in die Städte treiben, und legte es darauf an, das polnisch-böhmische Heer durch Hunger zum Rükkzuge zu zwingen. Alle Straßen in Breslau lagen voll von Landvolk. Dies brachte viel Getreide mit hinein, und so fehlte es hier nicht an Lebensmitteln. — Das polnische Heer stand bei Katharina, eine Meile von Breslau, den rechten Flügel an die Oder, den linken an die Ohle gelehnt. Mathias, als Bauer verkleidet, ging mitten in dasselbe und erforschte dessen Stärke. Allein obgleich das polnische Heer zehn Mal stärker als das ungarische war, unternahm es doch nichts von Bedeutung, denn es bestand aus ungeübten Haufen und hatte wenig Geschütz. Eine Schaar von 15,000 Mann, die eine Vorstadt stürmen wolte, ward durch einige Kanonenschüsse zurükkgetrieben. Nachdem alle Lebensmittel an der Ohle aufgezehrt waren, zog das böhmisch-polnische Heer in die Gegend von

Schalkau und Hermansdorf. Wo einzelne Polen streiften, wurden sie in der Regel gefangen genommen. Mathias schenkte der Stadt Breslau 200 solcher Gefangenen, mit dem Bedeuten, sie zu ersäufen oder zu begraben; allein der Rath sperrete sie bei Wasser und Brod ein. Andere Gefangene in Oppeln, Brieg und Ohlau musten erhungern. Zuletzt wurden so viele gefangen genommen, dass Mathias befahl, bloß die vornehmen davon zu tödten, die andern aber mit einem Schnitt ins Gesicht laufen zu lassen. Die Bürger in Breslau hatten aber auch keine goldnen Zeiten; durch das Anhäufen der vielen Menschen brachen ansteckende Krankheiten aus, tagtäglich musten sie sich mit den plündernden Ungern herum tummeln, und Mathias behandelte sie nichts weniger als sanft. Alle waren des Kriegs müde, denn alle litten, und durch ein solches Kriegführen konte auch nichts entschieden werden. Da kamen am 15. November die drei Könige Mathias, Wladislav und Kasimir bei Groß-Mogbern, $\frac{3}{4}$ Meilen von Breslau, zusammen, und schlossen einen Waffenstillstand auf 30 Monate und einen Vertrag, der festsetzte, dass jeder das behalten solte, was er habe. Die Polen zogen nun über die Oder nach Hause. Kaum die Hälfte kam zurükk. Die Breslauer hatten aber noch nichts gewonnen; denn die Ungern plagten fürder die Stadt, und viele Fehdebriefe kündigten ihnen an, dass ihr Handel und ihre Güter noch keine Sicherheit hätten. Letzterem half Mathias ab, indem er einen Landfrieden gebot und einen Oberlandeshauptmann von Schlesien einsetzte. Er selbst herschte mit völliger Unumschränktheit und wolte auch nur Gehorsam aus Furcht. Den friedlichen Zepter Georgs hatte Breslau verworfen, jetzt muste es unter der Geißel des Mathias bluten. Sein Minister George Stein sagte unter anderm zu den Breslauern, da sie sich über die Erpressungen beschweerten: „Ihr habt den Tanz gehegt, deswegen müst

ihr auch den Pfeifern und Lautenschlägern lohnen. Man muss euch allso behandeln, damit ihr euch ins Künftige nicht untersteht, Königen ungehorsam zu sein, mit Königen zu kriegen und Könige Ketzer zu heißen. Dem Pabst gebührt es, über Ketzer zu erkennen, nicht euch Bauern von Breslau. Man soll es mit euch allso machen, damit andere Städte an eurem Beispiel lernen, gehorsam sein, ihrer Nahrung warten und sich mit Kriegen unverworren lassen." Bei seiner Abreise von Breslau (den 3. März 1475) zerriss Mathias noch eigenhändig mehre Schuldbriefe, womit sich Gläubiger und Fehder der Stadt Breslau verschrieben hatten, und setzte andere, die wegen Schulden verhaftet waren, in Freiheit, weil sie sich mit ihm abgefunden hätten. Im Jahr 1477 schikte er von Neuem 2000 Mann Truppen nach Schlesien, um die Ruhestörer und Befehder in Ordnung zu halten; aber dies Heer war schreklicher, als jene Befehder; die Truppen davon fingen Kinder auf und zerhieben sie in Stükken, wenn die Eltern sie nicht auslösen wolten oder konten, während die böhmischen Befehder nach wie vor Schlesien beunruhigten. Um sich diesen Befehdungen zu entziehen, schlossen zuerst Schweidnitz und Jauer, späterhin der Oberlandeshauptmann, als Besitzer von Bolkenhein, und endlich der Bischof und die Stadt Breslau einen besondern Frieden mit Böhmen.

An dem allgemeinen Frieden wurde auch schon zu Brünn gearbeitet. Er kam 1478 zu Stande, nachdem vorher ganz Schlesien dem Mathias noch eine große Kriegssteuer hatte aufbringen müssen. Die Friedensbedingungen waren folgende:

1) Mathias behält Mähren, Schlesien und die Lausitz, Wladislav hingegen Böhmen.
2) Stirbt Mathias eher als Wladislav, so nimt Letzterer die von Böhmen abgerissenen Länder in Besitz,

muſs aber der Krone Ungarn 400,000 Dukaten zahlen.

3) Stirbt aber Wladislav eher, und wählen die Böhmen den Mathias zu ihrem Könige, ſo wird Böhmen unentgeldlich mit Ungarn vereinigt.

4) Die Aufhebung des Bannes ſoll von beiden Königen ausgewürkt werden.

5) Das Vorgefallene wird vergeſſen und keiner deswegen verfolgt.

XX. Johann der Zweite.

(Von Sagan und Glogau.)

Gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts zerfiel der untere Theil von Schleſien in die drei Fürſtenthümer Sagan und zwei Hälften von Glogau; zur erſten Hälfte gehörte Sprottau, Kroſſen, Züllichau und Freiſtadt; zur andern Guhrau. Die Herzöge des erſten Glogauſchen Antheils wohnten gewöhnlich im Schloſs zu Freiſtadt; die, welche den zweiten Theil beſaßen, hatten das Glogauer Schloſs inne. Die erſten Beſitzer dieſer drei Theile waren Johann I. von Sagan, deſſen Bruder Heinrich X. in Freiſtadt, und Wladislav aus dem Teſchenſchen Hauſe in Glogau. Nach dem Tode des Letztern (1463) beſaß deſſen Gemahlin, Anna Margaretha geborne Gräfin von Zillei dieſen Antheil. Heinrich X. zeichnete ſich durch Weisheit in dem huſſitiſchen Kriege aus, und ſicherte ſein Land gegen Plünderung. In einen ſehr ſchlechten Ruf gerieth dagegen ſein Bruder Johann I. von Sagan, ungeachtet vieler ernſtlichen Bemühungen für das Wohl ſeines Landes; weil er ſich Miſshandlungen gegen die Aebte des dortigen Auguſtinerkloſters erlaubte. Er ließ unter an-

derm den Abt Heinrich II. von Unterburg, der ihn in den Kirchenbann gethan hatte, in den Schlosthurm werfen, und drei Monate nachher, gefesselt, auf einem Wagen durch die Gassen der Stadt und durchs Wasser fahren. Er selbst trat dabei auf die Gasse und rief die Einwohner zum Ansehen des Schauspiels heraus. Da ihm der Abt 6000 Mark Lösegeld verweigerte, so ließ er ihm, der schon ein Auge im Garten durch einen Dorn verloren hatte, das andere ausreißen. Oft hatten ihn die Geistlichen durch die Erinnerung an die letzte Stunde zur Besserung zu bewegen gesucht; um sie los zu werden, pflegte er zu antworten: „Wenn der Kirchthurm einfallen und eine wilde Gans allein fliegen wird, werde ich sterben.“ Der Kirchthurm war aber nicht so vest, als er geglaubt hatte; es stürzte derselbe plötzlich ein. Dies hielt Johann für eine unglükliche Vorbedeutung, und sein Beichtvater, Pater Martin, der ihn besuchte, vollendete die Angst seines Herzens. Er befahl, seinen Wagen anzuspannen, um sich in der freien Luft wieder etwas zu erholen. Als er aber zum Fenster noch ein Mal heraus rief, dass man mit dem Anspannen eilen möchte, sah er eine wilde Gans allein fliegen, worüber er noch heftiger erschrak. Bald darauf starb er den Sonntag nach Ostern im Jahr 1439, nachdem er alle seine Sünden bereuet hatte. Nach seiner Verordnung ward er mitten in der Kirche beerdigt, damit ihn die Geistlichen im Tode täglich mit Füßen treten möchten, weil er sie im Leben so sehr beleidigt hätte. Dieser Johann hatte das Gebiet von Priebus, welches früherhin zur Niederlausitz gehörte, von dem Hern von Hokinborn gekauft und auf immer mit Schlesien vereinigt. Er hinterließ 4 Kinder, die sich so in dem Herzogthum theilten, dass Balthasar Sagan und Naumburg, und Johann Priebus erhielt; mit der Bedingung, dass jeder regierende Bruder

einen andern erhalten muste, nämlich Balthasar den Rudolf und Johann den Wenzel. Wie kleinlich und dürftig es bei diesen vier Herzögen mag hergegangen sein, das berichten die Saganschen Jahrbücher, indem sie erzählen, dass die beiden Herzöge Wenzel und Rudolf ihr bestimtes Taschengeld erhielten, welches nicht hinreichte zu einer eignen Wirthschaft; so dass sie in die Stadt zu Tische gingen, der erstere bei einer Bürgerin am alten Ringe. Wegen dieser traurigen Umstände zogen auch Balthasar und Rudolf in einen auswärtigen Krieg; sie führten den deutschen Ordensrittern 4000 Mann gegen die Polen zu Hülfe; Rudolf blieb 1444 in der Schlacht bei Kunitz, Balthasar aber focht drei Jahre als Held und eroberte mehre Städte, unter andern auch Königsberg. Wenzel lebte in stiller Ruhe in Sagan und nach Verkauf des Herzogthums in Breslau bis 1488. Johann war bei dem Tode des Vaters noch sehr jung.

Balthasar zeichnete sich in der Anerkennungssache des Königs Georgs durch eine eigensinnige Hartnäkkigkeit aus, die bei einer bessern Sache nicht übel gewesen wäre. Als nämlich fast alle Schlesier Georg schon anerkant hatten, widersetzte er sich noch mit den Breslauern demselben, und als endlich durch Vermittelung des Pabstes die Breslauer auch Frieden mit Georg machten, und durch vieles Fürbitten bei demselben auch er in diesen Frieden mit eingeschlossen ward, so verwarf er denselben mit den Worten, dass er demjenigen schlechterdings nicht gehorchen werde, der der Kirche und dem apostolischen Stuhl nicht gehorsam sei. Ein böhmisches Heer verjagte ihn 1461, Sagan ward erobert und Georg belehnte dessen Bruder Johann von Priebus damit. Im Jahr 1463 wurde aber Johann, auf Anstiften des Pabstes, in den Bann gethan, weil er seinem Bruder, der sich an den Pabst gewandt hatte, Sagan nicht wiedergeben wolte. Der Pabst war nämlich

von Neuem ein Feind von Georg geworden, und fand an den Breslauern die herlichste Unterstützung. Darum paste Johann den Breslauschen Handelswagen auf und nahm die weg, mit dem Ausdrukk: „wenn sich die Breslauer auf das Bannen verstehen, so verstehe ich mich auf das Wagenwegnehmen.“ Er blieb ruhig in seinem Besitzthum. Späterhin (1467) nahm Balthasars Schiksal eine glüklichere Wendung. Johann's wichtigster Nachbar, Heinrich von Freistadt, ließ sich mit den Lausitzern in ein Bündniss gegen denselben ein. Ein Heer rükte gegen ihn an, in drei Tagen muste er weichen und das Schloss nebst der Stadt Sagan übergeben. Er kehrte nach Priebus zurükk, und Balthasar erhielt Sagan wieder. Im Jahr 1472 warb Johann von dem Gelde, das ihm Mathias zum Kriege gegen Polen gegeben hatte, 3000 Mann, rükte damit vor Sagan und belagerte die Stadt. Er ließ glühende Kugeln in dieselbe werfen, zündete sie dadurch an, so dass sie gänzlich abbrante. Die Einwohner, um ihr Leben zu retten, drängten sich alle aus dem Sorauschen Thor hinaus, begegneten aber auf der Brükke den Belagerern und wurden größtentheils von diesen in den Bober gestürzt. Balthasar hielt sich noch 9 Tage im Schloss; am 16ten Mei muste er es aber übergeben. Sein Bruder führte ihn, gegen die Bedingungen der Uebergabe, nach Priebus und setzte ihn in den dasigen Schlossthurm gefangen. Dort saß er in einem kleinen Zimmer unter Aufsicht eines gewissen Busch, der ihn allmälig erhungern ließ. Man erzählt davon Folgendes: „Herzog Johann, der wieder jetzt in Sagan wohnte, ward einige Wochen nach Balthasars Gefangennehmung von einer entsetzlichen Bangigkeit überfallen, gedachte seines unglüklichen Bruders, ließ sogleich sein Pferd satteln, um nach Priebus zu reiten, stürzte unterwegs, eilte aufs Schloss, ließ das Gefängniss öfnen und fand darin seinen Bruder todt neben dem Tische mit

zerbissenen Armen liegen, und auf dem Tische die Worte geschrieben: Der Durst quälte mich mehr als der Hunger."

Dies und vielleicht noch mehres Andere erzeugte in Johann den Entschluss, das Fürstenthum zu verkaufen. Die sächsischen Herzöge Ernst und Albrecht kauften es 1472 für 55,000 Dukaten, wovon Johann's Bruder Wenzel 21,000 Stükk erhielt.

Johann, ohne Land, suchte jetzt Beschäftigung im Kriege. Er trat von Neuem in Mathias Dienste, warb Truppen, fiel damit 1474 in Polen ein, verheerte Alles mit Feuer und Schwert, brante 600 Dörfer ab, säete Zwietracht unter die Polen aus; ward aber bei Abbrennung des Städtchens Kiefel fast selbst getödtet. Ein einstürzendes Haus zerschmetterte ihm ein Bein und halb verbrant zog ihn Busch aus den Trümmern hervor, den er von der Zeit an seinen Vater nante und in die Zahl seiner vertrautesten Räthe aufnahm. Der bald darauf folgende Waffenstillstand endigte diese kriegerische Thätigkeit.

Im Jahr 1476 trat Johann von Sagan aber wieder auf den Kampfplatz. Heinrich der Elfte von halb Glogau, Freistadt und Krossen war nämlich gestorben und hinterließ eine zwölfjährige Gemahlin Barbara, Tochter des brandenburgschen Kurfürsten, der er seine Besitzungen vermacht hatte. Damit die junge Witwe sich in den Besitzungen behaupten könte, worauf Mehre Ansprüche machten, so trug Kurfürst Albrecht seine Tochter dem böhmischen König Wladislav zur Gemahlin an, der den Antrag annahm und als künftiger Gemahl der Prinzessin die Huldigung in Freistadt empfing. Allein der eingesetzte Statthalter Schenk zog sich durch sein hochmüthiges Betragen den Hass der Unterthanen zu. Der König Mathias von Ungarn hatte den Plan, einen unehelichen Sohn mit diesen Besitzungen abzufinden, und da er selbst jetzt nichts

ausrichten konte, beschloss er, Johann als Werkzeug zu gebrauchen, der als Verwandter des Verstorbenen scheinbare Ansprüche auf dessen Erbe hatte. Johann warb, unterstützt von Mathias, Truppen, und bemächtigte sich im Dezember 1476 aller Städte des Landes, bis auf Krossen und Freistadt. Freistadt eroberte er endlich, die Belagerung von Krossen muste er aber aufgeben und verlohr 1478 auch eine Schlacht. Doch richtete der Kurfürst nichts gegen ihn aus, obgleich er wegen seiner Tapferkeit bekant war. Wladislav gab bei der Gefahr seine Braut ganz auf, Albrecht und Johann stritten bis 1479, Freistadt und viele andere Oerter wurden dabei verheert.

Im Jahr 1479 machten beide einen Waffenstillstand, denn Johann gingen jetzt die Augen auf über Mathias Plan. Mathias ließ sich nämlich von dem Herzog Kasimir von Teschen, gegen eine Entschädigung, dessen Rechte auf die andere Hälfte von Glogau abtreten, welche Anna von Zillei jetzt noch besaß. Johann bemächtigte sich nun dieser Hälfte und eroberte auch das Schloss. Durch eine besondere Vorrichtung warf er lauter stinkende Dinge in das Schloss, als Tonnen mit todten Pferden, Hunden, Katzen und Menschenkoth, so dass es die Belagerten vor Gestank nicht aushalten konten. Die Fürstin Anna vertheidigte sich lange, nur erst als ein hingeführter Entsatz vergeblich gekämpft hatte, übergab sie 1480 das Schloss und zog nach Guhrau, wo sie bald darauf starb. Mathias ließ ganz Schlesien jetzt gegen Johann aufbieten, aber die Schlesier hatten keine Lust, für ihn zu fechten; und deshalb ward ein Friede vermittelt. Johann erhielt darin Groß-Glogau, Freistadt, Sprottau, Grünberg, Polkwitz, Schlawe und Bobersberg; Mathias Sohn Korvin wurde dagegen zum Erben von Johann eingesetzt. Der Kurfürst von Brandenburg bekam Schwiebus, Züllichau und Krossen; und tauschte für ersteres in demselben

Jahr (1481) Bobersberg und Sommerfeld ein. Seit der Zeit sind diese Besitzungen auf immer von Schlesien getrent worden. Diesen vortheilhaften Vertrag hatte Johann vorzüglich seinem ersten Rath Kolo zu verdanken, einem klugen, listigen und unruhigen Manne, der Verstand genug besaß, ganz Schlesien zu verwirren, und Bosheit des Herzens genug, es zu unternehmen. Dieser Kolo und Busch erhielten sich beständig in Johann's Gunst, während er gegen seine andern Lieblinge veränderlich war und sie oft grausam behandelte. Johann unterdrükte und quälte seine Unterthanen, er hielt beständig Truppen, gleich dem König Mathias, der zuerst stehende Heere einführte, und die Erpressungen nahmen kein Ende. Die drei Herren von Zabeltitz, welche einen langen Streifen an der Oder hinunter besaßen, als Wartenberg und Kontop, ließ er plötzlich verhaften, machte ihnen als heimlichen Räubern einen scheinbaren Prozeſs, ließ zwei enthaupten, den dritten in einem Thurm erhungern und einverleibte das Land seinem Fürstenthum. Johann faste endlich den Entschluſs, sich zum Hern von ganz Schlesien zu machen. In dieser Absicht verheirathete er seine drei Töchter an die drei Söhne des Herzogs Heinrichs von Münsterberg und Glaz, der, wegen seines Vaters Georg, in Böhmen in großem Ansehen stand. Bei Gelegenheit dieser Verbindung forderte er die Stände des Fürstenthums auf, seinen drei Schwiegersöhnen zu huldigen, auf den Fall des Todes, ganz dem geschlossenen Vertrage zuwider; aber vergeblich. Einige böhmische Truppen kamen ihm indeſs zu Hülfe, und weil die Stadt Glogau nicht in seinen Plan eingegangen war, setzte er jetzt den Magistrat ab und stekte die Rathmänner in einen Thurm. Er erwählte rohe Leute zum neuen Magistrat, unter andern einen Gärber zum Bürgermeister. Da dieser sagte, er sei zu einfältig zu solch einem Amt, antwortete Johann: „solche einfältige

Pinsel will ich eben, die vorigen Buben waren zu klug." Mathias schikte ein Heer, die Schlesier rüsteten auch eins aus, und beide drangen bis nach Steinau vor. Die schlesischen Fürsten ermahnten noch ein Mal Johann zum Frieden, und versprachen ihm sogar eine Vergrößerung der Länder; aber vergeblich. Johann brante alle Vorwerke, Vorstädte und Mühlen vor Glogau ab, um desto besser sich vertheidigen zu können. Der Dom ward späterhin auch von ihm angezündet, weil er ihn nicht mehr behaupten konte, und während dieses Brandes machte er einen Ausfall, nahm zwei Kanonen, muste sich aber wieder durch den flammenden Dom zurükkziehn, den die Belagerer besetzten. Hierauf bestelte er seinen Schwiegersohn Georg von Münsterberg zum Befehlshaber der Stadt und verließ in der Nacht dieselbe, um den Anzug der Hülfstruppen aus Böhmen zu befördern. Allein die böhmischen Hülfstruppen wurden bei Sprottau von einem neuen schlesisch-ungarischen Heere geschlagen. In Glogau sah es traurig aus, die Bürger konten nur mit Gewalt zum weitern Widerstande getrieben werden, die sechs eingesperreten Rathmänner starben unterdess den Hungertod. Man schlachtete die Pferde, und die Soldaten nahmen den Bürgern ihre Vorräthe mit Gewalt weg. Zum Hunger gesellete sich die Pest. Endlich muste sich die Stadt ergeben, und alle übrige Städte folgten ihr bald nach. Mathias belehnte mit dem ganzen Fürstenthum seinen Sohn Johann Korvin. Kolo, der schon vor der Einnahme Glogaus die Stadt verlassen hatte, ward als Urheber des Krieges aus Schlesien verbant, kehrte aber in einigen Jahren wieder zurükk und stiftete andere Unruhen gegen den Bischof; er selbst war Geistlicher, Domprobst in Glogau und Domherr in Breslau. Busch ward zu Freistadt gefangen und als der Urheber des Todes der Glogauschen Rathsherren enthauptet. Die Herzöge von Oppeln, die heimlichen

Theil genommen hatten, musten ein Strafgeld erlegen, der Herzog von Münsterberg ward seiner Länder beraubt; und selbst Johann's unschuldige Frau aus Steinau vertrieben, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Nach Mathias Tode wurde sowohl sie, als auch die Herzöge von Münsterberg und Oels, wieder in den Besitz ihrer Länder gesetzt.

Johann irrete in Schlesien umher. In Oppeln wolten ihn seine ehemaligen Bundesgenossen dem König Mathias überliefern; im Neißeschen lief er Gefahr, von Feinden gefangen zu werden, und verlor hier noch den kleinen Ueberrest seines Heeres. Drei Tage muste er sich in einem Walde und in Sümpfen verbergen. Diese Unglüksfälle zogen ihm in Glaz eine heftige Krankheit zu, in der ihn seine Frau nebst den Kindern in einem elenden Hause besuchte. Durch ihre Pflege ward er wieder gesund, und erhielt durch förmliche Abtretung seiner Besitzungen im Jahr 1489 einige Sicherheit für seine Person. Vom polnischen und sächsischen Hofe, an die er sich wegen eines Aufenthalts und wegen Fürsprache bei Mathias wandte, erhielt er bloß ein Geldgeschenk, mit der Deutung, das Land zu räumen. Er nahm Kriegsdienste unter dem polnischen Prinzen Johann Albert, der seinen Bruder Wladislav von Böhmen bekriegte; allein der Krieg fiel für Johann Albert schlecht aus, die Brüder verglichen sich und Johann von Glogau ward seinem Schiksale überlassen. Am Schlusse seines Lebens wallfahrtete er nach Rom, um seiner Sünden los zu werden; aber dass ihn auch jetzt die Entschlossenheit noch nicht ganz verlassen hatte, zeigt sein Betragen in Rom. Der Pabst erfuhr, dass ein deutscher Fürst in Rom wäre, und ließ ihm, als ein besonderes Merkmal der Achtung, zu wissen thun, er könne die Ehre haben, seine Füsse zu küssen. Aber Johann antwortete, er müsse nach Hause eilen, und sehne sich nicht nach einer

solchen Lekkerei. Nach seiner Zurükkunft wiesen ihm seine Schwiegersöhne, die von Wladislav mit dem Oelsnischen Fürstenthum nach Aussterben der Piasten belehnt waren, Wohlau zu seinem Aufenthalt an. Hier lebte er arm und ruhig, und seine Zeitgenossen wurden von seiner Reue und seinem frommen Lebenswandel in den letzten Jahren so erbaut, dass sie ihn fast heilig sprachen. Er starb den 23sten September 1504, in einem Alter von 70 Jahren.

Dieser Lebensbeschreibung fügen wir noch das Tagebuch der in Glogau verhungerten Rathsherren bei. Es hießen diese: Johann Köppel, Stadtschreiber; Mathias Kelner, Kaspar Schores, Johann Prüfer, Anton Knappe, Bernhard Dreißigmark und Nikolas Kunzel. Sie starben unter fürchterlichem Heulen und Schreien; Knappe den 14ten August, Köppel, Kelner, Prüfer und Schores zu Anfang des Oktober, Dreißigmark den 7ten Oktober, Kunzel aber wurde noch herausgelassen. In einem andern Gefängniss erhungerte ein Bürger Namens Fisch. Das Tagebuch der Rathsherren lautet so:

„Anno 1488, den Sonnabend vor Okuli, hat Herzog Hans zu Glogau, wegen grausamer Tirannei weit beschrieen (als der seinen Bruder Balzern erhungert, seine Schwester ins Elend verjagt, und die Herzogin Margarethen mit Gewalt aus der Stadt Glogau getrieben) uns Armen, die wir die Zeit im Rathstuhl saßen, in das Gefängniss werfen lassen. Er erdichtete auf uns schweere Laster, als hätten wir beschlossen, ihn dem König zu überantworten, und dass wir zugesaget, die Stadt und das Schloss dem Könige einzuräumen, und anders vielmehr; aber der höchste Gott wird Zeugniss geben unserer Unschuld, dass wir dergleichen zu thun uns nie unterstanden, noch in Sinn genommen haben. Wir baten wohl, man solte durch ein rechtmäßig Verhör und Erkentniss die Sache er-

örtern, aber unser Bitten war vergebens. Der Herzog wüthete vor Zorn, ließ uns in den scheuslichen runden Schlosthurm, das ein erschreklich Gefängniss ist, werfen. Ein anderer guter Mann, Nikolaus Fisch, ward in den polnischen Thurm gesenket. In diesem Gestank und Mist haben wir sitzen müssen, bis auf das fröhliche Osterfest, allda baten wir, christlichem Gebrauch nach, uns das heilige Abendmahl zu reichen; aber es ward uns armen Leuten verweigert. Bishero hatten uns auch die Unsern aus der Stadt gespeiset, aber hinfort ward es ihnen stark verboten. Eine Zeitlang speisete man uns täglich zwei Mal vom Hofe, auf die Letzte nur ein Mal. Nun wollen gute und fromme Herzen bedenken, was wir sieben für ein elend jämmerlich und betrübt Leben, und schweere Angst die Zeit über gehabt, wir könten viel davon sagen, aber wir befehlen es dem gnädigen gütigen Gott.

Also haben wir bei einander gelebt bis auf den 14ten August, da verschied einer unter uns, Anton Knappe, ohne alle Sakramente, obgleich er samt uns fleißig darum bat. Zwar schied er allso dahin, hatte aber große Reue über seine Sünde, tröstete sich ganz andächtig der Gnaden und Barmherzigkeit Gottes. Der woll' ihm gnädig sein! Nach seinem Tode haben wir viel Böses leiden müssen. Sie beschuldigten uns vieler und mancherlei Laster und Uebelthaten, darinne wir doch vor Gott unschuldig sind. Zuletzt, als sie keine Ursache an uns haben konten, ließen sie uns im Gefängniss verbleiben, ein Mal speiseten sie uns, das ander Mal nicht.

Am Tage Mariä Geburt gaben sie uns ein wenig Speise, darnach haben wir vier ganze Tage nichts bekommen, weder Essen noch Trinken. Ein Jeder aber kann leichtlich abnehmen, dass wir allso nicht lange werden dauern können. Wir haben gebeten, man solte uns die Sakramente nach Ordnung der christlichen Kirche zukom-

men lassen, haben aber nichts erhalten. Nun aber sehen wir wohl, dass man Vorhabens ist, uns einen grausamen und elenden Tod zuzufügen, es wäre denn, dass uns Gott wunderbarlicher Weise erhalten wolte. Wir bezeugen aber für die männiglich, die da dieses unser Schreiben lesen, oder davon hören werden, dass wir nichts desto weniger im wahren Glauben an Christus abscheiden wollen; und darnach, dass wir unschuldig einen so jämmerlichen Tod leiden müssen, dass wir dess auch nicht schuldig sein, wessen uns der Herzog auf dem Markte bei dem Rathhause beschuldiget hat; und so oft er uns damit beleget, bezeugen wir, dass uns Unrecht daran geschieht, und berufen uns auf Gott; und wollen Herzog Hansen unsern ungnädigen Hern vor dem gerechten und gestrengen Richterstuhl Gottes darauf antworten. Denn man kann leicht erachten, wenn er uns der geschehenen Anklage rechtmäßig hätte können überweisen, so hätte er uns nicht so tirannischer Weise in dies scheusliche Loch stekken und tödten dürfen. Er hat aber befürchten müssen, wenn er uns frei hätte zur Untersuchung kommen lassen, dass dadurch seine Grausamkeit und Unbilligkeit vor Jedermann würde kund und offenbar worden sein. Darum weil der allmächtige Gott uns um unserer Sünde willen zur Billigkeit allso heimsuchet, so wollen wir es geduldig und billig ertragen. Wir beten aber, er wolle uns um seiner grundlosen Barmherzigkeit willen einen seeligen Abschied aus diesem Leben verleihen. Wir bitten auch alle fromme gutherzige Leute, welche hiervon werden sagen hören, sie wollen Zeugen sein unserer Unschuld, uns, unsern Weibern und Kindern zum besten; denn wir können mit gutem Gewissen sagen, dass wir uns aufrichtig, ehrlich und wohl alle Zeit verhalten haben. Es wollen auch fromme Leute Gott für uns allerelendeste Männer bitten, dass er um seiner grundlosen Barmherzigkeit und bittern Todes willen, uns in unserm

großen Elend trösten, Geduld und starken Glauben bis an unser Ende verleihen, und uns aus diesem Jammerthal in das ewige Leben einführen wolle! Dieses Schreiben ist gethan bei großen Schmerzen, und unaussprechlicher Marter und Quaal den sechsten Tag nach Kreuzes Erhebung, welcher war der 19te September. Man hat uns fast 14 Tage nach einander weder zu essen noch zu trinken gegeben. Gott wolle ihnen, und allen denen, die diese böse Rathschläge über uns schmieden helfen, verzeihen und vergeben! Den Sonnabend nach Kreuzes Erhebung kamen sie, und nahmen Niklas Kunzeln, aus besonderer Gunst, aus dem Thurm, uns aber ließen sie bleiben. Da haben wir abermals um den Brauch der Sakramente gebeten, aber wir haben keine Antwort bekommen. Wir baten, dass sie uns doch nicht so jämmerlich solten lassen umkommen, sondern nur ein wenig Speise geben; da brachte man uns dreißig kleine Hofbrode und zwei Kannen Bier und eine Kanne Wasser. Mit dieser Speise und Trank haben wir unser Leben erhalten bis auf den Dienstag (den 23sten September wahrscheinlich). Denselben Tag haben wir um Trinken gebeten; da gab man uns eine Kanne, darein 10 Quart Bier gingen. Damit haben wir uns beholfen bis auf den Donnerstag (den 25. September); allda begehrten wir in großem Durst um Gottes und seiner heiligen Mutter willen nur einen Trunk Wasser, aber es ward uns versagt, wurden also mit unaussprechlichem Durst heftig geplaget. Und ihr lieben Leute solt wissen, dass uns der Durst mehr als der Hunger gequält hat. Hierüber kam der Edelmann, welchen man des Herzogs Vater nent, der nahm die Schlüssel vom Thurm zu sich, und zog davon; also blieben wir im Gefängniss. Gott helf uns!

Bei diesem schmerzlichen Elend und großen Betrübniss hab ich Johann Köppel dieses geschrieben, die Dinte habe

ich aus Lichtputzenschwärze gemacht. Wie es uns nun gehen wird, das steht in Gottes Händen und seinem gnädigen Wohlgefallen; denn werden sie uns Speise und Trank entziehen, so werden wir nicht mehr lange leben. Gott stehe uns bei, und erhalte uns! —"

XXI. Der Herzog Bartholomäus von Münsterberg und die Stadt Breslau.

Im Jahr 1478 machte ein Breslauscher Bürger, Namens Johann Rintfleisch, eine Reise nach Polen. In einem Wirthshause der Stadt Plotz ward ihm eine beträchtliche Summe Geld gestohlen; er war aber so glüklich, den Dieb aufzufinden und vor das Gericht der Stadt zu stellen. Der Rath von Plotz sprach hierauf folgendes Urtheil aus: „Es ist gewiss, dass, wenn Jemand den andern eines Diebstahles oder sonst eines Todesverbrechens wegen gerichtlich beklagt, und der Angeklagte zum Tode verurtheilt wird, in Ermangelung eines Henkers der Kläger selbst die Vollziehung des Urtheils übernehmen muss, wenn er nicht Gefahr seines eignen Lebens laufen und der Strafe der Wiedervergeltung sich aussetzen will." — Da nun kein Scharfrichter in Plotz war, so gab der Stadtrath dem Rintfleisch auf, den Dieb selbst zu hängen. Rintfleisch wolte jetzt lieber seine ganze Klage zurükk nehmen, als so etwas ausführen; er erklärte auch, er wolle lieber die ganze Summe verlieren, ja versprach, dieselbe doppelt zu entrichten, nur möchte man kein solches *) Ansinnen an ihn machen. Der hochweise Rath erklärte aber kurz-

---

*) Scharfrichter galten zu der Zeit durchaus für unehrliche Leute.

weg dem Rintfleisch, entweder er müsse den Dieb hängen, oder der Dieb ihn, wozu sich auch Letzter ganz bereitwillig fand. Da dem armen Rintfleisch in einer fremden Stadt kein anderes Recht geschaft ward, so hängte er endlich den Dieb. Aber kaum war er nach Breslau zurükkgekehrt, so ward er krank vor Kummer über den Schimpf und die Schande, welche er unschuldig auf sich geladen, und starb bald darauf.

Einer seiner Söhne, Christof Rintfleisch, war Beisitzer des Manngerichtes auf dem königlichen Hofe zu Breslau. Seine Amtsgenossen dehnten die unverschuldete Schande des Vaters auch auf den Sohn aus, erklärten ihn für unehrlich und für unfähig, fernerhin sein Amt zu verwalten. Christof Rintfleisch beschweerte sich über diese Entsetzung beim Könige Wladislav, der mehre Befehle zu seinen Gunsten ergehen ließ. Da diese nichts halfen, so würkte Christof (1501) einen königlichen Urtheilsbrief aus, worin er für einen ehrlichen Menschen und rechtlichen Beisitzer des Manngerichts erklärt, die That seines Vaters als ein Werk der Nothwendigkeit gerechtfertiget, und den Breslauern auf das Strengste befohlen ward, ihn nicht weiter zu kränken. Allein weder dieser, noch ein späterer Ausspruch, der sogar die übrigen Beisitzer des Gerichts mit Absetzung und Verbannung bedrohete, würkte etwas; das Gericht wolte durchaus den Rintfleisch nicht unter sich dulden. Der König legte nun 1507 der Stadt Breslau wegen ihres Ungehorsams eine Geldbuße von 100 Mark auf und bestelte den Herzog Bartholomäus von Münsterberg, einen Enkel des Königs Georg (Podiebrad), zur Eintreibung dieses Geldes, das ihm vom Könige geschenkt wurde. Allein die Breslauer zahlten dieses Geld nicht. Wladislav sah jetzt erst ein, dass er durch diese Strafe selber eine Fehde im Lande veranlast hätte, und untersagte dem Bartholomäus, die gewaltsame Eintreibung desselben. Zu-

gleich befahl er den übrigen Fürsten und Ständen, sich nicht in diese Sache einzumengen. Bartholomäus kehrte sich aber daran nicht, sondern kündigte den Breslauern durch einen Fehdebrief den Krieg an. Diese dagegen erklärten alle Befehder, die unter Bartholomäus standen, für Landesbeschädiger, und richteten die, welche sie gefangen nahmen, ohne Umstände hin. Ja, ihre Ausreiter tödteten sogar einen seiner Hofleute, den Balthasar Bischofsheim, auf offener Landstraße. Bartholomäus beschloss dagegen, sich zu rächen. Er paste 1512 mit seinen Reitern einer von der Stadt nach Ofen geschikten Gesandtschaft auf, um sie gefangen zu nehmen oder nieder zu hauen; richtete aber nichts aus, da das Gefolge zu groß und zu gut bewafnet war. Darauf sammelte er ein Heer von Landesbeschädigern und Friedensstörern. Aber Breslau war gerüstet, und besetzte unter andern Kanth mit 400 Fußknechten und 600 Reisigen nebst Geschütz. Zugleich forderten die Breslauer den Hauptmann eines Bundes, den die Städte Breslau, Jauer, Striegau, Löwenberg, Bunzlau und Hirschberg gegen die Landesbeschädiger gemacht hatten, den Herzog Friedrich von Liegnitz, auf, ihnen Hülfe zu leisten; allein der zögerte. Die Kanthner Besatzung erhielt den Befehl von Breslau, sich mit den Schweidnitzer Truppen zu verbinden und dem Bartholomäus entgegen zu gehen. Allein sie that das nicht, Bartholomäus drang mit 900 Mann den 14. Oktober 1512 nach Kanth vor, stürmte das Schloss, ward aber zurükkgeschlagen, nach einem Gefechte von drei Stunden. Die Breslauer eroberten ein Paar Fahnen und hatten gar keine Todte, während Bartholomäus 60 Todte auf dem Wahlplatze ließ. Der Herzog verheerte jetzt mehre Dörfer, um sich zu rächen. Der König, der noch nichts von diesen Thätlichkeiten wuste, suchte noch ein Mal friedliche Beilegung, und legte auf 8000 Gulden, die der Herzog von

Brieg dem Bartholomäus schuldig war, für sich und die Stadt Breslau Beschlag; wünschte auch letzterer zu ihrem Siege Glükk, nicht gedenkend, dass sie die Ursache dieser Fehde war. Im folgenden Jahr nahm sich der König des Bartholomäus wieder an und versicherte ihn seines landesherlichen Schutzes, obgleich er an der Spitze der Landesbeschädiger stand. Bartholomäus versammelte auf dem Schlosse Stein im Königingrätzer Kreise in Böhmen einen neuen Haufen. Die Breslauer brachten dagegen ein ansehnliches Heer zusammen mit vielem Geschütz, und zogen unter Anführung des Herzogs von Liegnitz über die Gränze, um das Schloss zu erobern; allein nach einer zweitägigen Beschießung der Veste muste man wieder abziehen, und die Landesbeschädiger überschwemten von Neuem Schlesien. Der Wirrwarr ward immer größer.

Die Vorsehung löste endlich denselben, indem Bartholomäus 1515 zum Anführer des keiserlichen Heeres gegen die Venediger ernant ward, und auf der Reise nach Pressburg auf einem Donauschiffe, das an einem Felsen scheiterte, sein Leben verlor. Den 29sten April 1515 ward darum auf einem Fürstentage zu Breslau der allgemeine Landfrieden erneuert. Des ersten Grundes der besagten Fehde ward nicht weiter gedacht.

XXII. Der Schweidnitzer Münzstreit.

Durch den König Mathias wurde 1471 für Breslau eine neue Münzordnung gemacht, und festgesetzt, dass 40 Groschen solten einen ungarschen Gulden oder Dukaten ausmachen, und 120 solche aus der Wiener Mark geschlagen werden. Ein böhmischer Groschen war demnach $1\frac{1}{3}$ Silbergroschen preußisch gut Geld werth, solte aber für $2\frac{1}{4}$ Sgr. gelten. So besaß man ein Geld, was weit

höher ausgeprägt war, als es innern Werth hatte; Jeder weigerte sich, es nach seinem Nennwerthe anzunehmen, und alle Befehle fruchteten nichts. Mehre Handwerker, vorzüglich die Tuchmacher, verloren sehr viel bei diesem schlechten Gelde; und deshalb kamen einige Städte auf den Gedanken, ihr altes, von frühern Herzögen erhaltnes, Münzrecht zu gebrauchen und richtiges Geld auszuprägen. Aber der König Ludwig genehmigte dies nicht; weil dadurch seine Einkünfte geschmälert wurden, und bestand auf der allgemeinen Einführung der schlechten Landesmünze. An mehren Orten entstanden deshalb Tumulte; am lebhaftesten in Schweidnitz. Dies war um diese Zeit nach Breslau der angesehenste Ort im Lande, und seine Bürger wolten sich durchaus nicht zur Entsagung des Münzrechtes bequemen. Der Rath der Stadt hingegen beschloss, sich in die Landesverordnungen zu fügen, und die königliche Münze anzunehmen. Darob wurden die Bürger sehr erbittert, schalten den Rath einen Verräther der Stadt und einen Zerstörer ihrer Gerechtsame. Allerlei andere Beschuldigungen wurden jetzt gegen den Rath gemacht, und im Jahr 1514 zeigte es sich schon, welches Gelüst die Bürgerschaft hatte. Es lagerten sich nämlich um Weihnachten die Zechen der Handwerker vor die steinerne Tafel am Stadtkeller, setzten unter Trinken ihre Hüte auf diese Tafel, nanten dieselben nach den verschiedenen Namen der Rathmänner und hieben sie mit ihren Schwertern *) herunter. Doch zog sich der öffentliche Ausbruch der Gährungen noch einige Jahre hin. Erst den 7ten Januar 1522 entstand ein vollkommener Aufruhr; der Bürgermeister Kaspar Freund nebst einigen Raths-

*) In damaligen Zeiten führten alle Meister ihr Ehrenschwert, und wusten es auch im Kriege zu gebrauchen.

herren und 40 andern Personen wichen aus der Stadt und überließen ihre Häuser der Plünderung der erbitterten Bürger. Diese wählten aus ihrer Mitte einen neuen Rath. Die Geflüchteten wandten sich an den Oberlandeshauptmann von Niederschlesien, Herzog Friedrich II. von Liegnitz. Der ließ den Handel der Stadt hemmen, richtete aber dadurch nichts aus. Der Breslausche Rath versuchte rührende Vorstellungen und Ermahnungen; allein die Stadt war nicht zum Gehorsam zurükk zu bringen; sie beharrete auf die Verwerfung des königlichen Geldes und auf ihr Recht, selbst Geld zu prägen. Im Juni desselben Jahres schikte der König Ludwig den Markgrafen Georg von Brandenburg als Bevollmächtigten nach Breslau, um der Streitsache ein Ende zu machen und scharfe Mittel zu gebrauchen, wenn die Schweidnitzer sich nicht zur Ruhe begäben. Der Markgraf forderte sogleich eine Menge Schweidnitzer Bürger als Abgesandte von der Stadt, um sich wegen der aufrührerischen Vorfälle zu verantworten. Allein statt ihre Verantwortung anzuhören, ließ er sie auf dem Dom verhaften, und sie dann als Aufrührer vor Gericht stellen. Der Rath von Breslau, die angesehensten Kaufleute und die Aeltesten der Gewerke, selbst Frauen und Mädchen, verwandten sich für die gefangenen Schweidnitzer bei dem Markgrafen; allein vergeblich. Der Breslausche Rath schikte noch ein Mal nach Schweidnitz hin und ließ die Bürger ersuchen, doch deshalb ihr Vorhaben aufzugeben, um ihre gefangenen Mitbürger zu retten; allein die Schweidnitzer antworteten nicht, und den 12ten Juli ließ der Markgraf von Brandenburg drei von den Schweidnitzschen gefangen genommenen Gesandten, nämlich Kunz Günther, Thomas Lekner und Jakob Frühauf, auf dem Ringe bei der Waage enthaupten. Zugleich rüstete man ein Heer aus, um mit Gewalt die Schweidnitzer, die durch diese Hinrichtung wohl nicht milder ge-

stimt sein konten, zum Gehorsam zu bringen. Die Breslauer musten dazu Leute, Geld und Waffen geben. Der Markgraf von Brandenburg und der Herzog von Liegnitz befehligten dies Heer. Den 14ten Juli lagerte es sich bei Weizenrode. Die Schweidnitzer wehrten sich tapfer, vorzüglich schadete der Rektor Dominikus Hoffmann den Belagerern, indem er sie vom Kirchthurme herab mit einer Kanone sehr gut beschoss. Ja, ein Mal fiel eine Kugel den Fürsten auf ihren Tisch.

Die Belagerung hatte kaum einige Tage gedauert, so erhielten die Belagerer einen königlichen Befehl, dieselbe aufzuheben und das Heer zu entlassen. Der König Ludwig glich nämlich dem schwanken Rohr, bald wurde er von diesem Hofwinde nach Süden, bald von jenem nach Norden getrieben. Jetzt hatten die böhmischen Stände gedroht, sie würden den Schweidnitzern zu Hülfe ziehen, und so dem König andere Gesinnungen beigebracht. Bald erhielten auch die Breslauer den Befehl, die dort noch verhafteten Schweidnitzer sogleich auf freie Füße zu setzen, ja etwas nachher wurden sogar die Breslauer aufgefordert, sich in Prag zu gestellen, um sich darüber zu verantworten, dass sie die liebe und treue Gemeinde der Stadt Schweidnitz bekriegt hätten. Die Stadt gehorchte diesem tollen Befehle nicht, sondern antwortete bloß, dass sie ja alles auf Befehl des Königs gethan habe, und sich viele Kosten gemacht, um seinen Befehl zu vollstrekken. — In Hinsicht der Schweidnitzer kam im November eine Entscheidung von Prag an, welche den Grund der Streitigkeiten, das Münzrecht, gar nicht berührte, sondern nur der Gemeinde den Ungehorsam gegen den Rath verwies, und Verzeihung versprach, wenn die vertriebenen Rathmänner wieder angenommen, der ihnen zugefügte Schaden ersetzt und hinfort ihnen Gehorsam geleistet werde. Durch diese Entscheidung stieg der Uebermuth der Schweidnitzer. Sie

gaben den alten Rathmännern nur die Aemter, nicht aber ihr Hab und Gut wieder, und auf dem Fürstentage zu Breslau (1523) widersetzten sie sich allein einer allgemeinen Steuer, welche alle übrigen schlesischen Stände bewilligten; verwarfen auch dort wieder die königl. Münze. In der Stadt selbst dauerte der Hass gegen die wieder eingesetzte Obrigkeit fort, und selbst der Breslausche Rath wurde in Schweidnitz verlästert, beschimpft und mit anzüglichen Gesängen verspottet. Ein lahmer Schuster, Namens Kroll, machte den Volksredner. Sogar in Anwesenheit böhmischer Beauftragter wurden die wieder eingesetzten Rathmänner, wenn sie sich öffentlich sehen liessen, auf allerlei Weise beleidiget, selbst mit Koth beworfen. Der Rath wuste sich, da die Beauftragten weg waren, nicht mehr zu retten, und schikte deshalb drei aus seiner Mitte nach Prag ab, wodurch er die Gemeinde noch mehr reizte, die jetzt die Rathmänner für treulose und ehrvergessene Leute erklärte, und sogar die Angehörigen derselben auf alle Weise beschimpfte. Die Häupter unter den Unruhstiftern bedienten sich dabei eines besondern Mittels, um sich sicher zu stellen. Sie zwangen nämlich den Rath, ihnen ein gerichtliches Zeugniss auszustellen, dass gerade sie die Gemeinde stets von Gewalt und Unrecht abgehalten hätten. Solche Zeugnisse wurden nach Prag geschikt, um die bösen Nachrichten dadurch zu widerlegen. Der Breslauer Rath aber stelte klar, deutlich und nachdrüklich den fürchterlichen Zustand in Schweidnitz dar; denn er muste ähnliche Auftritte befürchten, wenn der Aufstand so ungestraft fortdauerte. Der Markgraf von Brandenburg unterstützte die Breslauer, und den 15ten April 1523 kam ein Befehl an die Oberlandeshauptleute Kasimir von Teschen und Friedrich von Liegnitz, wie auch an sämtliche Fürsten und Stände, die Gemeinde Schweidnitz zum Gehorsam zu bringen. Die Schlesier, den veränderlichen

Hofwind kennend, wagten nicht, etwas Ernstliches zu unternehmen, sie suchten friedliche Vermittelungen zu machen, da aber diese nichts fruchteten, so ließen sie eine vollkomne Handelssperre für Schweidnitz eintreten. Dies würkte. Im März 1524 söhnte sich die Stadt mit der Obrigkeit völlig aus; doch in die königliche Münzordnung willigte sie nicht ein.

XXIII. Ausbreitung der evangelischen Lehre.

Schlesien war, gleich dem übrigen Deutschlande, auf die Wiederherstellung des biblischen Christenthums vorbereitet. Das unchristliche Leben des grösten Theils der Geistlichkeit lag vor den Augen des Volks, und selbst der eifrigste Verfechter der katholischen Kirche, Bellarmin, sagte: „Einige Jahre, ehe die Lutherschen und Kalvinschen Ketzereien aufkamen, war, wie gleichzeitige Schriftsteller bezeugen, keine Strenge bei den geistlichen Gerichten, keine Zucht in Absicht der Sitlichkeit, keine Kentniss der gottesfürchtigen Wissenschaften, keine Ehrfurcht vor heiligen Sachen, — es war gar kein Glaube mehr.“ — Die weltlichen Gewalthaber sehnten sich nach äußerer Freiheit, und waren deshalb dem biblischen Christenthum geneigt; vorzüglich gilt dies von der Stadt Breslau, die der Domgewalt auf diese Weise sich entledigen konte und in ihren Bürgern viele Leute besaß, deren Kopf und deren Herz gleichen Anstoß an den Lehren und Thaten der alten Kirche und ihrer Diener nahm. Mehre Mönchsorden hatten theils durch ihr schlemmerisches Leben, theils durch ihre ungestüme Bettelei und offene Frechheit, theils durch ihre Zänkereien, das Ansehen der alten Kirche vermindert. Vor allem hatten die Franziskaner von der strengen Parthei, die auch in Schlesien waren, des Pabstes gespottet

und ihm getrotzet; sie waren gewöhnlich die, welche, wo ein Bann ausgesprochen wurde, den Gottesdienst verwalteten und besorgten. Durch die hussitischen Lehren war auch schon in Schlesien hier und da ein gutes Saamenkorn gestreut. Das gröste Glükk für Schlesien bestand darin, dass es zur Zeit des Aufkommens des biblischen Christenthums vorzügliche Bischöfe hatte, die, wenn auch dasselbe nicht förderten, doch auch nicht hinderten. Ja Thurzo, der 1520 starb, hatte mit Luther, Melanchton und andern durch die Glaubensreinigung bekanten Männern gebriefwechselt, und den Ablasskrämer Tetzel, der 1517 die Glaubensreinigung durch Luther veranlaste, in Schlesien gar nicht zugelassen. Nachdem Luther (den 20. Dezbr. 1520) die päbstliche Bulle verbrant und dadurch dem Pabst gänzlich entsagt hatte, so schritt man in Schlesien auch ernsthafter gegen das Pabstthum vor, zumal in Breslau. Fast überall ward die neue Lehre mit Liebe angenommen und mit Eifer verbreitet. Den ersten Schüler Luthers soll das Dorf Neukirch im Jauerschen (1520) zum Geistlichen erhalten haben. Der neu erwählte Bischof Johann von Salza liebte die Ruhe und überließ der Vorsehung den Ausgang des von Luther begründeten Werkes. In Breslau zogen die Prediger der neuen Lehre umher, und forderten das Volk öffentlich auf zur Zerbrechung der päbstlichen Banden; und ohne weiteres entließ 1521 der Breslauer Magistrat die bisherigen Pfarrverwalter zu Maria Magdalena und setzte solche an, welche in den lutherischen Grundsätzen eingeweiht waren. Der Dom belegte zwar die Stadt mit dem Bann, aber der böhmische König Ludwig gebrauchte die Hülfe der Stadt, und befahl deshalb dem Domkapitel die Aufhebung des Bannes. Am entschlossensten trat der Rath der Stadt gegen die Franziskaner auf; er drang darauf, dass die Franziskaner in St. Jakob und die zu St. Bernhardin in

ein Kloster sich vereinigen solten. Die Bernhardiner gehorchten diesem Beschluss nicht; der Rath ließ sie deshalb mit Gewalt aus ihrem Kloster treiben und richtete dasselbe zu einem Hospitale ein, was es jetzt noch ist. Die Franziskaner wandten sich an den König Ludwig, der sich ihrer annahm. Die Breslauer sandten einen Stadtrath, Nahmens Riebisch, nach Prag; der König aber, anstatt ihn anzuhören, gab den Befehl, ihn, wo man ihn fände, in die Moldau zu werfen. Der Markgraf von Brandenburg, ein großer Anhänger der evangelischen Lehre, begegnete dem Riebisch auf der Moldaubrükke; und da er nicht wagen durfte, geradezu den königlichen Befehl zu verrathen, so wandte er sich an ein steinernes Kreuz auf der Brükke und sagte: „Stein, ich sage dir, da's jetzt ernstlich beschlossen und im königlichen Rathe bestimt ist, den Riebisch, wenn er ergriffen wird, alsbald ins Wasser zu stürzen und nach Fischen zu schikken. Habe sich darnach zu richten, wem es angeht!" — Riebisch eilte darauf nach Breslau zurükk; der Markgraf von Brandenburg besänftigte den König; die Breslauer stelten 1000 Pferde gegen die Türken, und die Franziskaner erhielten ihr Kloster nicht wieder. Die Bettelmönche verließen einer nach dem andern die Klöster, die Nonnen ebenfals, und viele von beiden verheiratheten sich. Aber im Wesentlichen war noch nichts verändert, Messe und alle katholischen Gebräuche bestanden noch. Am eifrigsten predigten für die Glaubensreinigung die Franziskanermönche im St. Jakobkloster am Sandthor. Mehre Fürsten folgten dem Beispiele der Stadt Breslau, vorzüglich Friedrich von Liegnitz und der Markgraf von Brandenburg in seinen oberschlesischen Besitzungen. Der Pabst wandte alles an, um den großen Riss in der Kirche wieder zuzumauern, und sandte deshalb unter andern auch an die Breslauer folgenden Brief:

„Hadrian Pabst, dieses Namens der Sechste.

Seinen geliebten Söhnen, dem Hauptmann und den Konsuln der Stadt Breslau.

Geliebte Söhne! Gruß und apostolischen Segen! — Durch Briefe und mündliche Nachrichten haben wir erfahren, dass das Gift der lutherischen Ketzerei auch Eure berühmte Stadt Breslau, wenigstens viele ihrer Bewohner, wess Standes und Geschlechtes sie sind, ergriffen, und sie von der Glaubensregel, welche die heil. römische Kirche vom heiligen Geist unerschüttert bewahrt hat und noch bewahrt, unter dem Scheine der evangelischen Freiheit, eigentlich aber der teuflischen Knechtschaft, durch welche die Bande der Tugend gelöst und den Völkern Freiheit zu sündigen ertheilt wird, in die verderblichsten und abscheulichsten Irthümer geführt habe. Dies erfülte unsern Geist mit desto größerer Traurigkeit, je standhafter sonst Eure Stadt den reinen Glauben und die wahre Religion zu ehren und zu behalten pflegte. Denn es ist uns nicht verborgen, dass sie und Eure gottseeligen Vorfahren in ihr einst die entstehende Hussitische Ketzerei so verabscheuten, dass sie lieber vom Gehorsam des böhmischen Königs, ihres Erbhern, als vom Gehorsam der römischen Kirche abweichen wolten, und diesen Entschluss mit den Waffen gegen mehre böhmische Könige zu behaupten kein Bedenken trugen. Aber um wie viel die Lutherische Ketzerei verderblicher und abscheulicher ist, als die Hussitische, das weiß jeder Kluge, der auch beide nur obenhin kent. Deshalb können wir uns nicht genug wundern, wie sonst so edle und der wahren Religion so vorzüglich ergebene Männer sich so verblenden lassen konten, dass sie ouf Ueberredung eines verlornen Apostaten und seiner Anhänger, von dem Glauben der ganzen Kirche, der heiligen Väter, ihrer Eltern und Vorfahren, von einer Religion, in der jene nach ihrer nothwendigen Ueberzeugung fromm gelebt hatten und

seelig gestorben sind, abwichen, und offenbare, von reinen Ohren nicht anzuhörende, Irthümer so begierig annahmen, als ob der allgütige Gott, der zur Erleuchtung der Welt selbst vom Himmel herabstieg, der da will, dass alle Menschen seelig werden und zur Erkentniss der Wahrheit kommen, der für diesen Zwekk sein kostbares Blut vergoss, als ob dieser Gott sich am Irthum und Unglauben seines erwählten Christenvolks habe ergötzen, und die Geheimnisse seiner Weisheit durch so viele Jahrhunderte so vielen heiligen Menschen habe verbergen, und dieselben jetzt erst durch Martin Luthern (dessen schlechtes und bitres Gemüth der Einwohnung göttlicher Weisheit offenbar unwürdig ist, wie dies aus der in seinen Schriften überall vorherschenden Verläumdungssucht deutlich wird) offenbaren wollen. Obwohl derjenige, der Luthers Lehre genau untersucht, erkennen wird, dass ihre Erfindung nicht dem Martin selbst, sondern vielmehr den alten Ketzern, welche die katholische Kirche verdamt, und von der Tenne des Hern als Spreu fürs Feuer reif abgekehrt hat, zuzuschreiben ist, dass sie nicht vom Luther erdacht, sondern aus der Hölle auf Anreizung des Satans herauf geholt wurde. Da nun die Falschheit dieser Lehre und ihre Abscheulichkeit so klar ist, dass sie selbst dem Schwachen im Geist und in der Tugend einleuchten muss, dass es daher mehr der Zulassung Gottes, welcher die schweeren Sünden der Geistlichen und Weltlichen durch diese Verblendung strafen will, als der Annehmlichkeit dieser Grundsätze selbst zuzuschreiben scheint, wenn sich so viele tausend Menschen aller Stände ihnen überlassen und dadurch zum Verderben eilen; so haben wir es Kraft unsers Hirtenamts für nöthig erachtet, an Euch zu schreiben, Euch im Hern zu ermahnen, und von Euch aus Apostolischer Macht zu begehren, dass Ihr die Unruhen und unzähligen Skandale, welche die besagte Ketzerei überall, wo sie hinkomt, geistlich und weltlich erzeugt, untersucht und überlegt, und nach dem Beispiel Eurer Vorfahren, die darin

mehren Königen, Fürsten und Städten in Deutschland, Ungarn, Pohlen, Frankreich und Spanien gefolgt sind, Euren Eifer, Fleiß, Eure Geschiklichkeit und Ansehn in Eurer Stadt zum Gehorsam Gottes des Schöpfers und seines heiligen Glaubens anwendet, dass die besagte Lutherische Ketzerei, welche der Stadt die größte Schande, den Bürgern und Einwohnern aber das gewisse Verderben bereitet, völlig vertilgt und mit der Wurzel ausgerottet werde, indem ihre strenge Strafen gegen diejenigen bestimt, welche diese Ketzerei selbst, ihren Urheber Luther und seine Anhänger bekennen, befolgen, loben, vertheidigen, preisen oder rühmlich erwähnen, und ihre Schriften verkaufen, kaufen, drukken, lesen, lehren, hören, behalten und besitzen, oder endlich erwas, woraus Neigung zu besagter Ketzerei und Sekte wahrscheinlich erwiesen werden könte, wörtlich oder thätlich sich zu Schulden kommen lassen, und indem ihr diese Strafen auf das strengste vollzieht.

Darin werdet Ihr etwas thun, was Eurer und Eurer Vorfahren Tugend, Treue, Religion und Frömmigkeit würdig ist, was der Pflicht guter Regenten entspricht, und Eurem Staate nicht weniger nützlich als geziemend, und was noch mehr ist, dem allmächtigen Gott, für den Ihr darin handelt, angenehm und von ihm im Himmel zu vergelten, uns aber, die wir nichts als Euer und Eurer Bürger zeitliches und ewiges Wohl darin suchen, so angenehm sein wird, dass Ihr uns nichts Angenehmeres erzeigen könt.

Gegeben Rom bei St. Peter unter dem Fischerringe, den 23sten Juli 1523."

Dieser Brief hatte gar keinen Einfluss auf die Breslauer, die jetzt darauf dachten, die bis dahin bloß verbreitete Glaubensreinigung ganz durchzuführen. Um dieses zu thun und dadurch zugleich zu verhüten, dass nicht über

das Verspotten sonst heiliger Dinge aller Glaube verschwände, war die Anstellung eines tüchtigen, ganz in Luthers Grundsätzen eingeweihten, Geistlichen nöthig. Der Breslauer Rath wählte Johann Hefs dazu, und diese Wahl fiel sehr glüklich aus. Hefs ward als Pfarrherr an der Maria-Magdalena-Kirche angesetzt, welche Pfarre früherhin verpachtet war. Der Magistrat setzte Hefs an, obgleich das sonst der Dom gethan hatte; der König Ludwig erhielt aber 500 Reiter zur Hülfe gegen die Türken, und so ließ er die Stadt schalten und walten. Johann Hefs, der Wiederhersteller des reinen Glaubens in Schlesien, war den 23sten September 1490 zu Nürnberg geboren. Er besuchte die Hochschulen zu Leipzig und Wittenberg, ind kam 1511 nach Schlesien. Er ward Schreiber beim Bischof Thurzo, Erzieher eines Prinzen von Münsterberg-Oels, machte eine Reise nach Italien, ward von seinem Gönner Thurzo und von dessen Nachfolger Jakob von Salza zu mehren Domherrenstellen befördert, und lebte als Domprediger zu Breslau. Im Jahr 1522 reiste er nach seiner Vaterstadt Nürnberg und bekante sich von der Zeit an öffentlich für Luthers Lehre. Luther schrieb an ihn: „Ich freue mich, dass Du ein Evangelist geworden bist, der Herr mehre Dich und stärke Deinen Dienst zur Erfüllung Deines Glaubens und der Deinigen, welche Dich hören!“ Den 23. Juni 1523 ward Hefs von dem Magistrat der Stadt Breslau zum Pfarrer berufen, und da der Bischof ihn nicht einsetzen wolte, so führte ihn der Magistrat den 21. Oktober in den Pfarrhof ein und nahm dem bisherigen Besitzer, dem Pfarrverwalter, die Schlüsseln ab. Am 25sten hielt Hefs die erste Predigt zu Maria Magdalena. Die Kapläne beider Pfarrkirchen, der zu Magdalena und der zu Elisabeth, wurden darauf aufs Rathhaus gerufen und verpflichtet, sich in allem nach Dr. Hefs zu richten. Das Domkapitel schwieg um so

eher, da es sich vor dem Gesindel fürchten muste. Hess ließ zuerst noch mehre Gebräuche und Einrichtungen bestehen; im Frühjahr 1524 hielt er mit den katholischen Geistlichen einen Wortkampf über Glaubenssachen; bald darauf ließ der Magistrat alle Prediger der Stadt auf das Rathhaus kommen, und ertheilte ihnen den Befehl, nichts anderes zu lehren, als was in der heiligen Schrift stände, und sich der Menschensatzungen zu enthalten. Nur der Prior zu St. Albrecht widersetzte sich, predigte heftig gegen Hess, und ward deshalb den 15ten Februar 1525 auf einen Wagen gesetzt und durch die Stadtdiener zum Thor hinausgebracht. Im Jahr 1525 verheirathete sich Hess, so wie der Pfarrer Moiban an der Elisabethkirche, die in demselben Jahr vom Mathiasstift an den Magistrat übergeben wurde. Dadurch ward die Trennung von den Katholiken immer sichtbarer, und mehre Gebräuche, die man zu Anfang noch gelassen, wurden jetzt auch abgeschaft. Der Dom wandte sich wegen aller dieser Ketzereien oft an den König, der auch versprach, die Breslauer zu züchtigen, aber vor den Türken keine Ruhe dazu hatte.

Im Jahr 1522 erklärte sich der Herzog Friedrich II. von Liegnitz öffentlich für Luther. Er stamte mütterlicher Seits aus Podiebrads Geschlecht, und hatte in seiner Jugend schon viele Hussiten kennen gelernt. Krautwald wurde nach Liegnitz als evangelischer Prediger, und Helmrich und Trotzendorf, Luthers persönliche Freunde, nach Goldberg berufen. Im Jahr 1524 ward die Messe in Liegnitz abgeschaft. Die Einwohner in Liegnitz und Goldberg wandten sich fast alle zum evangelischen Glauben, Löwenberg, Bunzlau und Heinau folgten. Gewöhnlich wurden die alten Pfarrer auf ein Jahrgeld gesetzt und neue in ihre Stellen berufen. In Oberschlesien verbreitete sich Luthers Lehre nicht so allgemein; ausgenommen in Jägerndorf und den andern Besitzungen des Markgrafen.

Selbst im Neißeschen, das dem Bischof gehörte, verbreitete sich die evangelische Lehre, und bei Ludwigs Tod (1526) zählte Schlesien schon mehr Evangelische als Katholische. In Striegau starb 1527 ein evangelischer Geistlicher seines Glaubens wegen. Der Keiser Ferdinand zog nämlich in diesem Jahre durch die Stadt, der evangelische Geistliche Reichel ward als ein Ketzer ergriffen und an einen Birnbaum aufgeknüpft. Im Saganschen hielt Georg von Sachsen bis zu seinem Tode 1539 den katholischen Glauben aufrecht; da aber wandte sich mit wahrem Ungestüm das Volk zu Luthers Lehre. In Landshut ward erst 1560 der katholische Gottesdienst abgeschaft, und in Jauer 1562. Hier ereignete sich noch eine sonderbare Begebenheit. Die Jauerschen hatten eigenmächtig sich den Pastor Prose aus Peterwitz geholt. Der Landeshauptmann und die keiserlichen Räthe wandten sich darum an den Bischof. Dieser kam nach Jauer, befahl allen Bürgern, in die Kirche zu kommen und die Predigt eines katholischen Geistlichen anzuhören. Da dieser ihnen nicht recht predigte, so fingen sie an, Luther'sche Gesänge zu singen, so dass er von der Kanzel muste; der Bischof beruhigte alles wieder, der Redner stieg zum zweiten Mal auf die Kanzel, aber es ging wieder eben so. — Wegen des Domkapitels und des königlichen Amts wagte die Stadt Glogau auch erst 1564, öffentlich den Gottesdienst nach evangelischer Weise einzurichten; allein es glükte nicht.

So wie unter Ludwig, ergingen auch unter Ferdinand mehre Befehle gegen die Evangelischen; allein sie kamen nie zur Ausführung.

Im Frühling 1527 kam Ferdinand I. nach Breslau, empfing die Huldigung und erließ sogleich einen Befehl, alle ketzerischen Irthümer auszurotten, den alten Zustand

des Glaubens und der Kirche wieder herzustellen, die entfernten Kirchengüter wieder herbei zu schaffen und alle Geistliche, welche geheirathet hätten, aus dem Lande zu jagen. Herzog Friedrich II. von Liegnitz erklärte sich feierlich gegen diesen Befehl, an dessen Ausführung nicht gedacht wurde, weil Ferdinand Hülfe gegen die Türken nöthig hatte, wozu die schlesischen Stände 100,000 Dukaten geben musten; zu deren Zusammenbringung sich alle Stände selbst schätzten. Aber im folgenden Jahr kam wieder ein strenger Befehl an die schlesischen Stände zur Wiederherstellung der Messe, der Verehrung Mariens und der Heiligen, der eingezogenen Güter u. s. w. Der Herzog von Liegnitz reichte diesmal eine dehmüthige Entschuldigung ein, die Breslauer hingegen schrieben an den König, dass sie die Art, wie sie Gott dienten, nur mit Gott und ihrem Gewissen abzumachen hätten, und dass er sich damit begnügen möchte, dass sie ihre Unterthanenpflichten erfüllten; — worauf Ferdinand sogar den Breslauern seine Zufriedenheit über ihren Gottesdienst bezeugte; denn die Türken wurden immer furchtbarer. Mit ihnen hatte sich in Ungarn der Gegenkönig Zapolia verbunden. Soliman kam diesem mit einem Heer von 300,000 Mann im Spätsommer 1529 zu Hülfe und erschien im September sogar vor Wien.

In Schlesien selbst waren zur Zeit der Verbreitung des evangelischen Glaubens nach Thurzo zwei vortrefliche Bischöfe, Jakob von Salza (starb 1539) und Balthasar von Promnitz, aus dem Hause Lessendorf bei Freistadt. Letzter, der, gleich seinem Vorgänger und den meisten Nachfolgern, auch Oberlandeshauptmann war, welche Würde die Oberlehnsherren den evangelischen Fürsten nicht anvertrauen wolten, besaß große Geistesgaben, war gerecht, billig und menschenfreundlich, so dass er sich die Liebe von ganz Schlesien erwarb. Ja, er stand selbst mit Luther

und Melanchthon im Briefwechsel, und ließ seine Schwester zu Sagan im evangelischen Glauben unterrichten. — Ferdinand wurde von Jahr zu Jahr immer milder gegen die Evangelischen gesint, und als er 1538 nach Breslau kam, ging ihm sogar das Gerücht voran, er selbst sei evangelisch geworden. Er schied bei diesem Besuch von den Breslauern mit den Worten: „seid nur gute Christen; das Uebrige wird sich schon finden!" — Theils sah Ferdinand wohl ein, dass der alte Zustand der Kirche nicht fernerhin fortdauern könne; theils wurde es ihm auch wohl klar, dass durch Gewalt die Lutherische Lehre nicht zu hemmen sei; theils gab er in gläubigen Dingen nach, um in weltlichen Dingen, vorzüglich bei der Hülfe gegen die Türken, desto sicherer auf die Stände zählen zu dürfen. Da er 1542 ihre Hülfe wieder besonders nöthig hatte, so gab er eine schlesische Kirchenordnung, worin festgesetzt wurde, dass weder die katholischen Grundherren ihren evangelischen Predigern und Kirchen, noch die evangelischen Grundherren ihren katholischen Predigern und Kirchen irgend Einkünfte schmälern solten. Diese Ordnung ward in der altranstädtschen Uebereinkunft von Neuem bestätigt, von Friedrich dem Großen aber aufgehoben, durch welche Aufhebung die Geistlichen beider Partheien an Stolgebühren viel verloren haben. Die katholischen Klöster bedrükte Ferdinand selbst, wenn er Geld gebrauchte und verpfändete ihre Güter. Sie fanden bei Keinem Hülfe, denn fast alle Stände waren evangelisch. Im Saganschen wurde 1539 Luthers Lehre mit großer Gewalt eingeführt; bis dahin hatte es der Landesherr, Herzog Georg, der jetzt gestorben war, verhindert. Die Gemeinde räumte beide Kirchen in Sagan aus, und schikte Fuderweise die Altäre, Kelche, Silbergeräthe und andere Heiligthümer nach Polen zum Verkauf. Ja, man ging so weit, dass man das Kupfer von dem Dache des

Thurmes nahm, den Thurm abtrug und aus den Glokken Kanonen gegen die Türken goſs.

Ferdinands Bruder, der Keiſer Karl V., kämpfte im Jahr 1547 mit den evangeliſchen Fürſten; Ferdinand ſolte ihm beiſtehen; aber die Böhmen, die einem großen Theil nach zu Luthers Lehre übergegangen waren, und Ferdinand als den Schmäler ihrer alten Rechte haſten, wolten gegen ihre evangeliſchen Mitbrüder nicht kämpfen, und verbanden ſich ſogar mit den Sachſen. Allein da die Sachſen unter Anführung ihres Kurfürſten den 27. April 1547 bei Mühlberg geſchlagen waren, eröfnete Ferdinand ein Blutgericht in Prag, ließ vier enthaupten, nahm mehren ihre Güter, erklärte die Stände vieler Rechte für verluſtig, verdamte ſie zur Aufbringung einer großen Steuer und nahm ihnen die Waffen. Die Schleſier hatten ſich leidend verhalten, ſie erklärten, ihre Truppen ſelbſt im Lande gebraucht zu haben, und kamen mit einigen leichten Strafen davon.

Ferdinand ward am Ende ſeines Lebens ſehr mild in Glaubensſachen, und verlangte ſogar vom Pabſt, er möchte den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl geſtatten, welche Erlaubniſs auch der Pabſt gab, und die in einigen Gegenden bei Katholiken ſich eine Zeitlang erhielt, z. B. im Neißeſchen bis 1628. Ferdinands Sohn und Nachfolger, Maximilian II. (1564) beſchützte geradezu die Evangeliſchen. Auf einem Reichstage zu Prag im Jahr 1567 gab er ihnen die Erlaubniſs, ſich völlig von den Huſſiten abzuſondern, und auf den Reichstagen ein eignes Ganze zu bilden. Die Jeſuiten konten unter dieſen Umſtänden in Schleſien nicht feſten Fuß faſſen, zumal auch die Katholiken ihnen abgeneigt waren. Aber die Evangeliſchen, die nicht verfolgt wurden, nagten bald an ſich ſelbſt, ſie zerſpalteten ſich in Partheien, die ſich heftig befehdeten, und über Sachen ſich trenten, deren Entſcheidung

über der Erde liegt. Man hielt oft groſse Zusammenkünfte von Predigern, die aber in der Regel mehr entzweiten, als versöhnten, z. B. in Strehlen und auf Lehnhaus im Jauerschen.

Gleich seinem Vorgänger, dem Bischof Logau, welcher Balthasar von Promnitz gefolgt war, störte auch der Bischof Martin Gerstmann die Glaubensverbesserung nicht. Dieser, Sohn eines Bürgers zu Bunzlau, hatte sich zu Padua den Wissenschaften gewidmet, ward Erzieher zweier Prinzen des Keisers Maximilian und 1574 Bischof und Oberlandeshauptmann. Er lebte mit dem eifrig Lutherschen Herzog Georg II. von Brieg in der innigsten Freundschaft, und erlaubte den Evangelischen sogar in seiner bischöflichen Hauptstadt Neiſse öffentlichen Gottesdienst. Ja, er verhinderte es, dass die Beschlüsse der Kirchenversamlung zu Trident in Schlesien bekant gemacht wurden. Am allerherlichsten zeigte sich Gerstmann bei einem sehr stürmischen Vorfall in Glogau. In dieser Stadt waren wenigstens zehn Mal so viel Evangelische, als Katholiken; aber die Stadtpfarrkirche befand sich noch in den Händen der letztern. Die evangelische Bürgerschaft, die dies für unrecht hielt, zwang 1581 den katholischen Pfarrherr zur Uebergabe der Kirchenschlüssel, und das Gesindel jagte endlich denselben sogar von dem Pfarrhofe. Ungeachtet der Landeshauptmann und der Stadtrath diesem Unternehmen aus Furcht vor dem Keiser entgegen waren, so ließ sich die evangelische Bürgerschaft doch keines andern bedeuten, eröfnete eigenmächtig die Kirche und weihte sie durch Absingen deutscher Psalmen und durch Hersagenlassen des Katechismus zum evangelischen Gottesdienst ein. Der Keiser Rudolf befahl, die Kirche wieder heraus zu geben; aber die evangelische Bürgerschaft erklärte, sie wolle dem Keiser mit Gut und Blut gehorchen; nur ihre Pfarrkirche könne sie nicht herausgeben, weil diese ihr ge-

höre und alle Zünfte ihre Altäre und gestifteten Kapellen darin hätten. Der Keiser setzte einen Rath nieder, der aus dem Bischof Gerstmann, dem Herzog Georg II. von Brieg, dem Freihern von Promnitz und dem Landeshauptmann Fürsten von Lichtenstein bestand; und dieser ordnete an, dass die Evangelischen umwechselnd mit den Katholiken die Kirche gebrauchen, die Schule nebst Pfarrhof und Einkünften den Katholiken aber verbleiben solten. Beim Abschied sagte der Bischof der Gemeinde, dass sie sich in Einigkeit mit einander vertragen möchten, und wünschte den Lutherischen Glükk und Seegen zu dem Gebrauch der Kirche. Im Jahr 1585 starb Gerstmann, und setzte noch in seinem Letztwillen 1000 Thaler für seinen Schreiber Kramer fest zur Ausarbeitung der schlesischen Geschichte, welches Werk aber 1632 bei Abbrennung des Doms mit verbrant ist.

Gerstmann's Nachfolger Jerin, ein Schwabe, bewies schon Unduldsamkeit, und unter ihm schlichen sich die Jesuiten immer mehr ins Land. Diese säeten den Saamen der Zwietracht aus und erbitterten die Gemüther. Der Bischof von Ollmütz forderte von der Stadt Troppau, die zu seinem Bisthum gehörte, die evangelischen Pfarrkirchen zurükk. Die Bürgerschaft widersetzte sich und nahm die Kirche zu unserer lieben Frauen, die man schon gesperret hatte, mit Gewalt. Die Stadt ward 1603 in die Acht gethan, und 1607 ließ der Keiser Rudolf das Geisbergsche Regiment vor dieselbe rükken. Die Troppauer vertheidigten sich hartnäkkig, musten aber der Uebermacht weichen und die Stadt übergeben. Sie ward sogleich des evangelischen Gottesdienstes beraubt und außerdem noch mit Kriegssteuern und Einquartierungen bestraft. Im Jahr 1603 kamen auch keiserliche Bevollmächtigte nach Glogau und wolten die Pfarrkirche wider gänzlich den Katholiken zusprechen; aber durch die Festigkeit der Bürger und durch

die Bitten und Thränen der Frauen und Jungfrauen unterblieb dies Unternehmen. Da die evangelischen Böhmen und Schlesier, sich stützend auf Rudolfs Bruder und Feind Mathias, im Jahr 1609 einen Verein bildeten zur Vertheidigung ihres Glaubens, so blieb dem schwachen Rudolf weiter nichts übrig, als den Evangelischen völlige Glaubensfreiheit zu gestatten. Diese in einem sogenanten Majestätsbriefe zugesicherte Freiheit trat in Schlesien den 20sten August 1609 ein. Es ward dadurch den Protestanten völlig gleiches bürgerliches Recht mit den Katholiken zugestanden, namentlich auch das Recht, geistliche, von dem Bischof unabhängige, Behörden (Konsistorien) zu errichten, und neue Kirchen nach Gutdünken zu erbauen. Die Schlesier bewilligten dem Keiser dafür auch 300,000 Gulden. Der Bischof erklärte sich wohl gegen den Majestätsbrief; allein nur im Neißeschen hatte er zu sagen, wo er auch die Evangelischen verfolgte. Alle evangelischen Stände führten in ihren Landen den Majestätsbrief durch, setzten sich wieder in den Besitz der weggenommenen Kirchen, erbaueten neue und richteten völlige bürgerliche Gleichheit unter den beiden Glaubenspartheien ein. Mathias, der Rudolf 1611 entsetzte, muste den Majestätsbrief bestätigen, und alle Rechte der Schlesier in Breslau auf das Evangelienbuch beschwören. Aber bald darauf fingen doch die Glaubensbedrükkungen an. Der zur katholischen Lehre wieder übergetretene Herzog, Adam Wenzel von Teschen, setzte in seinem Lande die Lutherischen Prediger und Schullehrer ab, und durchschnitt die schriftlichen Urkunden über die Glaubensfreiheit mit der Scheere. Gleichen Drukk erfuhren die Städte Ratibor und Ober-Glogau, so wie die Unterthanen der Klöster zu Liebenthal und Striegau. Der Bischof beraubte die Neißer des evangelischen Gottesdienstes gänzlich, und ließ sogar zwei Bürger enthaupten,

weil sie gegen diesen Drukk bei den schlesischen Fürsten Hülfe gesucht hatten.

Die meisten schlesischen Fürsten waren unterdess zum reformirten Bekentniss übergegangen, zuerst der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, späterhin (1611) die Herzöge von Brieg, und noch später (1614) die von Liegnitz; alle zum Aerger ihrer Lutherischen Unterthanen. Am thätigsten würkte für das reformirte Bekentniss der Freiherr Georg von Schöneich zu Karolath-Beuthen. Er bauete zwei Kirchen in Karolath, gab viel zum Bau der Kirchen in Beuthen, legte ein Armenhaus an und errichtete eine große Schule, die den 18ten August 1616 eingeweiht ward. Zwei und siebzig Schüler wurden täglich auf Kosten des Freihern gespeist und zwölf Lehrer waren an der Anstalt angestelt.

Das Dasein der Reformirten machte die Glaubensverhältnisse in Schlesien noch verwirter. Die Anhänger Luthers hasten gewöhnlich die Reformirten mehr, als die Katholiken.

XXIV. Heinrich der Elfte von Liegnitz.

Im Jahr 1547 starb der Herzog Friedrich der Zweite von Liegnitz. Er hinterließ zwei Söhne, Friedrich den Dritten und Georg; erster erhielt Liegnitz und Münsterberg, der andere Brieg und Wohlau. Friedrich der Dritte hatte sich durch Reisen sehr gebildet, zeigte aber früh Spuren von Stolz, Herschsucht, Wankelmuth und Jähzorn. Er begann seine Herschaft mit Geldforderungen zur Bezahlung der väterlichen Schulden und mit Kränkungen seiner Städte. So verweigerte er Liegnitz die Bestätigung ihrer Rechte und nahm ihr die peinliche Gerichtsbarkeit. Die Neigung zum Trunk machte ihn von Jahr zu Jahr

immer verschrobener. Tag und Nacht trank er, und wenn er besoffen war, schlug er um sich, ließ viele gefangen setzen und behelligte die Bürger und Rathsherren mit allerlei Sachen. Oft ließ er einzelne Rathsherren setzen und ohne Ursach mit dem Tode bedrohen; bisweilen fertigte er Todesurtheile aus, ohne irgend zu untersuchen. Dann wieder fiel es ihm ein, sein ganzes Land zu einem Krieg aufzubieten, und so eilig, als wenn schon die Feinde da wären; dann wieder kleidete er sich aus, ließ sich eine Mönchsplatte scheeren, das Gesicht färben und ritt in Frauenskleidern um den Markt. Große Lustspiele, Vogelschießen und dergleichen stelte er auf Kosten der Bürger an. Häufig war er auf Reisen, und brachte bei der Rükkehr oft viele Gäste mit, die fürstlich bewirthet wurden. Für das Land that er nichts. Da er nirgend Geld mehr aufbringen konte, so ließ er sich für Münsterberg 34,000 Dukaten vom Könige zahlen, und als diese verzehrt waren, bot er demselben sein ganzes Land zum Kauf an. Allein Ferdinand hatte kein Geld; und da Friedrich späterhin in französische Kriegsdienste trat, so ward er 1551 seines Fürstenthums für verlustig erklärt. Die Herschaft bekam sein Sohn Heinrich unter Vormundschaft des Oheims Georg von Brieg; der allmälig die Schulden zu bezahlen suchte und Heinrich zu Brieg erziehen ließ, während Friedrichs III. Frau, Katharina, in Liegnitz blieb.

Friedrich erklärte sich feierlich gegen dies Verfahren Ferdinands, kehrte aus Frankreich zurükk, und lebte bald in Polen, bald in Glogau, von wo aus er seine Unterthanen gegen seinen Sohn aufzuwiegeln suchte. Mehre Liegnitzer, die von seinen Tolheiten Vortheil gehabt hatten, schikten ihm Geld und ließen sich in geheime Umtriebe mit ihm ein. Georg befragte deshalb 1555 die Landstände um ihre wahre Gesinnung; sie erklärten sich aber einmü-

thig für den Sohn und gegen den Vater. Aber ein gewisser Reichshofrath Johann von Oppersdorf, der Parchwitz gekauft hatte, welchen Kauf Georg für ungültig erklärte, weil die Herschaft nach dem Tode des Verkäufers an den Herzog zurükkfallen muste, ließ sich diesen Kauf von Friedrich III. bestätigen, und brachte es dahin, dass Ferdinand unter gewissen Beschränkungen Friedrich III. wieder einsetzte. Es ward ihm nämlich ein keiserlicher Hauptmann zur Seite gegeben. Aber Friedrich fing sein altes wildes Leben wieder an, und suchte vorzüglich Händel mit diesem Hauptmann. Der befahl den Liegnitzern, nicht dem Herzog zu gehorchen, und der Herzog befahl das Gegentheil, wodurch die Liegnitzer in eine traurige Lage kamen. Der Herzog und der Landeshauptmann schimpften sich oft auf die gemeinste Weise, zumal wenn der Herzog betrunken war. Ferdinand entsetzte ihn deshalb zum zweiten Mal, ließ ihn gefangen nehmen und seinem Sohn zur Verwahrung übergeben. Das sogenante Rosengemach auf dem Liegnitzer Schloss wurde ihm den 8ten Februar 1560 angewiesen; er erhielt zwei Junker zu seiner Bedienung und ward fürstlich gehalten. Seine Zeit theilte er im Essen, Schlafen, Trinken und Beten, und belohnte die Junker dafür, dass sie sich Ohrfeigen geben ließen, mit Silbergroschen und Semmeln. Sein Sohn Heinrich besuchte ihn oft; sie zechten tapfer mit einander, und der Vater sagte bei dieser Gelegenheit einige Mal zu dem Sohne: „Sohn, wie du jetzt mich gefänglich hältst, allso wird man dich wieder gefänglich halten.“ — Er starb 1570.

Heinrich XI. hatte unter sehr lästigen Bedingungen 1559 die Regierung übernommen, als: seine Mutter, seinen Bruder Friedrich IV. und seine Schwester zu unterhalten, des Vaters Schulden zu bezahlen, alle Pracht zu meiden, in Hinsicht der Kirche keine Veränderungen zu

nehmen, wenn er nach Wien käme, dort in die katholische Kirche zu gehen, in wichtigen Landesangelegenheiten den Oberlandeshauptmann, Bischof zu Breslau und seinen Vetter Georg von Brieg zu Rathe zu ziehen u. s. w. Obgleich die Erfüllung der ersten Bedingungen, namentlich die Abzahlung der Schulden des Vaters, unmöglich war, so bemühte sich Heinrich doch in den ersten Jahren, aufs Beste sein Fürstenthum zu verwalten. Er schränkte den Hofstaat ein, besetzte die Aemter mit Einheimischen, hörte Jeden geduldig an, las die schriftlichen Bitten der Unterthanen selbst, verfügte auch darauf, liebte Recht und Gerechtigkeit, schützte, bestätigte und vermehrte die Rechte des Landes und der Städte, besuchte fleißig die Predigten, duldete keine Flucher und Gotteslästerer, und nahm die Landwirthschaft auf seinen Gütern so wahr, dass er die Anzahl seines Viehes, die Aussaat und Ernte genau wuste. Um die Schulden los zu werden, bot er seinem Adel die Lehnsablösungen *) ihrer Güter für 120,000 Thaler an, allein der Adel bot ihm nur 26,820 Thaler. **) Hierüber zerfiel der Fürst mit dem Adel, und seine bedrängte Lage ward dadurch noch elender, dass Maximilian, als er zur Huldigung nach Breslau reiste, einen Besuch bei ihm abstattete, der ihm viel kostete. Die Beisteuern zum Türkenkriege und eine unglükliche Ehe verbitterten dem Fürsten immer mehr seine Lage, worin er nichts als Widerwärtig-

---

*) Dadurch solten alle Lehngüter in Allodien oder Erbgüter verwandelt werden, womit der Besitzer nach Belieben schalten konte; statt dass Lehngüter an den Fürsten beim Aussterben des Geschlechts fallen, und davon jährlich oder beim Antrit eines neuen Besitzers Geld gegeben werden muss.

**) Hundert und vierzig Jahre nachher erlegte der Adel dafür 200,000 Thaler.

keiten hatte. Er gerieth in Verzweiflung, weil ihm der tiefe christliche Glaube fehlte, trat in die Fußtapfen seines Vaters und ging mit einem Hofstaat auf Reisen. Da er jetzt viel weniger die Schulden bezahlen konte, dagegen neue machte und auch seinen Anverwandten nicht das Gehörige abreichen ließ, so ward ihm 1571 sein Bruder Friedrich IV. zum Mitregenten gesetzt. Dadurch gekränkt, wandte sich Heinrich nach Polen. Hier herschte 1548 König Siegismund August, der Letzte aus dem Jagellonischen Stamme, alt und kinderlos. Heinrich rechnete als Piast auf die polnische Krone, fand bald Anhänger unter den polnischen Großen, und es ward ein Reichstag nach Lublin ausgeschrieben, um über Siegismunds Nachfolger zu berathschlagen. Mit großer Pracht und einem ansehnlichen Gefolge machte sich Heinrich dorthin, und unterließ nichts, um den Polen einen hohen Begriff von sich beizubringen. Sein Einzug in Lublin war königlich. Ohne die vielen Zugpferde hatte er 80 berittene Rosse bei sich, die mit prächtigen Federn und Federbüschen so geschmükt waren, daſs man die Junker, die darauf saßen, kaumhin sehen konte. Jeder derselben hatte eine Panzerkette von tausend Dukaten am Halse und trug Dolch und Schwert von Silber. Heinrich selbst warf das Geld auf den Straßen aus, machte dem König kostbare Geschenke, gab täglich große Gastmähler und Trinkgelage, — allein es ward über den Nachfolger des Königs nichts entschieden, und Heinrich kehrte, um 24,000 Thaler ärmer, nach Liegnitz zurükk. Jetzt verfiel er, gleich seinem Vater, auf Vermummungen. Gewöhnlich besuchte er so die Liegnitzer Bürger des Abends; die vermumte Gesellschaft bestand regelmäßig aus 4 Mönchen und 4 Nonnen; öfter auch ging der Zug in einem großen Wagen nach Goldberg oder Heinau. Als dies etwa ein Jahr gedauert hatte, ging Heinrich wieder auf Reisen, trieb sich bei allen deutschen

Reichsständen umher, und zog gewöhnlich mit einem Dutzend Paukenschläger und Trompeter in die Städte ein, um sich dadurch ein Ansehen zu geben, und dadurch wieder Geld zu erhalten. Er war dabei immer lustig und guter Dinge; obgleich er bisweilen harte Kränkungen erleiden muste. In Nürnberg wolte er unter andern 4000 Gulden von dem Stadtrath borgen, man gab ihm aber bloß 100 Gulden und ein Pferd zum Geschenk. Am härtesten behandelte ihn der damalige reichste Kaufmann Fugger in Augsburg. Er zeigte dem Fürsten seine zahllosen Kleinodien, einen Schatz, den er selbst auf eine Million anschlug, schloss ihm einen Kasten auf, worin 200,000 Gulden lagen, und führte ihn auf einen kleinen Thurm, welcher von der Spitze an bis auf die Hälfte herunter mit lauter guten Thalern gedekt war. Als aber Heinrich jetzt um eine Anleihe von 4000 Gulden bat, erhielt er abschlägliche Antwort. Doch den Tag darauf schenkte ihm Fugger 200 Kronen, einen Becher und ein Ross mit einer schwarzen Sammetdekke. Den Stadtrath ersuchte Heinrich ebenfals um 4000 Gulden, erhielt aber nur 1000 Gulden und ein Pferd. Da dies zur Bezahlung seiner Schulden in Augsburg nicht genügte, muste er für 800 Thaler sein silbernes Tischgeschirre versetzen, und gab für das, was er von der Schuldenbezahlung übrig behielt, den Vornehmsten der Stadt noch einen prachtvollen Abschiedsschmauß. In Köln, wo er mit 10 blasenden Trompetern eingezogen war, ließ der Gastwirth Beschlag auf sein Habe legen, während er daran dachte, die Königin Elisabeth von England zu heirathen, und in dieser Absicht seinen Hofmarschall nach London sandte. Im Jahr 1575 nahm Heinrich an einem kurzen Feldzug für die Hugenotten in Frankreich Antheil, ganz dem ausdrüklichen Befehl des Keisers zuwider. Die Klagen der Unterthanen wurden auch immer größer; der Keiser setzte deshalb ein Ge-

richt nieder, das Heinrichs Bruder Friedrich, jedoch mit vielen Einschränkungen, die alleinige Verwaltung des Fürstenthums übertrug.

Unter Keiser Rudolf, der von 1576 herschte, kam plötzlich Heinrich XI. nach Liegnitz zurükk. Sein Bruder Friedrich IV. hatte wohl den Befehl gegeben, ihn nicht in die Stadt zu lassen; aber Heinrich hatte durch seine Verschwendung noch viele Anhänger in derselben, und der Rath, der noch nicht völlig seines Eides entbunden war, hielt es für seine Pflicht, ihn aufzunehmen. Beide bewirtheten sich wechselseitig. Friedrich wandte sich persönlich an den Keiser, und es ward eine Versamlung niedergesetzt zur Entscheidung der Angelegenheiten zwischen den beiden Brüdern. Während diese sehr langsam zu Werke ging, reiste Heinrich einige Male nach Polen, und gerieth dadurch in Verdacht, mit des Keisers Feinden in Verbindung zu stehen. Friedrich erhielt deshalb den Auftrag, seinen Bruder gefangen zu nehmen; und da er dies ablehnte, ward der Oberhauptmann Gerstmann damit beauftragt. Dieser bot im Geheimen 500 Reiter und 2400 zu Fuß auf, um damit plötzlich Heinrich zu überfallen. Aber Heinrich bekam den Tag zuvor davon Nachricht und rüstete sich deshalb in der größten Eil zur Gegenwehr. Von Goldberg und Lüben beorderte er 50 Hakenschützen nach Liegnitz, versah das Schloss mit hinlänglichen Lebensmitteln, und forderte dem Rath die Thorschlüssel ab, da er ihm nicht ganz trauete. Das Geschütz ward auf das Schloss gebracht, 1000 wohlgerüstete Bürger standen versammelt auf dem Schlossplatze, und der Rath versprach Leib, Gut, Ehre und Blut für ihn daran zu setzen, und betheuerte dies sogar durch einen Schwur. Die Bürgerschaft ward auf den Wällen vertheilt und außerdem eine Menge von Piken und Hellebarden aufgepflanzt, damit es das Ansehen hätte, als ob alles von Kriegsleuten wim-

mele. Auf den Schlossthurm wurden zwei Stükk Geschütz gebracht und oben sechs Trompeter und ein Pauker gestelt, die den Anzug des Feindes kund thun solten. Um 4 Uhr des Morgens ward der Anmarsch bemerkt. Augenbliklich wurde sämtliches Geschütz von dem Schloss und den Wällen gelöst, und zwischen dem Kanonenschall schmetterten die Trompeten. Einen solchen Empfang hatten die Angreifer nicht erwartet, sie machten Halt und hielten Rath, was zu thun sei. Der Bischof meinte (da er wohl sahe, wie alles sich fürchtete), man würde nichts ausrichten, weil es doch nur auf eine Ueberrumpelung und nicht auf einen ernstlichen Angriff abgesehen gewesen wäre. Ein spashafter Zufall brachte das ganze Heer während der Berathschlagung zur Flucht. Ein Reitknecht nämlich war mit zwei Pferden in die Vorstadt geritten, um sie vom Schmiede beschlagen zu lassen. Das eine lief ihm weg ins Lager, er setzte mit dem andern nach, und da man ihn fragte, was es gäbe, so antwortete er: „Der Herzog ist ausgefallen und hat meinen Kameraden erschossen.“ — Hierauf machte sich das Heer aus dem Staube, die Feldherren hatten Mühe, es wieder zum Stehen zu bringen, und beschlossen, friedlich mit Heinrich zu unterhandeln. Man schikte drei Junker ab, die begehrten, mit dem Bürgermeister zu sprechen. Ihnen rief Heinrich zu: „Jetzt bin ich selbst Bürgermeister, ihr aber seid Empörer, die meine treuen Unterthanen aufwiegeln wollen. Herzog Friedrich bricht seinen Eid an den Unterthanen, weil er als ein Feind und nicht als ein Landesfürst ankomt. Pakt euch, oder ich werde euch die Wege zeigen!“ Eine zweite Gesandschaft nahm Heinrich an, sie erklärte, dass bloß die keiserlichen Bevollmächtigten hinein wolten, um die Irthümer zwischen beiden Brüdern zu schlichten. Heinrich ließ denn auch diese Bevollmächtigte hinein, sagte aber zu ihnen: „Ich gebe Euch nicht die Faust, dass ich mich vor

Euch, als meinen Feinden, dehmüthigen wolte, sondern dem Keiser, dessen Abgesandte Ihr sein wolt, als meinem Hern, zur Ehre und Gehorsam. Außer diesem solte es Euch keinem geschehen, weil Ihr nicht, die Ihr zuvor meine guten Freunde gewesen, kommet, sondern als Feinde, denen ich wohl zu begegnen wissen würde.“ — Allein die Bürger, welche auf seiner Seite gewesen waren, ließen immer mehr nach, und so muste Heinrich, den Vorschriften der keiserlichen Bevollmächtigten gemäß, persönlich sich nach Prag begeben. Hier kam er im August 1581 an, ward sogleich gefangen genommen und auf dem Schlosse verwahrt, während sein Bruder die Verwaltung des ganzen Fürstenthums wieder besorgte. Er wurde in seinem Gefängniss standesmäßig behandelt und brachte darin 5 Monate zu. Von da brachte man ihn nach Breslau in die keiserliche Burg, wo er einen monatlichen Gehalt von 30 Thalern empfing. Hier lebte er drei Jahre und dachte oft an die Weissagung seines Vaters. Eine in Breslau ausgebrochene Pest gab ihm Gelegenheit zu entfliehen. Er beredete seine Wächter, dass gegen die Pest kein besseres Mittel sei, als Schöps (Breslausches Bier) und gab dies denselben in großer Menge; diese berauschten sich darin. Einer seiner Diener hatte unterdess einen Wagen besorgt, dem Thürsteher hielten seine Diener den Mund zu, und so entkam er. Um seinen Nachsetzern zu entgehn, verweilte er zwei Tage in einem Walde, und kam glüklich nach Polen. Hier trieb er sich eine Zeitlang umher, soll auch der englischen Königin Elisabeth gegen Spanien gedient haben, da ihn seine polnischen Freunde überdrüssig hatten, und nahm späterhin Antheil an dem polnischen Kriege, der dadurch entstand, dass 1586 die eine polnische Parthei einen Schweden, die andere einen Oestreicher zum König erwählte. Er starb 1588 im äußersten Elend in

einem gemietheten Hause zu Krakau an einem bösartigen Fieber. Selbst ein ehrliches Begräbniss ward ihm von der Krakauer Geistlichkeit versagt, da er ein Ketzer war. Die Weißgerber in Krakau, worunter einige geborne Liegnitzer waren, erbarmten sich seiner, schossen 70 Thlr. zusammen und bewogen dadurch die Bettelmönche, die Leiche in einer Kapelle beizusetzen. Diese Kapelle wurde aber erst drei Jahre nachher vermauert, nachdem Friedrich von Liegnitz 50 Dukaten und Friedrich von Brieg 50 Thaler dafür entrichtet hatten.

XXV. Kampf des biblischen mit dem päbstlichen Christenthum.

Da unter Mathias der 1609 von Rudolf gegebene Majestätsbrief, welcher den Anhängern am Evangelium mit den Katholiken gleiche Rechte in Böhmen und Schlesien gab, auf mancherlei Weise verletzt wurde; so erneuerten die Stände 1615 zu Prag ihren 6 Jahr früher geschlossenen Verein zur Vertheidigung der Glaubensfreiheit, selbst unter Mathias Augen, der fast ganz unthätig war und seinen Vetter Ferdinand herschen ließ. Dieser Ferdinand war zu Ingolstadt nach den furchtbaren Grundsätzen der Jesuiten erzogen, hatte sich frühzeitig die Ausrottung der Protestanten zum eigentlichen Lebenszwekk gemacht und zu den Füßen der Jungfrau Maria zu Loretto ein Gelübde deshalb abgelegt. Diesen Ferdinand ließ Mathias noch bei seinen Lebzeiten 1617 den 19ten Juni zu Prag als König krönen. Er beschwor, alle Rechte und Freiheiten den Ländern zu lassen; aber als Schüler der Jesuiten hatte er den teuflischen Grundsatz: „Ketzern brauche man kein Versprechen zu halten.“

Die Niederreißung der protestantischen Kirche zu Klostergrab und die Sperrung der zu Braunau gaben Veranlassung zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs. Als man in Prag auf die darüber geführten Beschwerden nicht achtete, so begaben sich (den 23sten Mei 1618) mehre Abgesandte von dem Herrenstande und der Städte, von einer großen Menge Volks begleitet, bewafnet auf das Prager Schloss, wo vier von den königlichen Statthaltern versammelt waren, namentlich die allerverhastesten, Wilhelm Slawata und Jaroslav von Martinitz. Paul von Ritzan führte das Wort, machte den Statthaltern die bittersten Vorwürfe, und da der Wortwechsel immer heftiger ward, rief Wenzel von Raupowa: „Werfet sie zum Fenster hinaus!“ — Martinitz traf dies Loos zuerst. Nach dieser That standen alle bestürzt da; der Graf Thurn aber zeigte auf Slawata und sagte: „Edle Herren, hier habt ihr den andern!“ Sogleich stürzte man auch diesen nebst seinem Schreiber hinunter. Alle drei fielen 80 Fuß tief glüklich auf einen Misthaufen; die beiden andern Statthalter wurden durch gute Freunde mitten durch das Gedränge geführt. Drei Tage darauf versammelten sich die Stände auf dem Schlosse und wählten aus ihrer Mitte 30 Staatsverwalter (Direktoren). Diese rüsteten ein Heer und ernanten den Grafen Heinrich Mathias von Thurn zum obersten Feldhern. Der Keiser erstaunte über die Kühnheit der Böhmen, und ließ 5000 Mann ins Land rükken Aber Thurn, der den Grafen von Mansfeld in Sold genommen hatte, den ersten Krieger der damaligen Zeit, schlug die Keiserlichen bei Tschaslau und Lomnitz. Die Schlesier wolten es gern mit beiden Partheien halten; sie rüsteten wohl 1000 Reiter und 2000 Mann Fußvolk aus unter dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, sandten diese an die Gränze, wolten aber klüglich die Sache abwarten. Mathias starb darüber

den 20sten März 1619; aber Ferdinand saß schon der Form nach auf dem böhmischen Throne. Da die Böhmen ihn als den Urheber aller Verfolgungen kanten, so dachten sie jetzt ernstlich an eine kräftige Vertheidigung. Thurn versicherte sich Mährens, drang mit 16,000 Böhmen in Oestreich ein, fand dort viel Anhang, lagerte sich in den Vorstädten Wiens, und wären nicht 500 Reiter zu Hülfe geeilt, so hätte die Wiener Bürgerschaft selbst Ferdinand gefangen genommen, womit sie sich schon beschäftigte. Thurn muste nach Böhmen zurükk, weil Mansfeld nicht stark genug dort war. Die Schlesier vereinigten jetzt ihre Truppen mit Thurns Heere. Auch machten sie ein Gesetz bekant, das den Jesuiten den Aufenthalt in Schlesien untersagte. Der Breslausche Bischof gerieth in Furcht und flüchtete nach Polen. In Prag ward eine neue Versamlung gehalten, und den 17ten August der eben zum Keiser ernante Ferdinand der böhmischen Krone feierlich für verlustig erklärt. Den 26. August wurde dagegen August Friedrich der Fünfte, Kurfürst von der Pfalz, zum König erwählt. Man hofte durch ihn Beistand von England und von den deutschen Fürsten zu erhalten. Friedrich nahm die Krone nur an auf Zureden seiner ehrsüchtigen Frau. In Schlesien ergrif man jetzt auch ernstliche Maaßregeln. Die katholischen Stände musten an Allem Theil nehmen oder flüchten. In Oppeln und Ratibor gab man dem katholischen Rath evangelische Mitglieder bei, besetzte Neiße, wählte dort einen Lutherischen Rath, und gab die Pfarrkirche den Evangelischen wieder zurükk. Das Fürstenthum Troppau, dessen katholischer Fürst, Karl von Lichtenstein, es mit Ferdinand hielt, ward vorläufig in Beschlag genommen. Der Bischof machte von Polen aus dagegen Erklärungen und schikte einige Kosaken ins Land. Am Ende des Jahres 1619 ward Friedrich in Prag mit großer Feierlichkeit gekrönt, und zu Anfang des folgenden

Jahres (23. Februar 1620) nahm er die Huldigung in Breslau an. Er zog mit großer Feierlichkeit hier ein. Zu St. Elisabeth ward die Huldigungspredigt gehalten über folgende Worte des Ezechiel: „So spricht der Herr: Thue weg die Krone und hebe ab den Hut; denn es wird weder der Hut noch die Krone bleiben, sondern der sich erhöhet hat, soll erniedrigt, und der sich erniedrigt hat, soll erhöhet werden. Ich will die Krone zunichte machen, bis der komme, der sie haben soll; dem will ich sie geben." Nach der Huldigung bewilligten die Stände 400,000 Thaler Steuern, und fügten für den König 60,000 Thaler und für die Königin 40,000 Thaler als ein Geschenk bei. Dass der König aber den Reformirten auch ihre Rechte werden ließ, ärgerte die Lutheraner nicht weniger, als die Katholiken. — Friedrich hätte die Freiheit der Böhmen und Schlesier sehr gut vertheidigen können; Böhmen, Schlesien, Mähren und die Lausitz setzten alles daran. Ein Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, hatte sich gegen Ferdinand erhoben und besaß einen Theil Ungarns; allein Friedrich war leichtsinnig, vergnügungssüchtig und unbesonnen. Er hatte nur die Fähigkeit, mit einer Krone zu prangen, aber nicht die, sie zu vertheidigen. Er dachte nicht an gehörige Verbindungen in Deutschland, und lebte in Prag als ein Schwelger und Prasser. Die goldnen und silbernen Kelche ließ er sich von den Kirchen ausliefern und dafür hölzerne machen, was Katholiken, Lutheraner und Hussiten gleich sehr empörte. Selbst schlechte Feldherren erwählte er, und setzte die wakkern Verfechter der böhmischen Freiheit, Thurn und Mansfeld, zurükk. Ferdinand dagegen verfuhr mit der größten Schlauheit, überall suchte er sich Freunde zu erwerben, er gewann Sachsen und Beiern für sich, und wuste die protestantische Verbindung in Deutschland in Unthätigkeit zu erhalten. Mit 50,000 Mann, vorzüglich Beiern, drang er in Böhmen

ein. Friedrichs Heer war klein; nur auf einige Tage führte er es selbst an, kehrte dann aber bald wieder nach Prag zu seinen Vergnügungen zurükk. Das böhmische Heer nahm nach dem Treffen bei Rakonitz eine Stellung auf dem weißen Berge vor Prag und verschanzte sich dort. Man glaubte, diese Stellung sei unangreifbar, und war deshalb gar nicht auf der Hut; die Feldherren hatten kein Ansehen, und die Soldaten waren missvergnügt, weil sie den Sold nicht gehörig erhielten. Dagegen gebrauchte Ferdinand alle möglichen Aufregungsmittel. Er hatte feierlich die Jungfrau Maria zur Oberanführerin des Heeres ernant, Maximilian von Beiern trug einen heiligen Hut und ein heiliges Schwert, und ein päbstlicher Botschafter versprach die unmittelbare Hülfe des Himmels. Am 8ten November 1620, an dem Sonntage, dessen Evangelium verkündet: „Gebet dem Keiser, was des Keisers ist;" grif Maximilian von Beiern das Lager der Böhmen an und stürmte den Berg hinauf. Der jüngere Prinz von Anhalt und der jüngere Thurn warfen die Stürmenden zurükk. Der Sieg schien sich auf die Seite der Böhmen zu neigen; als der junge Anhalt verwundet und gefangen genommen ward. Die Ungern hatten sich zu weit vorgewagt, wurden in Unordnung gebracht, theilten diese dem Fußvolk mit, und viele stürzten sich in die Moldau. Die Mähren unter dem jüngern Thurn und Schlikk hielten Stand und wurden größtentheils niedergehauen. Am Ende der Schlacht lagen 4000 Keiserliche und 5000 von böhmischer Seite auf dem Schlachtfelde. Die Flüchtigen sprengten nach Prag hinein. Friedrich entfloh nach Breslau, nachdem er während der Schlacht geschmauset hatte. Die Prager wolten gern eine Belagerung aushalten, man hatte noch frische Truppen, 8000 Ungern waren angekommen und Mansfeld stand dem Feind im Rükken; allein Friedrich und der ältere An-

halt waren nicht zu halten. Von Breslau aus eilte Friedrich nach Küstrin und rieth den Schlesiern selbst, mit Sachsen zu unterhandeln. Die verlassenen Prager ergaben sich ohne Bedingung dem Sieger, und baten Maximilian, sie der Gnade des Keisers zu empfehlen. Die anwesenden Stände lieferten die Waffen aus, entsagten allen ihren Bündnissen mit Mähren, Schlesien, der Lausitz, Oestreich und Ungarn, und schwuren, nur Ferdinand für ihren König anzuerkennen. Maximilian versprach ihnen seine Vermittelung, setzte Lichtenstein zum Statthalter des Königreichs ein, übertrug die Truppen dem Anführer Tilli und reiste nach Beiern. Ferdinand schonte jetzt der Böhmen, denn er hatte noch andere Feinde. Die Schlesier schlossen 1621 zu Dresden eine Art von Frieden. Sie musten drei Tonnen Goldes zahlen und erhielten Verzeihung, nebst Bestätigung des Majestätsbriefes. Nur der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf war von diesem Frieden ausgenommen, und führte deshalb auf eigne Hand den Krieg fort. Am Osterabend bemächtigte er sich der Stadt Neiße, verlangte von ihr 100,000 Thaler und von den Domherrrn 60,000 Thaler, eroberte Glaz und setzte sich mit Bethlen Gabor in Verbindung, starb aber schon 1624. Seine Besitzungen wurden von Ferdinand dem Fürsten Karl von Lichtenstein übergeben, der Troppau hatte. Drei Monate nach Prags Uebergabe nahm Ferdinand erst das Racheschwert in die Hand. Sieben und zwanzig starben auf dem Blutgerüst. Die Güter vieler Abwesenden wurden eingezogen und ihre Namen an den Galgen geschlagen. Selbst die Güter mehrer Verstorbener wurden weggenommen. Sieben hundert und acht und zwanzigen schenkte man, weil sie ihre Schuld gestanden, das Leben, aber man zog ihre Güter theilweis oder ganz ein. Der königliche Schatz gewann auf diese Weise 24 Millionen Schokk Prager Groschen. Sämtliche evangelische

Geistliche wurden darauf des Landes verwiesen, und mit ihnen zogen große Schaaren von Bürgern und Bauern. Die Hochschule zu Prag ward den Jesuiten übergeben, den Majestätsbrief durchschnitt Ferdinand mit eigner Hand und verbrante das Siegel. Oeffentlich machte er die Erklärung bekant, er wolle nur katholische Unterthanen haben, und 30,000 Hausväter, der größte Theil des alten böhmischen Adels, verließen mit den Ihrigen das Land, und wanderten nach Preußen, Sachsen, Siebenbürgen, Holland und der Schweiz. Die ärmern, die nicht auswandern konten, fielen über ihre Peiniger her und endeten größtentheils am Galgen und auf dem Rade. Der Kurfürst von Sachsen erhielt für seine treue Hülfe die Lausitz. Mansfeld hatte unterdeß 20,000 Mann in Süddeutschland wieder zusammen gebracht, und drohte, in Böhmen einzufallen. Der junge Graf Bernhard von Thurn behauptete sich in Glaz, zuerst in der ganzen Grafschaft, späterhin in der Stadt. Die Bürgerschaft half treu bei der Vertheidigung. Da die Stadt in Brand stand, griffen die Belagerer an, Thurn aber machte einen Ausfall und schlug die Belagerer mit einem Verlust von 500 Mann zurükk. Die Glazer gaben alle ihre metallenen Gefäße her, um daraus Kugeln zu gießen. Am 26sten Oktober 1622 muste aber Thurn die Stadt übergeben; er bedingte sich freien Abzug und den Einwohnern Glaubensfreiheit aus. Thurn entließ seine Leute und ging ins Brandenburgsche; aber Ferdinand quälte so lange die Glazer, bis sie sich einmüthig entschlossen, zum katholischen Glauben zurükk zu treten. Der Breslausche Bischof kehrte aus Polen wieder zurükk und rottete jetzt den Lutherischen Glauben in seinem Gebiete aus.

Mansfeld durchstreifte die Reingegenden, nährte sein Heer von Raub und Plünderung und nahm die reiche Geistlichkeit hart mit. Ein anderes Heer sammelte Herzog

Christian von Braunschweig; beide Heere wurden aber vom deutschen Boden vertrieben und Friedrich bat fußfällig den Keiser um Verzeihung. Nur die Niedersachsen, an deren Spitze sich der König von Dänemark stelte, regten sich. Graf Wallenstein dagegen, der reichste Böhme, bildete ein Heer für den Keiser. Wallenstein hatte dem keiserlichen Hause von früher Jugend an gedient und sich in mehren Feldzügen ausgezeichnet; der Keiser belohnte ihn dafür mit einigen eingezogenen Gütern. Er versprach dem Keiser ein Heer auszurüsten und dasselbe zu erhalten, wenn er es nur auf 50,000 Mann bringen dürfte. Er erhielt die Erlaubniss. In wenigen Monaten standen 20,000 Mann unter den Waffen, und mit 30,000 Mann erschien er an der Gränze Niedersachsens. Abentheurer aus allen Gegenden waren herbeigeströmt. Mansfeld, von Wallenstein bei Dessau geschlagen, drang, nachdem er sich in der Mark erholt hatte, in Schlesien ein, um von da aus in Ungarn sich mit Gabor zu verbinden. Im August 1626 folgte Wallenstein, schlug Werbeplätze überall auf, ließ die Stände Truppen liefern und dieselben auf 6 Monate versorgen; ja, Steuern legte er auf. Das Landvolk flüchtete sich vor seinem Heer überall in die Städte. Mansfeld muste in Ungarn seine Schaar auseinander gehen lassen, und starb zu Zara in Dalmazien, stehend, in den Armen seiner Hauptleute; die Dänen, die mit ihm bis Kosel gegangen waren, bedingten sich von Wallenstein einen freien Abzug aus. Wer ihnen in Schlesien Vorschub geleistet hatte, dessen Güter wurden eingezogen. Seinem Sohn Ferdinand III. gab der Keiser die Fürstenthümer Schweidnitz, Jauer, Oppeln und Ratibor, mit zwei Stimmen im Fürstenrath, und zu Ende des Jahres 1627 erhielt Wallenstein Sagan, der dadurch auch in den Fürstenrath kam. Sein Name war damals schon der Name des Wehes und des Jammers. Ganz Schlesien seufzte unter

seinem Heer. Tausende nährten sich von Brod, das sie aus Wurzeln und Rinde bakten, verzehrten selbst die Träber; ja, der Hunger ging so weit, dass er den Ekel vor dem Menschenfleisch besiegte. Wallensteins Soldaten schwelgten dagegen im Bier und Wein, und seine Obersten hielten oft große Tafeln, wo 70 Gerichte sein musten. Weiber und Jungfrauen wurden bis in den Tod gequält; Brennen, Morden, Nasen- und Ohrenabschneiden gehörten zu den gewöhnlichsten Dingen. Königlich belohnte Wallenstein, aber als ein Wütherich bestrafte er. „Zum Galgen!" — das war das gewöhnlichste Strafurtheil. Er besaß ein finsteres, stummes, verschlossenes, unergründliches Wesen; wenig sprach er, und das Wenige stets mit Widerwillen. Er selbst war fast immer beschäftigt und achtete nicht der Freuden des Lebens. Hager und lang, hatte er eine gelbliche Gesichtsfarbe, röthliche kurze Haare und kleine funkelnde Augen. Nie lachte er. Als ein geborner Protestant durchschauete er die Pfiffe der Jesuiten; nur Ehrgeiz hatte ihn zum katholischen Glauben gebracht. Seine Herschaft in Sagan begann er mit Erbauung eines Schlosses, wozu die Stände die Fuhren geben musten, wenn sie nicht ein Paar Regimenter auf dem Halse haben wolten. Um eine bessere Aussicht vom Schlosse zu haben, ließ er 75 Häuser niederreißen. In Gitschin in Böhmen hatte er eine Schule errichtet; dahin musten alle adeliche und bürgerliche Kinder aus dem Saganschen, die keinen Vater hatten und unter 20 Jahren waren, geliefert werden. Keine Ausnahme galt, und die Angehörigen hatten für die Verpflegung zu sorgen, wobei sie noch die Furcht quälte, dass man die jungen Leute zum katholischen Glauben zwingen würde. Wer solch einen Knaben oder Jüngling nicht stelte, wurde gefänglich eingezogen und seines Vermögens beraubt. Auf seinen Befehl musten die Saganer alles Vieh aus der Stadt schaffen und die alten

Häuser abputzen. Viele Güter und Gerechtigkeiten kaufte er der Stadt ab, den Preis bestimte er selbst. Ueberall beugte er das Recht durch die Gewalt, die Fürsten durften keinen Uebelthäter mehr bestrafen, weil jeder dadurch, dass er sich für Wallensteins Soldaten erklärte, frei war. Beschweerten sich die Fürsten bei ihm, so drohete er sie damit, dass man ihre Fürstenthümer einziehen und an verdiente Soldaten geben würde. Da der Herzog von Liegnitz einen Sträfling hatte hinrichten lassen, ohne es zu beachten, dass er in Wallensteinsche Dienste treten wolte, ließ ihm Wallenstein erklären: „Er solle ihm statt des Hingerichteten zwei hundert Soldaten von seiner Besatzung zuschikken, oder er würde ein Dutzend vom Liegnitzschen Adel beim Kopf nehmen und niederhauen lassen.“ Alle Achtung vor Obrigkeit, vor Recht und Gericht ging dadurch verloren; denn jeder Schurke fand Schutz. Mit List und mit Gewalt verfuhren die Werber, um das Heer zu vermehren; sie tranken den jungen Leuten des Keisers Gesundheit zu; thaten die Bescheid, so erklärte man sie für Soldaten, thaten sie es nicht, so legte man sie als Feinde des Keisers in Ketten. Das Werbegeld stekten sie den Leuten in die Taschen, legten es ins Bier oder bakten es ins Brod. Im ganzen Lande lag das Heer, plünderte, brante, öfnete Kirchen und Gräber, und schändete und kränkte Alles überall. Die Steuern wurden dabei immer höher gesteigert, manches Fürstenthum muste in einem Jahr 5 bis 12 Tonnen Goldes erlegen. Außer dem Kuh-, Schaaf-, Mühl-, Fleisch-, Molken-, Käse- und Brod-Geld wurden gezwungene Anleihen gemacht. Aber die größte Noth stand noch bevor. Der Keiser hielt es 1628 für Zeit, auch in Schlesien die Ketzer gänzlich auszurotten. Mit Glogau machte man den Anfang, theils weil die alten Streitigkeiten wegen der Pfarrkirche noch obwalteten, theils weil der dortige Landeshauptmann von Oppersdorf

ein verfolgungssüchtiger Katholik war. Man ließ nämlich das sehr starke Dragonerregiment Lichtenstein aus Mähren nach Schlesien kommen. Dieses hatte wohl noch keinen Feind gesehen, dagegen sich aber in Mähren große Lorbern erworben durch die Bedrükkung der Protestanten, ja selbst den ehrenvollen Beinamen die Seeligmacher erhalten. Unter dem Schein, als solle dies Regiment über Krossen nach der Mark gehen, nahm es den 26. Oktober 1628, nicht weit von Glogau, seine Quartiere. Die Stadt zählte damals 967 evangelische und 140 katholische Bürger. Oppersdorf richtete es so ein, dass in dieser Nacht nur katholische Bürger die Wache hatten. Das Lichtensteinsche Regiment ward durch Verrätherei eingelassen, und mit Tagesanbruch stürzten die Dragoner in die Häuser der Protestanten, und verlangten nicht bloß die herlichsten Speisen und Lekkereien, sondern auch Geld und Kostbarkeiten; hinzufügend, dass sie das Haus verlassen würden, wenn die Bürger einen Beichtzeddel von einem katholischen Geistlichen vorzeigten. Das Beichten bei einem katholischen Geistlichen betrachtete man als den Rükktritt zum Pabstthum. Viele liefen in der Angst zu den katholischen Geistlichen und befreiten sich durch einen Beichtzeddel, während die Noth der übrigen dadurch immer größer ward, so dass hundert in einem Hause lagen. Ein Zeitgenosse, Kaspar Tischard, schildert die Noth im Folgenden: „Es galt hier nicht, dass man hätte wollen alles das Seine, Haus und Hof, Gut und Nahrung, im Stiche lassen und davon ziehen. Haus und Hof, Stadt und Thor waren bewacht, und weder Jung noch Alt, weder Mann noch Weib konten heraus. Reiche und wohlhabende Kaufleute, Gelehrte und vermögende Bürger stelten sich nakkend im Hemde dar und baten, sie ziehen zu lassen, sie wolten nimmer mehr nach dem Ihrigen fragen; viele suchten sogar den Tod, und boten ihr Blut an; aber dar-

auf war es nicht abgesehen; es hieß bloß: du solst katholisch werden! — Viele wurden in mehren Tagen und Nächten nicht zum Schlaf gelassen; die Soldaten jagten sie auf und nieder, bis die Leute in halben Wahnsinn geriethen und nicht wusten, was sie thaten; in der Wuth liefen sie dann hin, zu beichten und das Abendmahl zu empfangen. Den Sechswöchnerinnen wurden die Kinder genommen und in einen Winkel gelegt; die Mutter durfte in einigen Tagen das Kind nicht stillen, so sehr es auch schrie und nach dem Trank wünschte, auch wohl darüber verschmachtete. Inzwischen waren die tollen, vollen Soldaten um das Wochenbette und drohten der Leidenden die entsetzlichsten Gewaltthätigkeiten, wenn nicht der Mann nach einem Beichtzeddel ginge. Braut und Bräutigam wurden nicht eher getraut, als bis sie sich zum päbstlichen Abendmahl verstanden hatten. Den Kranken stekte man die Hostie mit Gewalt in den Mund. Die Stadt brante ab, weil die Bürger ihre eignen Häuser nicht löschen mochten; sie freueten sich sogar zum Theil darüber, weil sie nun ungestört in die weite Welt hineinwandern könten. Viele haben sich gefreuet, wenn ihre Häuser im Brand gestanden. Und kann ich mit Wahrheit sagen, dass ich diejenigen, deren Häuser auf dem Ringe stehen geblieben, mit Thränen habe klagen hören, dass man ihnen Glükk wünsche." —

Die Bürger, die sich früherhin dem Versuche des Landeshauptmann, ihnen die Kirche zu nehmen, widersetzt hatten, wurden vor Gericht gezogen, zwei derselben enthauptet, einer gehenkt, mehre gestäupt und des Landes verwiesen. Dem ins Gefängniss geworfenen Prediger Valentin Preibisch legte man ein Schwert und ein Kruzifix vor, um entweder den Tod oder das Pabstthum zu wählen. Er wählte, und dazu rieth ihm auch seine heldenmüthige, edle Frau, das Schwert, ward aber entlassen und des

Landes verwiesen. Diese Bekehrung Glogau's endigte sich damit, dass die ganze Bürgerschaft einen Schein ausstellen muste, worin sie bekante: „sie sei freiwillig und ungezwungen zum Pabstthum übergetreten;" und zugleich den Keiser bat, sie im Pabstthum zu beschützen und nur Katholischen das Bürgerrecht zuzugestehen. Viele verließen, sobald sie nur konten, die Stadt und flüchteten sich ins Polnische. — So wie in Glogau, verfuhr man in Freistadt, Grünberg, Schwiebus, Sprottau, Polkwitz, Guhrau und an andern Orten. Die gelehrte Schule zu Beuthen ward 1629 zerstört, Lehrer und Schüler trieb man fort, und räumte das Gebäude den Jesuiten ein. Der Graf Dohna, der außerordentlich thätig war bei dieser Bekehrung, rühmte sich sogar, dass er mehr vermöge, als der Apostel Petrus, welcher an einem Tage drei tausend Seelen durch eine Predigt bekehrt hätte, während von ihm an manchen Tagen weit mehre, ohne Predigt, wären bekehrt worden. Ueberall wurden in den Städten die Kirchen weggenommen. Zugleich beabsichtigte man dabei die Unterdrükkung der Städte. Die Landkirchen schonte man noch aus Rükksicht auf die Stände. Die Städter, die dahin zur Kirche gingen, musten mehre Thaler Strafe erlegen, ja der Glogausche Bürgermeister Johann Richter zahlte für eine verrathene Kirchfahrt 4000 Thaler, und muste dazu noch einen Garten den Jesuiten abtreten. Diese schändlichen Gewaltthätigkeiten erregten selbst bei den Katholiken Mitleid und Hass gegen den Keiser. Ja, ein Glogauscher Jesuit, Pater Nerlich, erklärte sich in Wien freimüthig dagegen. Liegnitz, Wohlau, Brieg, Oels und Breslau blieben verschont. Schweidnitz und Jauer kamen an einem Tage daran. In Jauer reichte bei dem sogleich veranstalteten katholischen Gottesdienst ein Dragonerhauptmann den Leuten den ungeweihten Kelch; ja, in Polnisch-Neustadt, wo dies auch geschah und der Wein

ausging, sagte der Dragoner zu den Leuten, sie möchten zu Hause Milch oder Bier nachtrinken. Da die Jauerschen schwören solten, dass sie ungezwungen wären zum Pabstthum übergetreten, so erklärte ein Kaufmann, ja, sie wolten das, wenn der Landeshauptmann zuerst schwöre, er habe sie nicht gezwungen. So unterblieb dies Schwören. Aus Furcht verabschiedeten die Löwenberger den 28. Januar 1629 ihre evangelischen Prediger, und kehrten, mit Ausnahme weniger, die flüchten musten, zum Pabstthum zurükk. Allein die Bürger bereueten bald diesen Entschluss, und richteten wieder den evangelischen Gottesdienst ein. Da nahten sich die Lichtensteiner, und der größte Theil der Einwohner flüchtete sich nach Lauban. Die unter Dohna anrükkenden 1500 Lichtensteiner fanden nur zwei Rathsherren und 22 armseelige Bürger im Ort. Das Eigenthum der Geflohenen ward in Beschlag genommen; ein neuer Magistrat erwählt; mehre kehrten auch zurükk, um nicht Hungers zu sterben; andere siedelten sich anderswo an. Zwei hundert und funfzig Bürger kehrten nicht wieder zurükk. Die Weiber der zurükkgekehrten blieben auch dem evangelischen Gottesdienst treu, und der katholische Stadtpfarrer gab endlich die Bemühung, sie zu bekehren, auf. Ganz Oberschlesien ward auf dieselbe Weise zum Pabstthum zurükkgebracht.

Im Jahr 1629 gab der Keiser für Deutschland das Wiederherstellungs-Gesetz (Restituzions-Edikt), nach dem alle Einziehungen von Stiftern wieder aufgehoben und die Evangelischen jeder Unterdrükkung preisgegeben wurden. Da Ferdinand Deutschland nicht verschonte, so konte Breslau, Oels, Liegnitz und Brieg deste weniger auf Sicherheit rechnen. Die Breslauer musten auch den berüchtigten Dohna zum Befehlshaber annehmen; Rudolf von Liegnitz, der Vorstellungen gegen die Dragonergräuel gemacht hatte, ward der Oberlandeshauptmanschaft ent-

setzt, und dieselbe dem Oelsnischen Herzog zum Schein übertragen, den man der Gleichgültigkeit gegen seine Glaubensgenossen, die Evangelischen, beschuldigte. Ihm wurden Räthe zur Seite gesetzt, ohne die er nichts thun durfte.

Als aber Deutschlands Befreier, Gustav Adolf, der Schwedenkönig, den 24. Juni 1630, am hundertjährigen Gedächtnisstage der Ueberreichung des Augsburgschen Glaubensbekentnisses, landete, sank plötzlich des Keisers Obermacht. Wallenstein hatte er kurz vorher entlassen müssen, auf Vorstellungen katholischer Fürsten. Gustav verband Brandenburg und Sachsen mit sich, schlug den 7ten September 1631 den Feldhern Tilli, und drang nun nach Süddeutschland vor, während die Sachsen in Böhmen einbrachen, Prag eroberten und dort den evangelischen Gottesdienst wieder herstelten, wobei sich mancher Böhme rächte, obgleich die Katholiken in Schutz genommen wurden. Ferdinand, in größter Noth, bat dringend Wallenstein, wieder ein Heer zu errichten, und willigte in jede Bedingung ein. Dieser vertrieb auch die Sachsen wieder aus Böhmen, fiel selbst in Sachsen ein und lieferte den 5. November 1632 bei Lützen eine Schlacht, die er verlor, worin Gustav Adolf aber blieb. Einige Monate vor der Schlacht bei Lützen kam ein Theil der aus Böhmen vertriebenen Sachsen unter Arnheim nach Schlesien und vereinigte sich mit einer schwedischen Schaar unter Düval und Thurn. Die Sachsen und Schweden erhoben wohl Kriegssteuern, wurden aber doch als Erretter freudig empfangen. Sie vertrieben die Keiserlichen aus Glogau; gestatteten dem Herzog von Liegnitz die Theilnahmlosigkeit am Kriege und erfochten bei Steinau einen Sieg über die Keiserlichen, die den Ort in Brand stekten. Die Keiserlichen setzten sich zwischen der Ohle und Oder bei Breslau in der Gegend des Ziegelthores fest; Dohna versprach ihnen, im Nothfall

die Stadtthore zu öfnen, wogegen sich aber die Bürgerschaft erklärte, die ihre Festungswerke in dem herlichsten Zustande hatte. Die Schweden und Sachsen standen vor dem Ohlauer Thore, und bewilligten der Stadt auch die gewünschte Theilnahmlosigkeit. Die Keiserlichen wurden in einem Gefecht so bedrängt, dass sie sich über die beim Ziegelthor vorhandene Brükke theils nach der Dom- und der Sandinsel, theils nach Oberschlesien flüchteten und 300 Wagen im Stich ließen. Da die Schweden die Brükke wieder herstelten, so erlaubte sich Dohna, von den Wällen auf sie einen Schuss zu thun; die Breslauer wurden darüber so empört, dass er in der Nacht nach seiner Herschaft Wartenberg flüchten muste; denn die Bürger schrieen: „Gebt uns den Seeligmacher heraus, der die Stadt ins Unglükk stürzen will!“ Im folgenden Jahre ward er von Soldaten erschlagen, die er für den Keiser geworben hatte. Bei Ohlau erlitten die Keiserlichen einen neuen Verlust. Im September ward der Dom von den Schweden mit Sturm erobert, der Rest der Keiserlichen niedergehauen und die geistlichen Reichthümer, Gebäude und Besitzungen der Plünderung preisgegeben. Sämtliche Kirchen wurden durch Feldprediger zum evangelischen Gottesdienst eingeweiht. Die katholischen Geistlichen waren entflohen; eine der herlichsten Büchersamlungen ging theils in Flammen, theils in den Fluthen der Oder, theils in den Händen der Hökerweiber bei dieser Gelegenheit verloren. Die Stadt Breslau verpflichtete sich nun, die schwedischen und sächsischen Truppen zu ernähren, und würde sich wohl ganz den Schweden und Sachsen angeschlossen haben, hätte sie nicht die Uneinigkeit beider bemerkt.

Die Stadt litt viel an ihren äußern Besitzungen, doch weit weniger, als das platte Land. Eine Pest rafte im Jahr 1633 allein 13,231 evangelische Einwohner in der

Stadt und den Vorstädten weg. Die Schweden und Sachsen durften nur in kleiner Zahl und nach Ablegung des Obergewehrs in die Stadt kommen. Die Keiserlichen hielten sich noch in Oberschlesien auf, die Sachsen bekamen nach der Schlacht von Lützen Verstärkung; Schweidnitz und Oppeln fielen in die Hände der Verbündeten, die Fürsten von Brieg und Oels musten sie ebenfals einlassen.

Wallenstein erholte sich von der Lützner Schlacht in Böhmen wieder und kam mit seiner ganzen Macht nach Schlesien. Reichenbach ward schon vorher mit Sturm eingenommen, die darin befindlichen Sachsen niedergemetzelt und darauf einen ganzen Tag die Stadt geplündert. Von der Bürgerschaft waren 19 getödtet und 150 verwundet. Weil die Reichenbacher beim Einmarsch der Sachsen den katholischen Gottesdienst mit Gewalt abgeschaft und den vom Keiser gesetzten Bürgermeister ermordet hatten, so ward ihnen jetzt aufgegeben, die Stadtmauern niederzureißen, die Thore abzubrennen und 12,000 Thlr. Strafgelder zu geben. Sie waren aber nur im Stande, 7000 Thlr. nach der Plünderung an Geschmeide und Gold aufzubringen. Wallensteins Heer betrug 40,000 M.; die Verbündeten hatten nur 24,000. Beide Heere standen 9 Tage einen Flintenschuss weit von einander. Wallenstein machte darauf den Schweden den Antrag, sich mit ihm zu verbinden, den Keiser zu verjagen, allen Ständen ihre Freiheiten und Rechte wieder zu geben, und ihn zum König von Böhmen zu befördern. Aber die Schweden traueten ihm nicht; und um so weniger, da er den Sachsen antrug, den Keiser und die Schweden zugleich zu verderben. Nach einem kurzen Waffenstillstande begann wieder der Krieg. Die Verbündeten zogen ins Liegnitzsche; Wallenstein belagerte Schweidnitz, 850 Häuser wurden dabei in Asche gelegt. Wallenstein, von Schweidnitz vertrieben,

befestigte den Kuhberg, die Verbündeten den Würbenberg. Die Grausamkeiten, welche die Wallensteiner verübten, waren gränzenlos. Darum verbanden sich jetzt die Schlesier auch mehr mit den Verbündeten, zumal da sie vom Keiser doch schon als Aufrührer betrachtet wurden. Nur der Herzog von Oels blieb dem Keiser getreu. Wallenstein stelte sich, als wolte er nach Sachsen gehn; darauf eilte ihm Arnheim voran; Wallenstein kehrte aber zurükk und kam bei dieser Gelegenheit nach Goldberg. Dieser Ort ward gänzlich ausgeplündert; die Rathsherren selbst musten die besten Häuser den Hauptleuten dazu anweisen. Bei dieser Plünderung wurde fürchterlich verfahren. Man schlepte die Leute an Strikken auf den Markt, zog sie nakkend auf den Gassen umher, riss die Frauen bei den Brüsten in die Höhe, schnitt den Leuten Riemen aus den Rükken, schlug ihnen brennende Kiensplitter unter die Nägel, besprengte sie mit siedendem Schwefel, schnitt ihnen Nase und Ohren ab, verbrante einige in Bakköfen, zertrat andern die Rippen, und was man nicht von den Habseeligkeiten mit fortbringen konte, das ward zerstört. Vier und zwanzig Stunden dauerte dieser Greuel. Hundert Leute waren dabei getödtet, 300 verwundet, und eben so viele Frauen und Mädchen fehlten, die theils geflohen, theils mitgenommen waren. In Goldberg hatte Wallenstein als Schüler seine Jugendjahre verlebt. Einer seiner Lehrer, der Kantor Fechner, hatte nie viel von diesem mürrischen, in sich gekehrten Knaben gehalten. Einst war die Schuljugend mit Fechner unter den Schulweiden, auf dem damaligen Spielplatz, versammelt, und alles überließ sich der Fröhlichkeit; Wallenstein nur schlief. Bei seinem Erwachen erzählte er den Schülern, es habe ihm geträumt, dass er mit seinen Mitschülern auf diesem Platz spiele und die Schulweiden sich alle vor ihm zur Erde beugten. Die Jugend lachte, Fechner nante ihn einen Träumer, der es

wohl gar dem Josef nachmachen wolle, und sagte: „wenn aus dir ein großer Mann wird, so will ich dein Hofnarr werden.“ — Der Heerführer gedachte jetzt dieser Begebenheit, erkundigte sich nach Fechner, ließ ihn vor sich führen und erinnerte ihn an seine Aussage. Fechner, ein alter Mann, zitterte und bebte vor Furcht, entschuldigte sich, so gut es ging, und ward gnädig mit einem Geschenk von 200 Thalern entlassen, nebst der Anordnung, dass sein Haus mit der Plünderung zu verschonen sei. Wallenstein soll auch zu ihm gesagt haben: „Mein lieber Fechner, ihr habt mir nicht zu viel gethan; meine damalige harte Natur war einer harten Erziehung benöthigt. Fürchtet daher nichts! Ihr habt es gut gemeint und es ist auch gut gerathen. Euch soll dafür zur Dankbarkeit von meinen Soldaten kein Leid geschehen, deswegen ich Eure Wohnung mit Wache habe versehen lassen.“ — Durch Verrätherei einer Frau ward auch das Schloss Grädizberg erobert, wohin man viele Schätze des Landes gebracht hatte. Die Schweden, unter Düval und dem Grafen Thurn, welche nach Abzug der Sachsen bei Steinau standen, wurden dort überrascht, eingeschlossen und musten sich zu Kriegsgefangenen ergeben. Wallenstein entließ Thurn, auf dessen Hinrichtung sich der Wiener Hof schon freute. Liegnitz und Glogau wurde jetzt auch von Wallenstein erobert; der Keiser schenkte ihm das Herzogthum Glogau, und er versprach den Evangelischen, eine Kirche ihnen zu bauen. Mit seinem Heer zog er nach der Lausitz, und übertrug Schafgotsch, der außer seinen alten Besitzungen im Gebürge damals auch noch Trachenberg besaß, die weitere Eroberung von Schlesien, die der sich eifrigst angelegen sein ließ, obgleich er selbst evangelisch war; er richtete aber wenig aus. Um diese Zeit (im Jahr 1633) wüthete die Pest in mehren Gegenden Schlesiens. Zu Priebus waren 160 Häuser ganz ausgestorben; nur

7 Bürger und 30 Witwen lebten im Oktober noch, von welchen auch mehre krank waren. Der Erbherr des Orts befahl dem Rathe, die Pestkranken mit Gewalt zu vertreiben. Schweidnitz zählte schon im Juli täglich 50 bis 60 Leichen, die man aus Mangel an Todtengräbern meist unbegraben liegen ließ, so dass überall Todte umher lagen, welche die Ansteckung vermehrten. In den Hundstagen stieg die Zahl der täglich Sterbenden auf 200; am 25sten August sogar auf 300. Die Aerzte starben, und Arzneien waren auch nicht zu haben. Die vorher aus 18 bis 19 hundert wohlhabenden Bürgern bestehende Stadt zählte am Ende der Pest nur noch 70 Bürger. Bei der Schule starben sämtliche Lehrer. Ungerechnet die Landleute und die Soldaten aus den keiserlichen und sächsischen Lägern waren 16 bis 17,000 Menschen in Schweidnitz gestorben.

Wallensteins Glükstern ging 1634 unter. Der Hof war mit ihm ganz unzufrieden; dies veranlaste ihn zu einem entscheidenden Schritt. Er versuchte zu Pilsen, das Heer sich durch einen Eidschwur zu verpflichten, um es dann gegen den Keiser zu führen. Allein die meisten verließen ihn. Mit wenigen begab er sich nach Eger, um sich mit den Sachsen und Schweden zu vereinigen. Der Keiser that ihn in die Acht, und den 25sten Februar 1634 ward er nebst seinen Vertrauten, Illo, Kinski, Terzki und Neumann, von Meuchelmördern getödtet. Der Befehlshaber in Schlesien, Schafgotsch, ward einen Tag früher gefangen genommen, nach Regensburg gebracht und 1635 nebst mehren andern Anhängern Wallensteins den 23. Juli enthauptet. Seinen Kindern nahm man die Herschaft Trachenberg und ließ sie im katholischen Glauben unterrichten. Im Jahr 1634 ward der General Götz zwischen Lindbusch und Goldhuben, unweit Goldberg und Liegnitz, von Arnheim, nach einem harten Gefechte, geschlagen.

Die Keiserlichen hatten 4000 Todte, und verloren 36 Fahnen, 27 Standarten, 9 Stükk Geschütz nebst 1400 Gefangenen. Durch diesen Sieg wurden die Sachsen Meister vieler Derter, und lagerten sich auf dem Breslauer Dom, wo noch einige Schweden standen.

Im Jahr 1635 verließen die Sachsen die Sache der Glaubensfreiheit und schlossen mit Ferdinand einen besondern Frieden, worin der Keiser versprach, aus angeborner östreichischer Sanftmuth und Milde, die schlesischen Fürsten und die Stadt Breslau wieder zu Gnaden anzunehmen und sie bei ihren Freiheiten zu schützen. Die übrigen Fürstenthümer waren sowohl in Hinsicht des Glaubens als in Hinsicht der Empörung ganz der Gnade des Keisers überlassen; nur solten die Protestanten das Auswanderungsrecht haben, wenn der Keiser Veränderungen mache, die ihnen nicht gefielen. Vorzüglich soll der Hofprediger Hoe in Sachsen, schändlichen Andenkens, durch Bestechung bewogen, Antheil an diesem Frieden gehabt haben. Arnheim verließ den sächsischen Dienst, weil er sich gekränkt fühlte, dass der sächsische Kurfürst den Schlesiern so schlecht seine durch ihn gemachten Versprechungen hielt. In Breslau musten die Fürsten und Abgesandten von Neuem den Eid der Treue schwören, während die Schweden den Krieg muthig und tapfer, aber auch grausamer, weil sie von den Sachsen verlassen waren, fortsetzten. Sie vereinigten sich innig mit Frankreich. Ferdinand starb darüber, 59 Jahr alt, den 15ten Februar 1637. Sein Sohn Ferdinand III. hatte des Vaters Grundsätze. Der Krieg entfernte sich einige Jahre von Schlesien. Im Jahr 1639 kam der schwedische Anführer Banner nach Böhmen und verbreitete Verwüstung und Schrekken überall. Was man nicht fortbringen konte, das ward zernichtet. Ueber 1000 Flekken und Dörfer wurden in die Asche gelegt. Unter Stahlhantsch fiel eine kleinere

Schaar in Schlesien ein und wählte Beuthen zu ihrem Stützpunkt, hielt sich aber im Winter im Schweidnitzschen und Jauerschen vorzüglich auf. Ueberall ward geplündert, die Schweden schonten jetzt weder Katholiken noch Protestanten, und unterschieden sich nur dadurch von den Keiserlichen, dass sie die katholischen Geistlichen, diese hingegen die evangelischen verjagten. Im Jahr 1640 traf Hirschberg und Jauer ein schreckliches Loos. Am 5. April ward Jauer von den Keiserlichen erstürmt, und die Bewohner, welche sich in die Kirchen flüchteten, um den Greueln der Plünderung zu entgehen, wurden auch dahin verfolgt und in Stükken gehauen, so dass die Kirche und der Kirchhof einer Mördergrube glichen. — Noch trauriger war das Loos der Hirschberger. Weil 1634 die Keiserlichen die Vorstädte angezündet hatten und dadurch 341 Häuser und 59 Scheunen abbranten, wobei 36 Menschen und 2000 Stükk Vieh umkamen, so ergriffen die Hirschberger 1639 aus Rache die Parthei der Schweden mit Eifer. Darum bemüheten sich die Keiserlichen, jetzt die Stadt zu erobern. Aber die Schweden, unter Stahlhantsch, und die Bürger vertheidigten dieselbe mit ausserordentlicher Tapferkeit, während in der Stadt eine große Hungersnoth herschte. Als Stahlhantsch endlich einsah, er könne die Stadt nicht länger behaupten, so zog er (8. November 1640) ab, und die ganze Bürgerschaft, einsehend, dass sie das Schrecklichste zu erdulden hätte, zog samt Weib und Kind, Hab und Gut mit nach Beuthen. Nur die leeren Häuser mit 81 katholischen Einwohnern fanden die Keiserlichen. Im folgenden Jahr musten die Schweden auch Löwenberg und Beuthen räumen; letzteres ward erstürmt und die Besatzung darin niedergehauen; die in Löwenberg erhielt freien Abzug. Stahlhantsch hatte sich 1642 mit Torstensohn vereinigt, der nach Banners Tode den Oberbefehl führte, und, in der Sänfte getragen,

doch an Schnelligkeit alle seine Gegner übertraf. Torstensohn kam nach Schlesien, Glogau ward mit außerordentlicher Tapferkeit erstürmt, die Besatzung niedergehauen, und der katholischen Geistlichkeit nebst den keiserlichen Beamten freier Abzug gewährt. Die Stadt ward durchaus geplündert und ein großer Theil brante ab. Die Keiserlichen standen bei Schweidnitz unter dem Herzog von Lauenburg. Dieser wurde von Torstensohn bei Stefanshein geschlagen, verlor 2000 Gefangene und 1800 Todte, nebst vielem Kriegsgeräth und andern Schätzen. Torstensohn eroberte darauf Schweidnitz, drang von hier aus nach Mähren vor, bemeisterte sich der Stadt Ollmütz, bedrohte Wien, muste aber Mähren wieder räumen, weil sich dort ein keiserliches überlegenes Heer unter Pikkolomini sammelte. Auf seinem Rükkzug bestürmte er Brieg, ohne es zu erobern, und muste sich bis in die Neumark zurükkziehn. Das nacheilende keiserliche Heer, unter dem Erzherzog Leopold, belagerte Glogau, das Gustav Wrangel mit 1800 Mann auf das Aeußerste vertheidigte. Drei Stürme schlug er zurükk, ja er machte einen Ausfall, und richtete zwei östreichsche Regimenter zu Grunde. Torstensohn zog über Beuthen zum Entsatz heran, und Leopold muste nach einem Verlust von 6000 Mann die Belagerung aufgeben. Beide Heere zogen nach Sachsen, und bei Breitenfeld wurden den 13. Oktober 1642, unweit des Lützenschen Schlachtfeldes, die Oestreicher gänzlich geschlagen. Ueber ein Jahr blieben jetzt die Schweden Herren von Schlesien und Mähren. Der katholische Magistrat in Schweidnitz wolte ein Mal die Stadt an den östreichschen General Götz verrathen; diese Verrätherei wurde aber entdekt, und vier Rathsglieder nebst drei Jesuiten musten dies Unternehmen mit dem Leben büßen. Im Herbst 1643 brach Torstensohn in Mähren auf, verbrante die Breslauschen Vorstädte, da ihm die Stadt die geforderten Kriegsbedürf-

nisse versagte, und ging nach Holstein gegen die Dänen. Diese Abwesenheit benutzten die Oestreicher und eroberten mehre Städte in Schlesien wieder; als Schweidnitz, Oppeln, Wohlau und Löwenberg. Im Jahr 1646 kam der schwedische General Wittenberg mit einer neuen Schaar nach Schlesien und brandschatzte stark.

Der von 1643 an zu Osnabrükk und Münster unterhandelte und 1648 geschlossene westfälische Frieden, der Deutschland, außer den östreichschen Erbstaaten, die Glaubensfreiheit gab, enthielt für Schlesien Folgendes:

„Die schlesischen Fürsten Augsburgscher Konfession, nämlich die Herzöge zu Brieg, Liegnitz, Münsterberg und Oels, wie auch die Stadt Breslau, sollen bei ihren vor dem Kriege erhaltenen Rechten und Privilegien und der Ausübung der evangelischen Religion erhalten werden. Was die Grafen, Freiherren, Edelleute und ihre Unterthanen in den übrigen schlesischen Fürstenthümern, die unmittelbar zur königlichen Kammer gehören, betrift; so steht zwar dem Keiser, so wie andern Königen und Fürsten, das Recht zu reformiren zu; dessen ungeachtet sollen sie, nicht in Kraft gewisser Verträge, sondern auf Vorbitten der Königin von Schweden [Gustav Adolfs Tochter] und der evangelischen Stände [Deutschlands] nicht gezwungen werden, der Religion wegen ihre Güter zu verlassen und auszuwandern; sie sollen auch nicht abgehalten werden, in der Nachbarschaft außerhalb Landes ihren Gottesdienst abzuwarten, wofern sie sich nur sonst ruhig und friedlich verhalten. Wenn sie aber das Land freiwillig verlassen wollen, und sie ihre Güter etwa nicht verkaufen können oder wollen; so haben sie immer die Freiheit, dieselben zu besuchen oder zu verwalten. Außerdem verspricht der Keiser den Evangelischen, ihnen zur Ausübung ihrer Religion zu erlauben, drei Kirchen auf ihre Kosten außerhalb den Mauern der Städte Schweidnitz, Jauer und Glogau an

Orten, die derselbe wird anweisen lassen, zu erbauen, sobald sie sich dieserhalb bei ihm melden werden." —

Dies Wenige hatten die Schlesier den Schweden zu verdanken; die Sachsen thaten nichts für sie, wohl mit daher, weil sie glaubten, wenn sie zu sehr auf Glaubensfreiheit drängen, so müsten sie auch Katholiken bei sich dulden. Schlesien war sehr verheert, mehre Dörfer sind seit der Zeit nie wieder aufgebaut. Die Schweden blieben noch zwei Jahr nach dem Frieden in den Städten Glogau, Jauer, Bolkenhein, Hirschberg, Trachenberg, Ohlau, Neustadt, Jägerndorf und Leobschütz, und lebten auf Kosten des Landes; allein viele Städte, so sehr sie auch von der Einquartierung litten, sahen doch ihren Abzug nur mit Wehmuth an, da die Glaubensquaal dann wieder anging.

Der Hof erlaubte sich allerlei Bedrükkungen; so vermählte er gern reiche Erbinnen mit Gewalt an Katholiken, um die Güter in deren Hände zu spielen; die Rathswahl von Seiten der Bürger konte gar nicht mehr stattfinden, da Katholiken gewählt werden musten, und die Anzahl der Katholiken so gering war; z. B. in Hirschberg 7, in Bolkenhein 1, in Landshut 15, in Löwenberg 16, in Striegau 14, in Jauer 7, in Schweidnitz 8, in Reichenbach 15, in Bunzlau 10. Daher war es sehr natürlich, dass oft der ganze Magistrat nicht lesen und schreiben konte.

Wie wenig man gesonnen war, das den Protestanten in Schlesien zu halten, was ihnen im westfälischen Frieden ausbedungen war, ersieht man aus der Erklärung des östreichschen Friedensunterhändlers Grafen Trautmansdorf, die darauf hinausging, dass man nur in der Noth den Protestanten so viel nachgegeben, dass man aber bei Abfassung der Friedensartikel solche Vorsicht gebraucht, dass man hunderterlei Gelegenheit haben würde, die Ei-

genwilligkeit den letztern zu beschneiden, sie einzustrikken und aus dem Lande zu schaffen. Die Gesandten, welche 1649 von Breslau, Schweidnitz, Jauer und Glogau nach Wien geschikt waren, und den Keiser um volle Glaubensfreiheit noch ein Mal dringend baten, erhielten abschlägliche Antwort. Durch auswärtige Beiträge wurden die drei bewilligten Kirchen 1654, 55 und 56 aufgebaut, und inzwischen der keiserlichen Oberamtsregierung zu Breslau aufgegeben, alle nicht katholischen Geistlichen aus den Orten fortzujagen, wo sie dem westfälischen Frieden gemäß fortgeschaft werden könten. Darauf wurden im Schweidnitzschen und Jauerschen 248, im Glogauschen 52 und im Breslauschen, das Kanthsche ausgenommen, 94 Kirchen eingezogen; hier und da widersetzten sich einige Gemeinden, wurden aber durch Soldaten bekämpft. Selbst die Kirchen auf ihren Dörfern büßte die Stadt Breslau ein; und man wolte ihre Glaubensfreiheit auf die Ringmauern und die der Fürsten auf ihren Hofstaat einschränken, wogegen sich jedoch die Königin von Schweden und der Kurfürst von Sachsen erklärten. Aber viele evangelische Dörfer, die unter den Klöstern in den noch befürsteten Fürstenthümern standen, als im Oelsnischen, Briegschen und Liegnitzschen, wurden mit katholischen Geistlichen besetzt. Das Dorf Grosburg, das seit 1260 an Brandenburg gehörte, welches 1553 einen gewissen von Kanitz damit belehnt hatte, erhielt dadurch den evangelischen Gottesdienst wieder, dass der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg 12 Dragoner von Berlin aus dahin schikte, die den Geistlichen, samt seinen Habseeligkeiten, auf einen mit Ochsen bespanten Wagen setzten, ihn auf das Breslausche Gebiet führten und dort den Wagen umkehrten. Der Keiser sahe dem nach, weil er den Kurfürsten nicht zum Feinde haben wolte. Dagegen erschweerte man den übrigen den Gottesdienst; z. B. in Glogau ver-

schloss man zur Kirchzeit so eng das Thor, dass nur immer einer durchkonte; deshalb kamen die meisten Leute zu spät zur Kirche.

Aber auch die katholische Geistlichkeit, wie die übrigen katholischen Stände, wurden durch die keiserliche Gewalt immer mehr beschränkt; das Bisthum war nichts mehr als eine Pfründe für einen Prinzen. Desto grösseres Ansehn gewannen die Jesuiten. Im Jahr 1622 erhielten sie in Neiße einen bleibenden Sitz, bei den Dragonaden kamen sie nach Glogau, Sagan und Schweidnitz, und durch eine List siedelten sich zwei im Mathiasstift zu Breslau an. Da man sie dort satt hatte, bezogen sie ein Haus auf der Rittergasse und legten eine Schule von 12 Knaben an. Ein Graf von Thun vermachte ihnen 100,000 Gulden. Sie erhielten 1645 die keiserliche Erlaubniss, auf dem Sande ein Haus für sich zu erbauen, wolten aber lieber die Maria-Magdalena-Kirche haben; und da ihnen diese Forderung nicht gewährt ward, so wusten sie es dahin zu bringen, dass die Bettelmönche aus St. Dorothea ausgejagt und sie dort eingeführt werden solten. Weil aber dieser Befehl nur vom Beichtvater des Keisers war, so widersetzten sich die Bettelmönche, läuteten die Sturmglokken, wodurch Protestanten und Katholiken herbeigezogen wurden und den Bettelmönchen beistanden, so dass die Kommissarien aus der Stadt flüchten musten. Auf dem Sande zu bauen, hatten theils die Jesuiten keine Lust, weil sie in die Stadt selbst wolten; theils suchte es auch der Sandabt zu verhindern. Zu Leopolds Zeiten (1657 — 1705) erhielten sie im Jahr 1659 die alte königliche Burg angewiesen, und 1702 richteten sie die Hochschule daselbst ein.

Der letzte piastische Herzog, Wilhelm von Liegnitz, Brieg und Wohlau, bat als ein 15jähriger Jüngling auf dem Sterbebette (1675) den Keiser Leopold um die Erhaltung der Glaubensfreiheit in seinen Fürstenthümern

nach seinem Tode; der Keiser bestätigte auch alle Freiheiten den Ständen, als er sich huldigen ließ; nur die reformirten Geistlichen musten bald auswandern. Aber die Lutheraner, die sich hierüber leider gefreut hatten, sahen auch bald Wolken an ihrem Himmel. Man hob ihre Konsistorien und Superintendenturen auf, besetzte mehre Stellen gar nicht oder mit katholischen Geistlichen, entzog den Evangelischen die öffentlichen Aemter, setzte evangelischen Mündeln katholische Vormünder, und so ging das weiter. In Liegnitz meldeten sich mehre Mönchsorden und machten Ansprüche auf ehemals inne gehabte Häuser und Güter, die Jesuiten setzten sich auf dem Bischofshof fest. Im Jahr 1698 schenkte ihnen Leopold die lutherische Kirche St. Johann mit allen Stiftsgütern, weil man diese Kirche als Hofkirche betrachtet wissen wolte.

Im Saganschen wurde erst im Jahr 1668 (so lange verhinderte es die Gemahlin des Fürsten), vorzüglich auf Betrieb des verfolgungssüchtigen Bischofs Sebastian Rostokk, dem Sohne eines Schmids in Grotkau, die lutherische Kirche verfolgt, die Kirchengebäude genommen und sogar das Gehen in die lausitzschen Gränzkirchen untersagt, obgleich ohne Erfolg. Die Stadt Breslau, welche hartnäkkig die Katholiken von allen Stadtämtern ausschloss, muste doch die Anlegung neuer Klöster für Bettelorden dulden. In den Erbfürstenthümern wurden 1667 die evangelischen Schullehrer, die noch übrig waren, vollends abgeschaft; man untersagte das Gehen auf ausländische Schulen und engte und drängte überall die Protestanten. War auch hin und wieder ein milder Bischof, so hörten an einzelnen Orten die Glaubensbedrükkungen doch nicht auf. So bestimte der Prälat von Grüssau, Bernhard Rosa, 1687 einen Tag, an dem sich die große Gemeinde Reichhennersdorf bei Landshut erklären muste, ob sie auswandern oder katholisch werden wolle. Alle Bitten waren

fruchtlos, und 1240 Seelen verließen deshalb dies Dorf und wanderten nach Sachsen aus.

Unter Josef I. (1705 — 1711), der überhaupt duldsam war, ereignete sich eine Begebenheit, wodurch der Zustand der Lutheraner in Schlesien sehr gemildert ward. Karl der Zwölfte, König von Schweden, kam in einem Kriege gegen Polen und Sachsen durch Schlesien, erfuhr dort die vielen Verletzungen des westfälischen Friedens, für dessen Aufrechthaltung sich Schweden mit verpflichtet hatte, nahm sich der Bedrükten an und schloss den 21sten August 1707 zu Altranstädt bei Leipzig mit dem Keiser einen Vertrag, kraft dessen 128 gegen den Sinn des westfälischen Friedens eingezogene Kirchen, nebst den drei Konsistorien zu Brieg, Wohlau und Liegnitz zurükkgegeben, und alle übrigen Bedrükkungen, z. B. das Ausschließen von Aemtern, das Setzen katholischer Vormünder, das Hindern des Hausgottesdienstes u. s. w., aufgehoben wurden. Ja, noch durch eine besondere Verwendung der schwedischen Gesandten erhielten die Städte Sagan, Freistadt, Hirschberg, Landshut, Militsch und Teschen die Erlaubniss, die sogenanten Gnadenkirchen zu erbauen; wofür sie an den Keiser 380,500 Gulden erlegten, und den Schweden herliche Geschenke machten. Obgleich bald darauf die schwedische Macht sank, so blieb es doch bei diesem Vertrage; aber die Reformirten waren nicht mit einbegriffen, und 1709 erging eine Verordnung, die mit Gefängniss zu bestrafen, welche zum evangelischen Glauben von Neuem übergingen. Karl der Sechste (1711 — 1740) erhielt den Altranstädtschen Vertrag unverletzt. Dagegen wurden die Schwenkfelder, welche sich unweit des Grädizberges in Harpersdorf aufhielten, desto eifriger verfolgt. Zwei Jesuiten schikte man zu ihrer Bekehrung dahin ab. Siebzig wurden bald lutherisch, um den Jesuiten zu entgehen. Der evangelische Prediger, der sie angenommen

hatte, muste 50 Gulden Strafe dafür erlegen, denn sie solten nur katholisch werden. Den übrigen untersagte man die Beerdigung auf dem Kirchhof, ließ sie auf dem Schindanger 20 Jahr hindurch einscharren, und verstattete auch keine Trauungen. In der Verzweiflung entschlossen sie sich, auszuwandern; aber auch das untersagte man ihnen dadurch, dass man den Kauf ihrer Güter verbot. Ein Haufe rottete sich zusammen, prügelte einen bekehrenden Jesuiten tüchtig durch und floh dann ins Ausland. Der übrige Theil ward bekehrt. — Vollständige Glaubensfreiheit erhielt Schlesien erst 1740 durch Friedrich den Großen. Die Lutheraner baueten da über 200 Bethäuser, und die Reformirten einige Kirchen.

XXVI. Martin Opitz von Boberfeld.

Martin Opitz ward zwei Tage vor Weihnachten, den 23sten Dezember 1597, zu Bunzlau geboren. Sein Vater, Sebastian Opitz, war daselbst Bürger und späterhin auch Rathmann. Von seinem 8ten Jahre an besuchte Martin die dortige Stadtschule, deren Rektor, Christof Opitz, seines Vaters Bruder war. Noch als er in die Schule ging, starb sein Oheim, und Valentin Sanftleben nahm dessen Stelle ein. Dieser scheint Opitzens dichterischen Geist gewekt und genährt zu haben. Im J. 1614 begab er sich als ein 17jähriger Jüngling auf die gelehrte Schule zu Maria Magdalena in Breslau, an deren Spitze damals der Rektor Hökkel von Hökkelshofen stand. Hier beschloss er, der Rechtsgelehrsamkeit sich zu widmen. Da damals die gelehrte Schule zu Nieder-Beuthen die berühmteste in Schlesien war, so bezog er 1617 dieselbe. Schon um diese Zeit gab er eine kleine Samlung latein-

ischer *) Gedichte, die er Neujahrsgeschenke nante, heraus. Diese Gedichte hatte er an seine ehemalige Lehrer und Freunde in Bunzlau und Breslau gerichtet. In Beuthen war Opitz zugleich Hofmeister im Hause des Tobias Skultetus von Schwanensee, und gab daselbst auch noch andere Gedichte nebst einer kleinen Schrift heraus. Nur ein Jahr verweilte er hier; 1618 ging er auf die Hochschule zu Frankfurt an der Oder, dachte aber nicht weiter an die Rechtswissenschaften, sondern wählte die Fächer, die seinem dichterischen Geist Nahrung gaben, und machte mehre Gedichte. Sein regsamer Geist ließ ihn nie lange ruhen noch rasten, und sein ganzes Leben gleicht von jetzt an einer Wanderfahrt. Im Jahr 1619 lebte er zu Heidelberg, wo er die Bekantschaft vieler geistvoller Männer machte und dadurch an Bildung sehr gewann. Er schrieb hier viel und mancherlei, Ernsthaftes und Lustiges, Gereimtes und Reimloses, lateinisch und deutsch. Als der Kurfürst Friedrich von der Pfalz zum König von Böhmen gewählt ward, hielt er auch hier eine lateinische Rede. Um dem Kriege zu entgehen, begab er sich von Heidelberg nach Leiden in den Niederlanden. Hier lernte er einen jungen Dänen, Hamilton, kennen, mit dem er ins Holsteinsche wanderte; wo er sein vortreffliches Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges schrieb. Die Liebe zur Heimath besiegte am Ende des Jahres 1621 die Furcht vor dem Kriege; er kehrte nach Schlesien zurükk, und erhielt einen Ruf an den Hof des Herzogs Georg Rudolf von Liegnitz. Aber im folgenden Jahr verließ er wieder

---

*) Die lateinische Sprache war damals die gewöhnliche Sprache aller Gelehrten; in der Regel konten sie weit besser in dieser reden und schreiben, als in der eigentlichen Muttersprache, der deutschen.

Schlesien, und ging zu dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, der ihn zum Lehrer der Weltweisheit und des Alterthums an der hohen Schule zu Weißenburg ernante. Er genoss die Gunst und Gnade des Fürsten im hohen Grade, hatte Zutrit bei Hofe und ward öfters zur Tafel geladen. Mehre gelehrte Arbeiten fing er hier an; aber seines Bleibens war auch hier nicht, trotz seiner guten Lage; er sehnte sich wieder in die Heimath, wenigstens nach Deutschland, dem Lande der Bildung, und fühlte sich dadurch unglüklich, dass er in einem Lande war, wo die Bildung erst anfing Wurzeln zu schlagen. In Weißenburg dichtete er seine Zlatna oder die Ruhe des Gemüths, welches Gedicht zu seinen gelungensten gehört. Da das Heimweh ihn immer fester ergriff, so bat er den Fürsten um seinen Abschied. Mit Bedauern gab ihm dieser denselben und fügte mehre Beweise seiner Gnade bei. Opitz hatte jetzt den Vorsatz gefast, ganz in Ruhe in seiner Heimath der Dichtkunst und den Wissenschaften zu leben; allein die Ruhe währte nicht lange. Im Jahr 1623 begab er sich wieder an den Hof des Herzogs Georg Rudolf von Liegnitz. Ein Jahr darauf erschienen zwei Ausgaben von seinen Gedichten; die letzte besorgte er selbst, weil er mit der ersten nicht zufrieden war. Auf Befehl des Herzogs brachte er um diese Zeit auch die Sonn- und Festtagsepisteln in Verse. Dafür ward er zum herzoglichen Rath ernant. Im Jahr 1624 machte er eine Reise nach Sachsen und den umliegenden Ländern. Auf dieser Reise ward er am Hofe des Fürsten Ludwig von Anhalt in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, die jener zur Verherlichung der deutschen Sprache gestiftet hatte. Das folgende Jahr reiste er in Gesellschaft seines Freundes Kirchner, den der Herzog von Liegnitz in Geschäften an den keiserlichen Hof sandte, nach Wien. Hier empfahl er sich durch ein Trauergedicht auf den Erzherzog

Karl, worin er das ganze östreichsche Haus verherlichte. Der Keiser überreichte Opitz dafür den dichterischen Lorberkranz; und ersuchte denselben, das Gedicht ins Lateinische zu übersetzen, damit es auch die Fremden verständen. Zu Anfang des Jahres 1628 erinnerte sich der Keiser wieder des Dichters, und erhob ihn, unter dem Namen von Boberfeld (deutend auf die Lage seines Geburtsortes, unweit des Bobers), in den Adelstand. Im Jahr 1626 finden wir Opitz wieder in Schlesien, abwechselnd in Breslau, Liegnitz und Brieg. In diesem Jahr ward er an den, durch Anführung der Dragonerbekehrung bekanten, Burggrafen Karl Hannibal von Dohna empfohlen, und trat als Schreiber in dessen Dienste. Größtentheils lebte er jetzt in Breslau; machte aber von hier aus in Aufträgen seines Hern manche Reisen an fremde Höfe. Die meiste Zeit widmete er seinen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten. Im Jahr 1630 ward Opitz von seinem Hern nach Paris geschikt. Hier lernte er den großen holländischen Gelehrten Hugo Grozius (Grotius) kennen, und ward dadurch veranlast, dessen Schrift: „von der Wahrheit des christlichen Glaubens," aus dem Holländischen ins Deutsche zu übersetzen. Grozius, der diese Schrift im Gefängniss gearbeitet hatte, schrieb über die Uebersetzung an Opitz: „Nun endlich reuen mich die im Gefängniss verlebten Jahre nicht, da ich die Frucht meiner Leiden von einem so treuen Dolmetscher und so glüklichen Dichter dem ersten Volke der Erde übergeben sehe. Nie gewohnt, meiner zu schmeicheln, habe ich doch dieses mein Werk stets deshalb geschätzt, weil es den besten aller Stoffe behandelt, und mit Gründen unterstützt, die ich wenigstens für die eindringendsten hielt. Nun aber fängt es an, mir auch nach dem Theile, der eigentlich mein ist, mehr als sonst zu gefallen, seitdem es mit deutscher Fülle und Kraft auftritt. Mehr als Deinen

Deutschen, die, was ich zusammentrug, wohl auch sonst lesen konten, bin ich Dir schuldig, dass ich durch Dich meinem alten Vaterlande bekant werde. Ueberall bewundere ich die Zartheit und Nettigkeit Deiner Sprache.“ —

Opitz hätte gern lange Zeit in Paris verweilt, weil er so viele wissenschaftliche Leute dort fand; aber sein Herr rief ihn bald wieder zurükk. Da derselbe 1632 von Breslau fliehen muste und 1633 erschlagen ward, so begab sich Opitz an den fürstlichen Hof zu Brieg. *) Da der Herzog Johann Christian beschloss, sich mit seinem Hofe nach Preußen zu begeben, um den Unruhen des Kriegs auszuweichen, so begab sich Opitz im Frühjahr 1634 nach Thorn und späterhin nach Danzig, wo sich seiner ein reformirter Geistlicher annahm, und ihn an den Grafen von Dönhof empfahl. Dieser machte ihn bekant mit dem Könige von Polen, Wladislav IV. Da der von einem Kriegszuge gegen Russland zurükkehrte, so empfahl Opitz sich ihm besonders durch ein deutsches Lobgedicht, welches zu seinen besten Arbeiten gehört. Im Jahr 1636 trat er mit Bewilligung des Herzogs von Brieg und auf Zureden seiner Freunde in die Dienste dieses Königs und ward als königlich polnischer Geschichtschreiber angestelt. Weil er in diesem Amte viele Muße genoss, so vollendete er hier mehre seiner Arbeiten, und die Dichtkunst konte von ihm noch viel erwarten. Leider brach aber

---

*) Auffallend bleibt es, dass Opitz in der Zeit, wo Katholiken und Evangelische so hart gegen einander standen, abwechselnd bald bei diesen, bald bei jenen war. Er hielt für Friedrich eine Rede und verherlichte das östreichsche Haus durch ein Gedicht, lebte bei dem berüchtigten Dohna und an den evangelischen Höfen in Brieg und Liegnitz. Entschiedenheit war seine Sache nicht.

1639 eine Pest in Danzig aus. Opitz dachte schon daran, die Stadt zu verlassen; als ihn am 17ten August auf der Straße ein mit Geschwüren und Eiterbeulen bedekter Bettler um ein Allmosen ansprach. Während er ihm dasselbe reichte, entsetzte er sich vor dem Anblikl, und schon den folgenden Tag muste er im Bette bleiben. Seine Bekanten und Freunde wusten nichts davon. Erst einige Tage nachher ward es bekant, dass Opitz ohne alle Hofnung zum Leben darnieder liege. Der reformirte Prediger Niklas eilte ihm zum Troste herbei, reichte ihm das Abendmahl und sprach ihm freundschaftlich und herzlich zu. Viele Briefe ließ Opitz jetzt verbrennen, damit sie nicht in fremde Hände gerathen solten. Er starb am Morgen des 20sten Augusts 1639, in einem Alter von 42 Jahren. Sein Leichnam ward unter Zuströmen vieles Volks in der Oberpfarrkirche zur heiligen Maria beerdigt. Ein gewöhnlicher Stein ohne Inschrift dekt seine Gruft. Das Meiste von dem, was er handschriftlich hinterließ, ging verloren, weil wegen Furcht vor Anstekkung nur arme Leute seine Sachen kauften.

Opitzens Verdienste um die deutsche Dichtkunst sind sehr groß. Durch ihn wurden viele andere zu dieser Kunst geführt; aber keiner übertraf ihn. Manso sagt Folgendes von Opitz: „Opitzens Zlatna, Vesuv, Vielgut, sein Lob des Feldlebens und sein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Kriegs, sind und können uns freilich das nicht mehr sein, was sie seinen Zeitverwandten waren; aber unsere Achtung verdienen sie gleichwohl noch jetzt, und in einigen Stellen selbst unsern Beifall. Immer wird man sie unter diejenigen Gedichte zählen, die sich durch tiefe Beobachtungen, edle Gesinnungen und große Gedanken empfehlen, und überhaupt durch Schönheiten entzükken, die keine Zeit entstellen oder unkentlich machen kann; immer wird man in ihnen bald die mannigfaltigen

Kentnisse des Dichters, von denen er so glüklichen Gebrauch zu machen weiß, bald sein fühlendes und zufriedenes Herz, das sich in manchen Versen so schön ergießt, bewundern.“ — Als Probe von seinen Gedichten mag folgendes hier einen Platz finden:

„Mittelbahn.

Wohl dem, der, fern von hohen Dingen,
Den Fuß stelt auf der Einfalt Bahn!
Wer seinen Muth zu hoch will schwingen,
Der stößt gar leichtlich oben an.
Ein hohes Schloss wird durch die Schläge
Des starken Donners oft gerührt,
Wer weit will, irret oft vom Wege,
Durch Wahn und eiteln Schein verführt.
Auf großer See sind große Wellen,
Verborgne Klippen, strenger Wind,
Wer klug ist, bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern sind.
Wer will, mag in die Lüfte fliegen,
Mein Ziel erstrekt sich nicht so weit;
Mir soll auf Erden stets genügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut.“

XXVII. Friedrich der Held im siebenjährigen Kriege.

Friedrich der Zweite bestieg im Jahr 1740 den preußischen Thron, eroberte in demselben Jahr Schlesien, das ihm im Breslauer Frieden 1742 abgetreten ward, welche Abtretung der Dresdner Frieden 1745 bestätigte. Allein die Besitzerin der östreichschen Länder, die Keiserin Maria

Theresia, konte den Verlust von Schlesien nicht vergessen; sie suchte sich während des Friedens auf alle mögliche Weise zu verstärken, vermehrte die Staatseinkünfte, verbesserte die ganze Einrichtung des Heeres, und hatte in ihrem ersten Minister Kaunitz einen treuen Beförderer ihrer Absichten. Dieser suchte vor allem andere Mächte mit Oestreich zu verbinden, um desto sicherer zum Ziel zu kommen. Er brachte es dahin, dass Frankreich sich mit Oestreich in ein Bündniss einließ, so sehr sich auch Jahrhunderte hindurch beide Höfe hasten. Ein ähnliches Bündniss kam mit Russland zu Stande; und nicht unthätiger, als der östreichsche Hof, war der sächsische, weil er sich durch den Dresdner Frieden von 1745, der ihn verpflichtete, eine Million Thaler an Friedrich zu zahlen, gekränkt fühlte. Friedrich erfuhr alle diese Unterhandlungen, und verschafte sich sogar Abschriften davon aus der Dresdner Kanzlei. Er erhielt indess einen Antrag von England, sich mit ihm zu verbinden; denn England, welches mit Frankreich von Neuem einen Krieg begann, wolte durch Friedrich seine deutschen Länder sichern. Friedrich ging in eine Verbindung mit England ein. Ein Heer von 50,000 Russen näherte sich indess allmälig der preußischen Gränze, und in Böhmen sammelten sich mehre Truppen, als gewöhnlich. Da Friedrich bei dem Wiener Hofe nach der Ursach dieser Rüstungen fragte, so erhielt er eine zweideutige Antwort in einem anmaßenden, hochmüthigen Tone. Aus den ihm aus der Dresdner Kanzlei heimlich mitgetheilten Papieren wuste er, dass Russland erst im folgenden Jahr (1657) den Krieg anfangen wolle; und Frankreich konte jetzt auch noch keine Truppen schikken. Der Krieg war aber unvermeidlich, und so entschloss sich der König, seinen Feinden zuvor zu kommen, und die anzugreifen, die zu seiner Besiegung sich verbunden hatten. Das sächsische Heer betrug 18,000 Mann, und solte im nächsten Jahr

bis auf 40,000 Mann verstärkt werden. Auch hatte Friedrich bei einem Angrif den Vortheil, bald den Krieg in die Länder der Feinde zu bringen und sein Heer daraus zu ernähren. Er eröfnete daher den Feldzug, indem er den 29sten Juli 1756 in Sachsen einrükte, das sächsische Heer bei Pirna einschloss, die zu Hülfe eilenden Oestreicher bei Lowositz schlug, das ganze sächsische Heer gefangen nahm, und die Soldaten unter die seinigen vertheilte. So ward er Herr von Sachsen, das sein Heer ernähren muste. Im Frühjahr des folgenden Jahres rükte er von verschiedenen Seiten in Böhmen ein, und lieferte vor Prag den Oestreichern eine Schlacht, worin er siegte, aber den Sieger bei Molwitz, den tapfern Schwerin, verlor. Ein anderes östreichsches Heer, angeführt von Daun, rükte gegen ihn an. Er ging diesem Heer entgegen und gedachte nach noch einem Siege auf Wien zu gehen. Das östreichsche Heer stand auf den Anhöhen unweit Kollin; die Preußen griffen an, verloren aber die Schlacht; der König muste die Belagerung von Prag aufgeben und sich in die Mitte seiner eignen Länder zurükkziehen, während die Franzosen den westlichen Theil davon in Besitz nahmen. In Sachsen ließ der König ein kleines Heer, unter Anführung des Prinzen von Bevern. Dieser zog sich, nach einem unglüklichen Gefecht, von Görlitz über Bunzlau, Liegnitz und Parchwitz über die Oder, kehrte aber über Breslau wieder auf das linke Ufer zurükk und setzte sich an der Lohe unweit der Stadt fest. Der östreichsche General Nadasti eroberte im November Schweidnitz, und vereinigte sich darauf mit Daun, der den Preußen gegenüber bei Lissa stand. Mit überlegener Macht wurden die Preußen den 22. November angegriffen, leisteten einen hartnäkkigen Widerstand, so dass der Kampf den Oestreichern 18,000 Mann kostete. Allein die Preußen musten sich, mit einem Verlust von 8000 Mann und 80 Kanonen, in die Vor-

städte von Breslau zurükkziehen; der Prinz von Bevern ward den folgenden Morgen selbst gefangen, die übrigen Truppen zogen nach Glogau, 2000 Mann in Breslau erhielten freien Abzug, allein die meisten von der Besatzung waren aus Schlesien und gingen nach Hause. Ueberall, wohin die Oestreicher kamen, wurden die preußischen Adler abgerissen, und die Beamten musten der Keiserin schwören. Viele evangelische Räthe erhielten ihre Entlassung, und katholische nahmen ihre Stellen ein. Es ward förmlich bekant gemacht, dass die Keiserin Schlesien in ihren Schutz nehmen, und dessen Einwohner als ihre Vasallen und Unterthanen angesehen wissen wolle. In Breslau überließen sich Viele einem Freudentaumel und sprachen mit Entzükken über die alte glükliche Zeit, die jetzt wiederkehren werde. Achtzehn tausend Mann wurden in die Stadt gelegt, die Panduren plünderten die Vorstädte recht gründlich aus, und damit sie Aehnliches nicht in der Stadt verübten, wurden die Thore gespert. In den evangelischen und katholischen Kirchen musten Dankpredigten gehalten werden; und ein evangelischer Geistlicher, Namens Weinisch, verglich auf der Kanzel die Stadt Breslau mit einer verlaufenen Magd, zu welcher Gott, wie ehemals zur Hagar, sagte: „Kehre wieder um zu deiner Frau und dehmüthige dich unter ihre Hand!“ — Aber Friedrich war nicht unthätig gewesen, er schlug den 5ten November die Franzosen samt den Reichstruppen bei Rossbach, so dass erstere über den Rein flohen. Nach diesem glänzenden Siege kam er durch die Lausitz nach Schlesien, vereinigte sich bei Parchwitz mit den Ueberbleibseln des an der Lohe geschlagenen Heeres, suchte die muthlosen Anführer und Soldaten auf alle mögliche Weise wieder aufzurichten, ließ doppelte Lebensmittel austheilen; und die Sieger bei Rossbach thaten auch das Ihrige zur neuen Belebung des Muthes. Den 4ten Dezember rükte der König gegen

Neumarkt an, welches die Oestreicher mit Panduren besetzt hatten. Neumarkt ward von Husaren erobert, die von den Pferden abstiegen und die Thore erstürmten. Diese Stadt und die Höhen auf der Breslauer Seite besetzten jetzt die Preußen, bestehend aus 30,000 Mann. Ihnen rükte von Breslau aus ein östreichsches Heer, 90,000 Mann stark, entgegen, das durch die Siege bei Kollin und an der Lohe einen erstaunlichen Muth gewonnen hatte. Am Abend des 4ten versammelte Friedrich seine Anführer und sagte ihnen in einer feierlichen Rede, dass Glaube, Vaterland und des Lebens theuerste Güter auf dem Spiel ständen, dass er morgen den Feind angreifen und mit des Himmels Hülfe schlagen wolle, dass er selbst sein Leben nicht schonen werde; dass er aber auch von ihnen und ihren Soldaten Gleiches erwarte. Begeistert durch diese Rede, erklärten sich die Feldherren nur für Sieg oder Tod, und die Soldaten, denen sie ihre mit der königlichen Erklärung mittheilten, wurden von einem heiligen Feuer ebenfals ergriffen. Am Morgen des 5ten Dezember stelte sich das Heer vor Sonnenaufgang in der großen Ebene zwischen Neumarkt und Leuthen auf; und alle Abtheilungen sangen das Lied: „In allen meinen Thaten lass ich den Höchsten rathen.“ — Bei dem Dorfe Borne begann Mittags die Schlacht; 6 östreichsche Reiterregimenter wurden da zurükkgeworfen und ihnen 800 Gefangene abgenommen. Mit großer Kraft ward hierauf der linke Flügel der Oestreicher angegriffen; bei dem Dorfe Leuthen wurde die Schlacht allgemein; und obgleich den geschlagenen Oestreichern immer wieder neue Regimenter zu Hülfe kamen, so griffen die Preußen sie schon eher an, als sie sich mal aufgestelt hatten; ein Regiment verwirte das andere, eins warf sich auf das andere, und die Unordnung ward bei den Oestreichern mit jedem Augenblikk immer größer. Die Küraßreiter stelten sich in Schlachtordnung,

aber die preußischen Kanonen trieben sie aus einander, und die preußische Reiterei schlug sie gänzlich. In dem Dorfe Leuthen selbst drängte sich alles auf der Flucht zusammen; wie Verzweifelte wehrten sich die Zusammengedrängten; es ward ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet; zulezt noch setzten sich die Oestreicher auf der Anhöhe, worauf die Segschützer Windmühle steht; der General Wedel überflügelte sie und warf sie herunter. Die Nacht brach auch ein, und, von ihr gesichert, retteten sich die Oestreicher, und hielten durch Besetzung aller Brükken über das Schweidnitzer Wasser auch die Preußen vom schnellen Verfolgen ab. 7000 Todte, 21,000 Gefangne, 134 Kanonen und 39 Fahnen hatten die Oestreicher verloren. Von den Preußen lagen auch 3000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde. Während das preußische Heer auf dem Schlachtfelde ausruhte, machte sich der König mit zwei Bataljonen auf, um noch die Lissaer Brükke zu besetzen, ehe sie von den Oestreichern abgebrant würde. Er verirte sich nach Sahra, der Kretschmer muste ihm jezt mit der Laterne voran nach Lissa gehen. In Lissa fand er alle Häuser voll von Flüchtlingen, die aus den Fenstern auf die einrükkenden Preußen schossen. In dem Schlosse nahm er eine Menge von keiserlichen Generalen und hohen Offizieren gefangen, die seinem Häuflein weit überlegen waren, ließ die Brükke über das Schweidnitzer Wasser besetzen und die Fliehenden durch Ziethen verfolgen. Das Hauptheer der Oestreicher zog sich nach Böhmen hin, ein großer Theil aber warf sich in Breslau. Am 7ten Dezember rükte Friedrich vor die Stadt, schloss rings dieselbe ein, besetzte die Vorstädte, ließ aus Neiße und Brieg Geschüz kommen, und beschoss mit einem Kreuzfeuer die Taschenbastei. Den 14ten fiel eine Bombe in die Pulverbereitungskammer, die aufflog, wobei viele ihr Leben verloren. Der östreichsche Befehlshaber in der

Stadt ließ an den Hauptorten 15 Pfähle aufrichten, mit der Drohung, einen jeden Bürger und Soldaten binnen 4 Stunden daran aufknüpfen zu lassen, wenn er von der Keiserin oder ihm übel spreche, um die Uebergabe der Stadt bitte, sich als Spion brauchen ließe, oder sich sonst aufrührerisch bezeuge; — aber er selbst wuste seine guten Vertheidigungsmittel nicht recht zu gebrauchen. Die Stadt schikte vier Kaufleute an den König mit der Bitte, sie doch zu verschonen; aber diese erhielten zur Antwort, dass es sich nicht immer so machen ließe, dass alle Kugeln bloß auf die Festungswerke fielen. Friedrich forderte den Befehlshaber drei Mal auf, die Festung unter Bedingung des freien Abzugs zu übergeben; er aber hofte auf Entsatz und schlug diese Aufforderung ab. Friedrich machte endlich Anstalten zum Sturm, und die Belagerten rüsteten sich zu einer ernstlichen Vertheidigung; da fiel am 16ten eine Bombe in den Pulverthurm an der Taschenbastei, wodurch eine vollkommene Bresche entstand. Zugleich froren die Gräben alle zu; und deshalb ergaben sich den 19ten die Oestreicher. Dreizehn Generale, 700 Offiziere und 18,000 Gemeine wurden Kriegsgefangene. So dauerte die Herschaft der Oestreicher in Breslau noch keinen Monat. Liegnitz, das die Oestreicher etwas befestigt hatten, ward bald darauf ebenfals erobert, und die Werke wurden geschleift. — Der König ließ nun in Breslau das Betragen der Behörden während der östreichschen Besitznahme untersuchen, einige ihres Amtes entsetzen, andere auf die Festung bringen; und in Friedrich gewann seit dieser Zeit immer mehr der Gedanke Platz, dass die Katholiken keine treuen Unterthanen wären; darum erließ er die drükkende Verordnung, dass die Katholiken keine Stellen über 300 Thlr. inne haben solten. Das schlechte Betragen des Bischofs, der durch ihn alles geworden war, mochte vorzüglich auf ihn würken.

Durch englische Hülfsgelder unterstützt, begann Friedrich den Feldzug von 1758 mit der Eroberung von Schweidnitz, die nach einer Belagerung von 14 Tagen erfolgte; er fiel in Mähren ein, belagerte Ollmütz ohne Erfolg und zog sich nach der Neumark hin, gegen die Russen. Nachdem er diese bei Zorndorf, unweit Küstrin, geschlagen hatte, so ging er nach Sachsen, und von da wieder nach Schlesien, weil eine östreichsche Schaar Neiße bedrängte und einen großen Theil des Landes mit Brandschatzungen belegte. Auf diesem Marsche verlor er in der Nacht zum 14ten Oktober bei dem Dorfe Hochkirch in der Lausitz durch einen Ueberfall der Oestreicher den größten Theil seines Heeres; befreiete aber doch Kosel und Neiße von den Belagerern, und nahm dann wieder seinen Rükkzug nach Sachsen, um dort die Winterrast zu halten. Auf diesen raschen Märschen unterstützte ihn außerordentlich sein schlesischer Minister von Schlaberndorf, der mit großer Gewandheit immer dahin die Vorräthe zu legen wuste, wo sie gerade gebraucht wurden.

Im Jahr 1759 ward Friedrichs General Wedel bei Kei unweit Züllichau von den Russen, und er selbst bei Kunersdorf unweit Frankfurt an der Oder von den Russen und Oestreichern geschlagen, in welcher letztern Schlacht der große Anführer und Dichter von Kleist blieb. Aber die Russen benutzten ihre Siege nicht, ja ihr Feldherr Soltikow hatte von dem Thronfolger Peter die Aufforderung erhalten, der Preußen zu schonen, und suchte diesem so weit nachzukommen, als es thunlich war.

Die Russen, vereinigt mit den Oestreichern, nahmen ihren Weg nach der Schlacht bei Kunersdorf nach Schlesien. Friedrich suchte ihnen zuvor zu kommen, und obgleich er nur 20,000 Mann hatte, so ward er doch nicht angegriffen; denn Soltikow erklärte den Oestreichern, sie solten

jetzt erst auch so viel thun, als er. Die Russen gingen auf das rechte Oderufer bei Karolath; die Preußen setzten bei Köben über und stelten sich hinter der Bartsch auf. Die Russen verbranten Guhrau und Hernstadt, und nachdem sie viel im Glogauschen Herzogthum verwüstet, und manche Drangsale den Einwohnern zugefügt hatten, so zogen sie ab nach Polen. Der General Fukke (Fouquet) vertrieb den östreichschen General Laudon und verfolgte ihn bis Mähren. Schlesien war am Ende Oktobers frei von den Feinden, aber viele Dörfer lagen in der Asche.

So unglüklich der Feldzug von 1759 auch war, so behielt Friedrich doch seinen Muth, sah mit Entschlossenheit in die dunkle Zukunft und belebte auf alle mögliche Weise den Muth der Soldaten und die Geduld der Unterthanen. Im Frühling 1760 führte Laudon ein Heer von zwei Abtheilungen nach Schlesien. Friedrich befand sich in Sachsen. Der General Fukke (Fouquet) stand mit 8000 Mann bei Landshut; Laudon ließ 12,000 Mann vor Glaz und rükte mit den übrigen Truppen (30,000 M.) gegen Landshut vor. In der Nacht zum 23sten Wonnemond bemächtigte er sich zweier Anhöhen, und beschoss von da aus den Rükken und die Seiten des preußischen Heeres. Die Preußen vertheidigten sich gegen einen vierfach überlegenen Feind mit unerhörter Tapferkeit, und erst nachdem die Oestreicher durch ihre Reiterei ihnen den Rükkzug abzuschneiden drohten, verließen sie ihre Stellung und schlugen in geschlossenen Massen die Straße nach Breslau über Bolkenhein ein. Fast alles Pulver hatte das Heer verschossen, die feindliche Reiterei drang mit Ungestüm in das Fußvolk ein, wurde mehre Male zurükkgeworfen, nahm aber doch endlich den größten Theil des Heeres nebst dem Anführer gefangen. Nur die Husaren von Gersdorf und die Dragoner von Platow schlugen sich mit 1500 M. Fußvolk nach Breslau durch. Die Oestreicher plünderten

die Stadt von des Morgens 2 Uhr bis um 11 Uhr, tödteten 12 Einwohner, verwundeten und misshandelten viele und verursachten der Stadt einen Verlust von wenigstens 600,000 Thalern. Am 20sten Juni eroberte der östreichsche General Harsch durch Ueberraschung die Festung Glaz. Friedrich sagt über diese Eroberung: „Dieses für die preußischen Waffen so schimpfliche Ereignis war die Folge einer geheimen Unterhandlung, welche Laudon von Weitem her durch den Kanal der Jesuiten, Mönche und der katholischen Priesterschaft angesponnen hatte. Einige Offiziere und viele Soldaten der Besatzung waren bestochen, unter denen sich auch diejenigen befanden, welche die Wache an dem Orte des Angriffes hatten.“

Laudon erschien den 30sten Juli vor Breslau, und versuchte es durch Unterhandlungen zu erhalten; aber der General von Tauenzien, der Befehlshaber darin, machte alle Anstalten zu einer hartnäkkigen Vertheidigung, *) obgleich er nur 3000 Mann und mit denselben noch 9000 Mann östreichsche Gefangene zu bewachen hatte. Laudon begnügte sich damit, einen großen Theil der Stadt durch Bomben in die Asche zu legen, und zog sich vor einem schwachen Heer des Prinzen Heinrich zurükk; obgleich zu dem Heere von 30,000 Oestreichern sich ein russisches Heer von 70,000 Mann gesellte. Friedrich eilte, selbst von Daun in Sachsen beengt, dennoch Schlesien zu Hülfe. Daun zog neben ihm her nach Schlesien, und suchte es zu verhindern, dass Friedrichs Heer sich mit der kleinen preußischen Schaar unter Heinrich vereinige. Den 14ten August stand der König bei Liegnitz und Daun bei Wahlstatt. Von der Gewissheit des Angriffes von

---

*) Friedrich hat ihm dicht vor dem Schweidnitzer Thor ein Denkmahl errichtet.

Seiten der Oestreicher unterrichtet, veränderte er in der Nacht seine Stellung und besetzte die Höhen von Pfaffendorf, während er in dem verlassenen Lager durch Bauern die Wachfeuer unterhalten und durch einige Husarenstreifereien das Lagergetöse fortsetzen ließ. Die Nacht war sternhell, und, sitzend auf einer Trommel, erwartete der König den Anbruch des Schlachttages. Laudon, der in der Morgendämmerung das Lager angreifen wolte, stieß unvermuthet auf das in Bereitschaft stehende Heer, und bekam von dem Geschütz einen gewaltigen guten Morgen. Im Vertrauen auf Dauns Hinterhalt, grif er jedoch muthig an, ward aber auf allen Seiten zurükkgeschlagen. Obgleich Daun und Laszi (Lascy) nur $\frac{1}{2}$ Meile vom Schlachtfelde entfernt waren, wolten sie doch nichts von den Kanonen gehört haben, und begnügten sich damit, das verlassene Lager der Preußen in Augenschein zu nehmen. Da sie nicht wusten, was aus den Preußen geworden war, hielten sie dieselben für geschlagen, bis ein allgemeines Freudenfeuer des preußischen Heeres sie vom Gegentheil überzeugte. Laudon hatte sich mit einem Verlust von 10,000 Gefangenen, Todten und Verwundeten über die Katzbach zurükkgezogen; Daun blieb unthätig im Lager der Russen, und Laszi suchte eine Meile davon einen Furth durch das Schwarzwasser. Die Schlacht bei Pfaffendorf dauerte nur zwei Stunden, des Morgens von 3 bis 5 Uhr. Der König schrieb um diese Zeit an einen Freund: „Nie bin ich in einer schwierigern Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Glauben Sie mir, es bedarf eines Wunders, um uns über alle Schwierigkeiten hinweg zu führen, die ich voraussehe. Ich werde gewiss meine Schuldigkeit thun; aber bedenken Sie, dass ich über das Glükk nicht schalte, dass ich gezwungen bin, dem [sogenanten] Zufall zu großen Spielraum in meinen Plänen zu lassen, weil ich besserer Hülfsmittel entbehre.“

Seine Lage war allerdings, ungeachtet des Sieges, sehr bedenklich; denn ein großes östreichsches und ein noch größeres russisches Heer standen ungeschlagen da. Um letzteres los zu werden, ersann er eine List. Er meldete in einem Briefe seinem Bruder Heinrich, dass er die Oestreicher gänzlich geschlagen habe, dass er jetzt eine Brükke über die Oder bauen lasse, um die Russen unter Soltikow ungesäumt anzugreifen, und dass er darauf rechne, Heinrich werde ihn, der Verabredung gemäß, unterstützen. Dieser Brief ward einem Bauer mit der Weisung übergeben, sich von den russischen Vorposten greifen zu lassen. Das geschah, der Brief kam an den General Tschernischeff, der mit 20,000 Mann bei Lissa stand. Tschernischeff setzte sogleich über die Oder, um dem bedrängt geglaubten Soltikow zu Hülfe zu kommen; und bald darauf räumten die Russen gänzlich Schlesien und begaben sich nach Polen zurükk. Während des ganzen Septembers zog das Daunsche und das preußische Heer am Gebürge umher; allein es kam zu keinem Treffen. Im Oktober begab sich der König nach Sachsen, und Daun begleitete ihn wieder. Am 3ten November kam es zu einer blutigen Schlacht bei Torgau, die Friedrich eine sichere Winterrast in Sachsen verschafte, und es ihm möglich machte, Laudon, der Kosel belagerte, aus Schlesien vertreiben zu lassen.

Da der König im Jahr 1761 hörte, dass sich das östreichsche Heer unter Laudon mit dem russischen unter Butturlin, dem Nachfolger Soltikow, in Schlesien vereinigen wolle; so verließ er Sachsen, um diese Vereinigung zu verhindern. Die Russen wolten von Hundsfeld aus im Einverständniss mit den Gefangenen zu Breslau sich der Stadt bemächtigen; aber Tauenzien hatte so gute Maaßregeln ergriffen, dass dies missglükte. Die Vereinigung des russischen Heeres mit dem östreichschen konte

Friedrich nicht verhindern. Die Russen gingen den 12ten August 1761 bei Leubus über die Oder, stießen bei Striegau mit den Oestreichern zusammen und machten ein Heer von 132,000 Mann aus, denen Friedrich nur 50,000 entgegensetzen konte, mit denen er unweit Schweidnitz bei Bunzelwitz eine feste Stellung einnahm, da es nicht gerathen war, eine Schlacht zu wagen. Die Stellung ward von Tage zu Tage fester gemacht; der Würbner Berg bildete eine Art von Burg; von hier bis Bunzelwitz zog sich ein Sumpf, und die Eingänge der Dörfer Bunzelwitz und Jauernikk waren befestigt; zwischen beiden Dörfern befanden sich große Schanzen. Jenseits Jauernikk beherschten vier verschanzte Hügel die Gegend; vor diesen zog sich ein sumpfiger Graben. Durch Verhakke und verdektes Geschütz sicherte man alle schwachen Stellen, und die angebrachten Verschanzungen waren überall 16 Fuß dikk, die Gräben 12 Fuß tief und 16 Fuß breit. Die vordern Seiten hatte man mit Schanzpfählen besetzt, und die hervorspringenden Theile untermint. Vor den Minen brachte man noch Wolfsgruben an, und vor diesen bildeten spanische Reiter die äußere Einfassung. Die Armee bestand aus 66 Bataljonen, 143 Schwadronen und 460 Stükk Geschütz, die von 182 Minen unterstützt wurden. Der König selbst besuchte in den Nächten die äußersten Schanzen, um zu sehen, ob auch Alles wach und auf der Hut sei. Bei solchen Gelegenheiten ruhete er auf einem Bund Stroh oder auf bloßer Erde aus.

Es kam zu keiner Schlacht, denn seine Gegner waren nicht beherzt genug; Butturlin entzweite sich mit Laudon, das große Heer litt Mangel an Lebensmitteln, Butturlin ließ deshalb nur 20,000 Mann unter Tschernischef bei den Oestreichern und ging mit den übrigen den 10. September über die Oder zurükk. Friedrich hatte indeß mit seinem Heere auch ziemlich die Schweidnitzer Vorräthe auf-

gezehrt, konte aus Breslau keine ohne groſse Schwierigkeiten erhalten, und näherte sich deshalb Neiſse, wo Lebensmittel im Ueberfluſs waren. Ende Septembers zogen sich die Russen gegen Münsterberg, wo der König erfuhr, daſs die Oestreicher sich der Festung Schweidnitz bald nach seinem Abzuge bemächtigt hätten. Diese schnelle Eroberung war durch Verrath bewürkt. Unter fünfhundert östreichschen Gefangenen in der Festung befand sich ein Major Roka. Dieser machte sich bei dem preuſsischen Befehlshaber von Zastrow auf alle mögliche Weise beliebt, und erhielt von dem die Freiheit, überall hingehen zu können. Roka sah sich in allen Werken um, machte sich mit allen Wachen bekant, beobachtete die verschiedenen Nachlässigkeiten im Dienst, sah oft die andern Gefangenen und zog zuerst diese, späterhin auch Einwohner der Stadt in seine Pläne, sparte keine Bestechungen und unterrichtete den General Laudon über Alles, was in der Festung vorging. Der nachlässige Befehlshaber, der etwas ahnte, lieſs in der Nacht des Angrifs wohl die Truppen unter das Gewehr treten, gab aber den Offizieren nicht die gehörigen Befehle, und schikte keine Reiterei zur Untersuchung aus. Die Angreifer erstiegen des Morgens gegen 4 Uhr ganz unbemerkt die Auſsenwerke an vier Orten, hieben die Besatzung nieder oder vertrieben sie, richteten das auf den Auſsenwerken befindliche Geschütz sogleich auf die innern Werke, überwältigten die Wachen am Striegauer Thor und besetzten von da aus die innern Werke. In diesem Augenblikk bemächtigten sich die Gefangenen des innern Stadtthores und öfneten es den eindringenden Oestreichern. In einer Stunde waren die Oestreicher Herren der ganzen Festung. Nur der Befehlshaber der Wasserschanze vertheidigte sich tapfer und brav. Achthundert Mann Russen, die dabei waren, zeichneten sich dadurch aus, daſs, als sie vor eine Tiefe kamen, worüber eine Zugbrükke führte, die

aufgezogen war, die hintern auf die vordern so drängten, daſs diese in die Tiefe stürzten und sie allmälig ausfülten, so daſs die hintersten hinüber gehen konten. Da die Oestreicher die Truppen, welche die Bögenfeste inne hatten, ohne Gnade niederhauen wolten, so zündete einer vom Geschütz die Pulverkammer an und sprengte dadurch sich mit 300 Feinden in die Luft. Laudon hatte wohl den Truppen die Plünderung verboten und ihnen dafür 100,000 Gulden zugesagt; aber dennoch fielen die Oestreicher wüthend in die Bürgerhäuser, und raubten, plünderten und quälten vier Stunden lang; wodurch viel verloren ging, weil groſse Schätze vom Lande in die Festung geflüchtet waren. Die Russen nahmen keinen Theil an der Plünderung, sondern legten sich ruhig auf den eroberten Wällen nieder. Durch die Eroberung von Schweidnitz hatte Friedrich viel verloren, er änderte jetzt seinen Plan, und zog sich nach Strehlen, um Neiſse, Brieg und Breslau zu dekken und von ihnen auch im Rükken gedekt zu sein. Der russische General Tschernischef schlug den Oestreichern vor, auf Breslau zu gehen, und von da aus den König anzugreifen; Laudon aber hatte so groſse Furcht vor dem König, daſs er sich nicht in die Ebene wagen wolte, sondern die Kunzendorfer Höhen besetzt hielt. Friedrichs Lage war die allertraurigste; er besaſs nur noch die Festungen Glogau, Breslau, Brieg, Neiſse und Kosel, und war Herr der Oder und der schlesischen Fürstenthümer auf der rechten Seite, die aber die Russen erstaunlich verwüstet hatten; sein Bruder Heinrich besaſs in Sachsen auch nur noch ein kleines Heer auf einem kleinen Gebiet. In Pommern hatten die Russen Kolberg erobert, und es war voraus zu sehen, daſs sich dieselben der Hauptstadt bemächtigen würden. Er selbst hatte in Schlesien nur noch 30,000 Mann; sein Bruder in Sachsen nicht mehr; die meisten Länder waren besetzt oder zu Grunde gerichtet;

aus keiner Gegend her konte man Gelder, Pferde und Menschen beziehen. Die Engländer unterstützten ihn immer weniger. In dieser seiner schreklichsten Lage empfing er zu Strehlen eine Gesandschaft von einem tartarischen Fürsten, der ihm 6000 Mann Hülfstruppen gegen Hülfsgelder anbot, und damit nach Ungarn gegen die Oestreicher aufbrechen wolte. Man überhäufte den Gesandten mit Geschenken; allein diese ferne und geringe Hülfe änderte den Zustand um nichts. Seine Feinde, statt ihn wakker anzugreifen, hatten aber unterdess einen andern Plan ersonnen; sie wolten ihn selbst in seinem Lager aufheben lassen. Ein Freiherr von Warkotsch, evangelischen Glaubens, der früher in östreichschen Diensten gewesen war und jetzt in Schlesien Besitzungen hatte, verabredete sich mit dem Kuratus Schmidt zu Siebenhuben und dem östreichischen General Wallis, Friedrich in die Hände seiner Feinde zu liefern. Warkotsch hatte sich durch allerlei Künste so in die Gunst des Königs eingeschmeichelt, dass er oft von ihm zur Tafel gezogen und eines häufigen Zutrittes gewürdigt wurde. Er benutzte diese Gelegenheit, die Wohnung des Königs und die Stellung der Truppen auf das Genaueste in Augenschein zu nehmen. Strehlen selbst war nur mit einem Regiment besetzt, der König wohnte in der Vorstadt und wurde nur von 13 Mann bewacht. Unter diesen Umständen war eine Ueberraschung leicht ausführbar. Warkotsch besorgte seinen Briefwechsel durch seinen Jäger Kappel. Diesem ward es auffallend, dass er oft Briefe an den General Wallis, der zwischen Münsterberg und Heinrichau stand, besorgen muste, worauf der Kuratus Schmidt die Antworten brachte. Einige sonderbare Aeußerungen des Freihern machten Kappel noch aufmerksamer auf diesen Gegenstand; darum entschloss er sich, einen Brief zu öfnen, und fand darin die Bestätigung

seiner Vermuthung. Warkotsch unterrichtete nämlich Wallis in dem Briefe, dass er wegen der nahen Abreise des Königs keine Zeit mehr zu verlieren habe, aber auch der günstigen Umstände wegen eines glüklichen Erfolges gewiss sein könne. Kappel brachte diesen Brief sogleich in das Hauptquartier des Königs, der betroffen Folgendes sagte: „Seht, Jäger, ihr seid ein Ausländer und Katholik, euer Herr ist mein Unterthan und lutherisch; die Sache komt nicht von euch selbst, ihr seid ein bestimtes Werkzeug für mich, von einer höhern Hand abgeschikt.“ Es wurden sogleich Anstalten gemacht, den Freihern und den Kuratus aufzuheben; weil aber die dazu befehligten Offiziere die Ursach nicht wusten und die Sache für unwichtig hielten, so entkamen beide. Kappel ward Forstbeamter bei Oranienburg, 4 Meilen von Berlin.

Für den Winter nahm der König sein Hauptquartier in Breslau und sah standhaft seinem Untergange entgegen, der mit jedem Tage unvermeidlicher ward. Er und der ganze Staat schien verloren zu sein. — Da wandte sich plötzlich das Blatt. Friedrich selbst sagt über diese Wendung: „Es diene dies zum Beispiel, um zu beweisen, wie trügerisch der Anschein ist, und wie bei großen Begebenheiten nur allein Ausdauer die Menschen alle Gefahren übersteigen läst; denn woran hangen die Angelegenheiten der Welt, die Entwürfe der Menschen!“ — Ein Eilbote brachte dem König als einen schönen Neujahrswunsch die Nachricht, dass den 25sten Dezember 1761 seine unversöhnliche Feindin, die russische Keiserin Elisabeth, gestorben sei. Peter III., der jetzt den russischen Thron bestieg, war ein großer Verehrer von Friedrich; er versicherte diesen sogleich seiner Freundschaft, schloss einen Waffenstillstand mit ihm ab, dem bald der Frieden und ein Bündniss folgte. Peter gab alle Eroberungen wieder heraus, und

ertheilte Tschernischef den Befehl, mit seinen 20,000 Mann sogleich zum Könige zu stoßen und ihm unbedingt zu gehorchen. Dem Frieden mit Russland folgte der mit Schweden. Den Oestreichern und Preußen schien diese plötzliche Veränderung ein Traum zu sein. Die letzten glaubten sie erst gar nicht. Die in Breslau gefangenen östreichischen Offiziere behaupteten, da Tschernischef mit den übrigen russischen Generalen in großem Aufzuge zum König kamen, es sei das Alles nur Blendwerk; der König habe Preußen in russische Kleider gestekt, um dadurch den Muth seiner Truppen zu beleben.

Maria Theresia, ihres Sieges und des gänzlichen Untergangs Friedrichs schon ganz gewiss, hatte 20,000 Mann Truppen entlassen; jetzt verlor sie nicht allein die Russen, sondern erhielt sie zu Gegnern. Dazu kam eine ansteckende Krankheit, welche in dem Laudonschen Heer große Verwüstungen anrichtete. Friedrich erhielt dagegen alle Kriegsgefangenen aus Russland zurükk, zog aus den geräumten Ländern von Neuem Menschen, Pferde und Gelder. Laudon muste das Heer an Daun übergeben, und weil er diesen von Grund der Seele haste, so beeiferte er sich, im möglichst schlechten Zustande ihm das Heer zu überliefern. Er sah darum es auch ganz ruhig mit an, wie dem König von allen Seiten neue Manschaften zuzogen, während sein Heer sich verminderte. Zu Anfang des Juli 1762 war das preußische Heer wieder 66,000 Mann stark, die der König bei Lissa musterte. Der Feldzug dieses Jahres solte mit einem Einfall in Ungarn eröfnet werden, der General Werner sich mit den Tartaren bei Ofen vereinigen, und Ungarn und Oestreich in Schrekken setzen, während der König Schweidnitz und Dresden wieder erobern wolte. Da die Bewegungen gegen Schweidnitz eben anfingen, brachte der General Tschernischef dem Könige die Nachricht, dass Peter III. von seiner Gemah-

lin Katharina entthront sei, dass er selbst von dem Senat den Befehl erhalten habe, die Truppen für die Keiserin zu vereiden und ungesäumt das preußische Heer zu verlassen und sich nach Polen zurükk zu ziehen. Dies war ein Donnerschlag für den König; denn ein neuer Bruch mit Russland schien bevor zu stehen, und die Russen machten sich schon wieder fertig, in Preußen die Feindseeligkeiten von Neuem anzufangen. Katharina hatte befürchtet, Friedrich würde Tschernischef gegen sie stimmen, oder auch gar dessen Heer entwafnen; deshalb versicherte sie sich Preußens; da aber dies von Friedrich nicht geschah, auch Katharina in den Briefen, die Friedrich an ihren Gemahl geschrieben hatte, ihn von einer ganz andern Seite kennen lernte, als sie geglaubt hatte; so erklärte sie, dass sie mit allen Mächten in Frieden leben wolle; bestätigte deshalb den Friedensschlufs mit Preußen, und ließ ihre Truppen zurükkehren. Den 21sten Juli, da Tschernischef, auf Friedrichs Ersuchen, noch anwesend mit seinen 20,000 Mann war, warf der König das östreichische Heer aus seinen Verschanzungen auf den Burkersdorfer Anhöhen bei Schweidnitz, und fing die Belagerung dieser Festung an. Den Befehl über das Belagerungsheer übertrug er dem General Tauenzien, der den 8ten August die Laufgräben eröfnete. Daun stand auf der Eule, und versuchte den 16ten August durch den General Beck die Belagerung aufzuheben; aber die gut gewählte Stellung des Königs bei Peterswaldau und die Tapferkeit des Herzogs von Bevern, der beim Fischerberge stand, vereitelte dies Unternehmen. Daun zog sich hierauf nach der Grafschaft Glaz und überließ Schweidnitz seinem Schikfal.

Bei der Belagerung von Schweidnitz ward vorzüglich der unterirdische Krieg angewandt. Man legte unterirdische Horchgänge an, um den Gang und die Nähe der entgegengesetzten Minen auszuspähen. Bisweilen begeg-

neten sich die gegenseitigen Minenarbeiter unter der Erde, und gebrauchten dann Stankkugeln, die den ekelhaftesten Geruch, Rauch und erstikkende Dünste verbreiteten. In größerer Entfernung unter der Erde bediente man sich der Dampfminen, wodurch, wenn sie glükten, nicht allein die feindlichen Minengräber erstikt, sondern auch ihre Gänge eingestürzt wurden. Sowohl die Oestreicher in der Festung, als die Preußen außer der Festung hatten vortrefliche Leiter dieses Minenwesens; doch richteten die Preußen wenig hierdurch aus. Das Feuer über der Erde wüthete unterdess immer fort; stündlich wurden welche getödtet, und viele Thaten der Tapferkeit verrichtet. Friedrich selbst erwähnt in seinen Schriften eine von Seiten der Oestreicher. Der Leutnant Waldhüter stürzte sich mit 32 Ungern in eine trichterförmige Tiefe von 20 Fuß, wo ihrer unten die Preußen mit aufgepflanzten Bajonetten erwarteten. Diejenigen, welche sich nicht sogleich spießten, fielen mit dem Säbel in der Hand die Preußen so wüthend an, dass diese mit großem Verlust entflohen. Hierdurch wurden drei preußische Minen zerstört, die bald losbrechen solten und schrekliche Würkungen befürchten ließen.

Den 20sten September begab sich der König selbst vor Schweidnitz, da es ihm zu langsam ging. Die Oestreicher wolten wohl die Festung übergeben, aber freien Abzug haben, den man ihnen nicht zu bewilligen gesonnen war, weil Daun dadurch würde wieder 10,000 Mann gewonnen haben. — Eine Haubitzgranate that den Belagerten großen Schaden. Sie schlug durch einen Balken, kam von da in einen Gang und von da in eine Pulverniederlage, dessen Thüre zufällig offen stand. Eine ganze Schanze von der Feste Jauernikk mit zwei Kompanieen flog dadurch in die Luft. Acht Offiziere mit ihrem Befehlshaber, die gerade an diesem Ort zu Tische saßen, wurden mit 200 Gemeinen ein Opfer des Todes. Hierdurch

war ein großer Rifs in den Festungswerken gemacht. In der folgenden Nacht ward durch eine Drukkugel eine Bresche eröfnet. Da der östreichische Befehlshaber nun voraussah, dass die Festung erstürmt werden würde, so ergab er sich, nach einer 63tägigen Belagerung. Der König ehrte sehr die Tapferkeit des östreichischen Befehlshabers und zog ihn bei sich zur Tafel. Diese Belagerung kostete den Preußen 3033, und den Oestreichern 3552 Todte und Verwundete. Die Gefangenen wurden nach Stettin gebracht, dort eingeschift, um nach Preußen geführt zu werden; ein schreklicher Sturm überfiel diese Flotte, einige Schiffe sanken mit ihrer ganzen Manschaft in den Abgrund, andere wurden auf die Küste geworfen und mehre Gefangene machten sich bei der Gelegenheit frei und entkamen nach Oestreich.

In Wien erkante man die unverantwortliche Gleichgültigkeit, mit der Daun die Belagerung von Schweidnitz zuließ; der Wagen seiner Frau ward einige Mal mit Schlafmützen begrüßt, und es erschienen auch mehre Zerrbilder auf ihn. So stand auf dem einen der Befehlshaber von Schweidnitz, Guasko, auf den Wällen und schrie um Hülfe, während Daun mit seinem Heer in der Nähe zusah. Auf einem andern Zerrbilde saß der Marschall Daun in einem Armstuhl mit einer großen Nachtmütze auf dem Kopf vor den Reihen seines Heeres. Mit beiden Händen hielt er den von dem Pabst erhaltenen geweihten Degen empor, als wenn er damit seinen Truppen den Seegen ertheilen wolte. Der Degen stekte in der Scheide, auf welcher man die Worte las: „Du solst nicht tödten!" Zur Linken stand Laudon mit niedergeschlagenen Augen und mit auf dem Rükken gebundenen Händen, zur Rechten Laszi, mit einer Pergamentrolle in der Hand, mit der Ueberschrift: „Plan des Feldzugs von 1763;" auf dem Pergament selbst aber stand nichts. Die übrigen

Generale befanden sich in drei Gruppen, die in der einen wischten sich schlaftrunken die Augen, die in der zweiten schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, und die in der dritten lächelten höhnisch.

Friedrich eilte nach der Eroberung von Schweidnitz nach Sachsen, und begrüßte seinen Bruder Heinrich auf dem Schlachtfelde bei Freiberg, wo der so eben gesiegt hatte. Eine preußische Schaar unter Kleist durchstreifte jetzt die süddeutschen Reichsländer und erhob große Brandschatzungen; selbst die so ruhige Reichsversamlung ward dadurch in ihren Berathungen gestört. Die kleinen Fürsten baten um Frieden, und versprachen, ihre Truppen von den östreichischen zu trennen. Erst im Januar 1763 kehrte Kleist zurükk nach Sachsen, wo der König die Winterrast hielt. Er war jetzt Herr aller seiner Länder, abgerechnet die Festung Glaz, und Inhaber von ganz Sachsen, ausgenommen die Hauptstadt Dresden. Sein Heer war zahlreich, und er konte es nun ungetheilt gegen die Oestreicher gebrauchen; denn die Franzosen traten 1762 im November dadurch vom Kriegsschauplatz ab, dass sie sich in einem Frieden mit den Engländern verpflichteten, Deutschland mit ihren Truppen zu verlassen. Maria Theresia stand allein da, denn Sachsen hatte vom Anfang an nur leidend Antheil an dem siebenjährigen Krieg genommen; darum sehnten sie sich nach dem Frieden. Der sächsische Geheimerath Fritsch erschien in dem Hauptquartier des Königs und eröfnete demselben die friedlichen Gesinnungen seines und des östreichischen Hofes. Friedrich sehnte sich auch nach Ruhe, er hatte die Ungewisheit des Krieges kennen gelernt; seine Armee war wohl zahlreich, bestand aber aus jungen, ungeübten Leuten; es fehlte ihm an Bundesgenossen, denn die Engländer hatten ihn verlassen; die Gesinnungen der russischen Keiserin Katharina waren zweideutig, die Türken wichen einem Bündnis mit

ihm aus; und eine längere Fortsetzung des Krieges hätte die ansteckendsten Krankheiten in Schlesien und Sachsen erzeugen können. Maria Theresia hatte ähnliche Gründe zum Frieden, die noch wichtiger wurden durch die Uneinigkeit ihrer Generale, den Zwietracht ihrer Minister und die Missverhältnisse in ihrem eignen Hause. Es versammelten sich die drei Friedensvermitler, Kollenbach von östreichischer, Herzberg von preußischer und Fritsch von sächsischer Seite, auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen; sie fingen den 31sten Dezember ihre Verhandlungen an, und schlossen den 15ten Februar 1763 den Frieden, durch den der siebenjährige Krieg beendigt ward, und der bestimte, dass jeder das behalten solle, was er vor dem Kriege besessen habe.

XXVIII. Schlesiens Theilnahme an dem deutschen Freiheitskriege.

Der preußische Staat, welcher sich nach Friedrichs des Einzigen Tode noch äußerlich vergrößerte, sank plötzlich von seiner scheinbaren Höhe in eine jähe Tiefe hinab. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt (den 14. Oktbr. 1806) vernichtete das preußische Heer, und der Tilsitter Frieden (9ten Juli 1807) theilte den Staat in zwei Hälften; die eine kam unter französische Oberhoheit und ward unter abhängige Fürsten vertheilt; die andere verblieb dem Könige; muste aber so viele Brandschatzungen zahlen, dass es schien, als habe Napoleon die Absicht, diesen Theil, der jetzt den preußischen Staat ausmachte, gänzlich zu entmarken und dadurch zu zernichten. Aber je schweerer das französische Joch auf dem Nakken lag, je härter die Brandschatzungen und die Einquartierungen der Franzosen

den Einwohnern Preußens ans Herz gingen, desto lebhafter und feuriger ward auch der Eifer gegen ein Volk, das nur dazu erkoren zu sein schien, andere zu unterdrükken. Die Preußen erstarkten von Tag zu Tag immer mehr, und der König gab viele weise Gesetze, die den Sinn des Volks für das Vaterland belebten. Die Erbunterthänigkeit ward aufgehoben, die Städteordnung gegeben, und für die Volkserziehung that man wichtige Schritte, indem man einen ernsten Blikk auf die Umschaffung des ganzen Volksschulwesens richtete. Viele einzelne Männer, die gar nicht vom Staat angestelt waren, suchten in ihrem Kreise als treue Bürger in derselben Richtung zu arbeiten. Das Heer erhielt eine andere Einrichtung, man beschränkte sich auf Söhne des Landes und wolte keine Lohnsöldner mehr, sondern Krieger, denen das Vaterland ins Herz gewachsen wäre. Der Soldat ward edler behandelt, und da der Staat nicht viele Truppen halten durfte und konte, so entließ man zu gewissen Zeiten die eingeübten Krieger und zog ungeübte wieder ein, um so, wenn die Stunde der Befreiung des Vaterlands schlüge, nicht ganz ungerüstet zu sein. Diese Stunde schlug zu Anfang des Jahres 1813. Im Sommer 1812 war nämlich ein Krieg zwischen Rusland und Frankreich ausgebrochen; Preußen muste, gleich den übrigen deutschen Fürsten, einen Heerhaufen den Franzosen zu Hülfe geben; und mit 400,000 Mann zu Fuß, 60,000 zu Ros und mit einem Zuge von 1200 Stükk Geschütz zog der Keiser Napoleon gegen Rusland. Den 14ten September begrüßte er als Sieger die alte Hauptstadt Ruslands, Moskau; aber der russische Keiser nahm seine Friedensvorschläge nicht an, ganz Moskau ging in Flammen auf, das siegreiche Heer verlor dadurch seinen Winterunterhalt, es konte sich nicht in den Oeden Ruslands zertheilen, und muste, um sich zu retten, seinen Rükkzug antreten. Eine

heftige Kälte trat bald in den ersten Tagen des Rükkzuges ein und dauerte zwei Monate lang. Diese Kälte rafte in jeder Nacht Tausende von Menschen und Pferden dahin, und nur 30,000 Waffenfähige kehrten aus Rufsland zurükk; alle übrigen waren theils erfroren, theils getödtet, theils gefangen genommen; denn nachdem die Franzosen auf dem Rükkzuge waren, wurden sie tagtäglich von den nachsetzenden Russen beunruhigt.

Preußen sah das Elend der Wenigen, welche zurükk kehrten, seine ganze Länge hindurch ging der traurige Zug; das Volk erkante überall Gottes Finger, und sah der Stunde seiner Erlösung entgegen. Um diese herbei zu führen, begab sich der König mit seinen Ministern von Berlin nach Breslau, weil diese Stadt und deren Umgegend frei von den Franzosen war. Einige Männer, die bisher unbemerkt in der Stille gelebt, und emsig und eifrig in ihrem Kreise gegen den Weltunterjocher geredet, und den Sinn und die Liebe für angestamte Fürsten und freies Vaterland erwekt und erregt hatten, kamen von Berlin mit nach Breslau, auf höhern Ruf. Die Schaar der Preußen, welche schweeren Herzens mit den Franzosen gegen die Russen gezogen war, trente sich von den Franzosen; indem ihr Führer, der General von Jork, des Königs und des Volkes Gesinnung kennend, einen Waffenstillstand mit den Russen schloss; um während desselben seines Königs nähere Befehle einzuholen. Am 3. Februar 1813 erließ der König einen Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu rüsten, ohne schon bestimt zu erklären, wer der Feind sei. Mit Freude und Wonne ward überall dieser Aufruf angehört; von Nah und fern strömte die Jugend herbei, und ordnete sich zu freiwilligen Schaaren bei Fußvolk und Reuterei. Breslau war jetzt der Mittelpunkt dieser neuen Rüstungen, und die ganze Stadt glich einer Werkstätte für den Krieg.

Außer den freiwilligen Jägerabtheilungen, die sich in Breslau sammelten, und von da aus zu den verschiedenen Heeresabtheilungen gingen, bildete sich in dem Städtchen Zobten die Lützowsche Freischaar, zu deren Errichtung der König den 18ten Februar die Erlaubniss ertheilt hatte. Zu dieser Schaar strömten viele wakkere Jünglinge aus Oestreich und Franken, aus Westfalen, und selber vom Rein; denn in allen deutschen Gauen ging der Hofnungsstern in dem Herzen der Edlen auf, während tausend und abermal tausend noch blindlings an des französischen Keisers unbesiegbare Macht glaubten, und das edle Feuer, worin das ganze Land mit seinem Fürsten gerathen war, für einen bösen Vorboten hielten.

Die in den traurigen Zeiten von 1807 — 1812 eingeübten und entlassenen Manschaften wurden überall eingezogen und so die Regimenter verstärkt. Außerdem ordnete der König eine Bewafnung des ganzen Volkes an, indem er Landwehr und Landsturm einzurichten befahl. In allen Kreisen ward die rüstige Manschaft ausgehoben, nothdürftig bekleidet und in kurzer Zeit eingeübt; — dies war die Landwehr, die überall tapfer focht; und, wo es nicht mit dem Schießen ging, der Kolben sich bediente. Durch die Landwehr wurde die streitende Masse verdreifacht. Damit aber auch der Feind im Lande selbst keine Ruhe noch Rast hätte, so bildeten die zurükkbleibenden Männer den Landsturm, übten sich mit Piken und rüsteten sich, so gut es ging. Der ganze damalige preußische Staat, das Land der Märker und Pommern, der Schlesier und der alten Preußen, glich einem Kriegslager. Den 17ten März erklärte der König feierlich und förmlich den Krieg, indem er in einem allgemeinen Aufrufe also zu seinem Volke sprach:

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen

des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Akkerbau und der Kunstfleiß der Städte gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, dass Napoleons Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben müsten. Jetzt ist der Augenblikk gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer; ihr wist, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! — Große Opfer werden von allen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glüklichen Zeit!" —

Einen andern, diesem ähnlichen, Aufruf erließ der König an das Heer. Diese Aufrufe kamen vom Herzen und gingen zu Herzen. Geschäftsmänner und Gelehrte, Besitzer von großen Gütern und großen Handlungen verließen das Ihrige. Die Väter zogen mit den Söhnen zugleich ins Feld. Selbst solche, die leibesgebrechlich waren, hielten sich nicht für zu schwach, und wurden

Helden. Lehrer stelten sich mit ihren Schülern, und hier und da verbarg sogar eine Jungfrau ihr Geschlecht, um nur mit Theil nehmen zu können an der Befreiung des Vaterlands. Viele, viele dieser Edlen sind gefallen; von der Spree und Oder bis an der Seine in Frankreich ruhen sie zu Hunderten; die mit ihrem Blute uns die Freiheit vom französischen Joch erkauften.

Die, welche nicht mit ins Feld ziehen konten, waren nicht müßig; Frauen und Jungfrauen, Kinder und Greise arbeiteten für die Bedürfnisse des Krieges; der eine nähte Hemden, der andere zupfte Schleiße; und Geld und Gaben aller Art, selbst der sonst von Frauen so hochgeachtete Schmukk wurde dargebracht, um Wehr und Waffen, Kriegsgewänder und Rüstungen aller Art dafür zu schaffen. Die Kinder lieferten ihre Sparpfennige, die Dienstmägde ihre silbernen Ohrringe; Leinwand und Tuch, Leder und Eisen, alles ward auf den Altar des Vaterlands gelegt. Zeigte sich auch hier und da der Eigennutz, es bleibt ausgemacht, dass der Sinn für das Edle und Erhabene überall sich regte, ja herschte.

Aber auch nur dieser große Sinn und diese innige Liebe zu König und Vaterland konten hoffen lassen, dass der mächtige Feind besiegt werden würde. Die Russen, in dem Kriege sehr geschwächt, zogen nur in kleinen Häuflein her; auch konte ja nur die Freiheit dem Deutschen vollen Werth haben, wenn er sie selber erränge. Die Vertilger dieser Freiheit besaßen noch hinter Schlesien in Preußen und Polen 65,000 Mann und 8 Festungen; ein anderer Haufe war an der Elbe gelagert, und Frankreichs Keiser machte gewaltige Rüstungen. Er befahl die Aushebung von 350,000 Mann neuer Truppen noch vor der Kriegserklärung Preußens, und als diese kam, so fügte er noch 180,000 Mann hinzu. Vierzig tausend Pferde ließ er in seinem Reiche ausheben. Zu Anfang des Früh-

jahrs war der größte Theil des französischen Heeres diesseit des Reines, und den 25sten April kam sein Führer Napoleon von Paris an. Nach Sachsen waren unterdess auch die durch die Russen verstärkten Preußen vorgedrungen, und die Sachsen bemerkten bald den Unterschied zwischen einem Heere, das nur für die Freiheit ficht, und dem, das auf Unterjochung auszieht. Die Franzosen zerstörten Alles überall, wo sie nur hinkamen, sie brachen Kisten und Kasten auf und quälten die Einwohner bis aufs Blut. Die Preußen hingegen, obgleich Sachsens König noch ein Bundesgenosse Napoleons war, flößten überall tiefe Achtung ein; sie forderten nur, was die Nothdurft verlangte, und begegneten den Einwohnern mild.

Napoleons Absicht war, mit seinem Heere bis auf Leipzig zu gehen und dort die Preußen und Russen zu einer Schlacht zu zwingen. Allein diese kamen ihm zuvor und griffen ihn den 2ten Wonnemond des Mittags bei Lützen an, wo vor etwa 200 Jahren Gustav Adolf blieb. Die Preußen und Russen kämpften wie die Löwen; das Dorf Groß-Görschen ward einige Mal genommen, und aus dem Dorfe Kaja mehre Haufen so getrieben, dass sie die Gewehre wegwarfen, flohen und sich zerstreuten. Da schikte Napoleon frische Schaaren, ließ 60 Stükk Geschütz von Neuem auffahren, erhielt 30,000 Mann Verstärkungen, die über Merseburg heranrükten; und obgleich die Preußen und Russen nicht wichen noch wankten, so war ihnen doch auch das Vordringen dadurch verwehrt. Da brach die Nacht ein. Blücher beunruhigte in derselben noch den Feind, der in dichten Haufen geschlossen übernachtete und nicht vorzudringen wagte. Dieser tapfere Kampf der Preußen und Russen machte einen gewaltigen Eindrukk auf die Franzosen, denen bisher der Sieg häufig so leicht gekommen war. An 30,000 Todte und Verwundete von beiden Seiten lagen auf dem Schlachtfelde;

das Heer der Preußen und Russen betrug 70 bis 80,000 Mann, das der Franzosen 120 bis 130,000 in der Schlacht. Die Preußen zogen sich zurükk, um sich mehr zu verstärken, und nahmen bei Wurzen und Hochkirch, wo Friedrich im siebenjährigen Kriege überfallen ward, eine feste Stellung ein. Hier wurde den 21sten Wonnemond eine zweite Schlacht geschlagen; die Verbündeten hatten 100,000, die Franzosen über 140,000 Mann, und nach einem harten Kampf verließen erstere Nachmittags um 3 Uhr, mit Ordnung und Ruhe, das Schlachtfeld, so dass die Franzosen an gar keine Verfolgung denken konten. Wie bei Groß-Görschen, war auch in dieser Schlacht kein Stükk Geschütz noch eine Fahne verloren. Napoleon büßte in diesen Tagen 20,000 Mann ein; der Verlust der Verbündeten war geringer. Diese zogen sich nach Schlesien zurükk und Napoleon folgte ihnen. Nahten sich die Franzosen dem Nachtrabe zu sehr, so wandte sich derselbe und bestrafte die Kühnheit. Bei einer solchen Gelegenheit verlor Napoleon seinen besten Freund, Dürokk, in der Gegend von Lausitzisch-Reichenbach. Bei Heinau legte Blücher dem Feinde einen Hinterhalt. Eine Viertelmeile von Heinau auf der Straße nach Liegnitz befindet sich das Dorf Michelsdorf, und von da bis Doberschau, eine halbe Meile weit, geht die Straße durch eine völlig ebene Gegend. Rechts von dieser Straße, von Heinau an gerechnet, befindet sich eine etwas durchschnittene Gegend, hier und da von Wald eingenommen, bei Ueberschar, Baudmansdorf, Gohlsdorf und Schellendorf. Den 26sten Wonnemond, am Himmelfahrtstage, verließ der preußische Nachtrab, unter Anführung des Obersten von Muzius, Heinau. Allein dieser Nachtrab blieb so lange vor Heinau, bis der Feind aus der Stadt kam und zog denselben hinter sich her. Drei tausend Mann Reuter waren mit einigen Stükk reitendes Geschütz bei Schellendorf unter

Dolfs Anführung verstekt. Hinter Panthenau und Pohldorf stand zur Dekkung Fußvolk unter Ziethen, dem die Leitung des Ganzen übertragen war. Um 3 Uhr kam der Feind aus Heinau heraus. Muzius zog sich jezt langsam zurükk; die Franzosen, nichts Gutes ahndend, wagten sich nur schüchtern auf die Ebene; unterließen aber doch, die Gegenden an der Seite zu untersuchen. Nachdem sie ungefähr 1500 Schritt über Michelsdorf hinaus waren, setzte sich die Reiterei unter Dolfs in Marsch; zum Zeichen des Angrifs ward die Mühle von Baudmansdorf von Ziethen angezündet, damit Muzius und Dolfs zugleich angriffen. Der französische Befehlshaber Mäson erkante in der brennenden Mühle sogleich ein feindliches Zeichen, und suchte aus seinem Fußvolk vierekkige Massen zu bilden; allein Dolfs brach eher in das Fußvolk hinein; die feindliche Reiterei floh, und was nicht von dem Fußvolk niedergehauen oder gefangen ward, lief nach Heinau zurükk. Muzius kam erst an, da das Gefecht fast schon entschieden war. Der tapfere Dolfs blieb leider auf dem Schlachtfelde; 11 Kanonen wurden erobert und 3 bis 400 Mann zu Gefangenen gemacht.

Das Heer der Verbündeten zog sich jezt zwischen den Gebürgen und der Oder in die Gegenden von Schweidnitz, Reichenbach und Strehlen, so dass Schlesien der Kampfplatz des Freiheitskrieges ward. Die Franzosen folgten dem Heere und rükten immer weiter vor. Die Nachhut der Verbündeten hatte mit der Vorhut der Franzosen häufig kleine Gefechte. Die bedeutendsten waren zwischen Jauer und Striegau den 30sten und 31sten Wonnemond bei den Dörfern Lobris, Profen und Groß-Rosen, in denen die Würtemberger 600 Verwundete gehabt haben sollen. Ein Theil von Groß-Rosen und von Sekkerwitz ging dabei in Flammen auf. Zur Dekkung Breslaus war der General Schuler von Senden bestimt. Er hatte bisher

Glogau, die Feste, welche, gleich Stettin und Küstrin in der Mark, die Franzosen seit 1807 in Schlesien inne hatten, belagert, und zog sich jetzt mit 4400 Mann und 12 Stükk Geschütz auf der rechten Seite der Oder bis nach Auras hin, wo er den 28sten bis 30sten Wonnemond übersetzte und sich darauf an das Schweidnitzer Wasser stelte. Eine russische Schaar, die bei Breslau stand und ihm zu Hülfe kommen solte, war, wie man sagt, durch eine Verwechselung von den Oertern Jordansmühle und Arnoldsmühle in eine ganz andere Gegend gekommen. Der Feind dagegen rükte mit großer Macht, 30,000 M., über Neumarkt vor, und obgleich Schuler einige kleine Verstärkungen erhalten hatte, so konte er doch nicht die Hauptstadt mit seinem Häuflein dekken. Schuler zog sich vom Schweidnitzer Wasser nach der Lohe zurükk, und der Feind drang in großen Massen gegen die Lohe, die kleine Breslauer Straße über Neukirch vor. Die Brükke über die Lohe hatte Schuler tüchtig besetzt und beschos von da aus das Dorf Neukirch, durch welches die Franzosen vordrangen. Das Dorf selbst gerieth in Brand. An der Lohe bildete sich gegen Abend ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, und die Versuche des Feindes, den Bach durchzuwaten, wurden vereitelt. Tapfer kämpften hier solche Schaaren, die noch nie im Feuer gewesen waren. In der Nacht brach Schuler den Kampf ab, und zog sich, ohne verfolgt zu werden, um Breslau herum auf die Ohlauer Straße hin, damit er sich mit dem Hauptheere vereinige. Die Preußen hatten nur 120 Mann, die Franzosen dagegen 800 Mann verloren. Viele Verwundete verbranten in Neukirch, das bis am Morgen in Flammen stand. Neukirchs Schaden wird auf 100,000 Thaler geschätzt. Der Donner des Geschützes verkündigte von Neukirch her den Breslauern in der Nacht vom 31. Mei zum 1. Juni die Annäherung der Franzosen. Alle Landesbehörden hatten auf königlichen Befehl die Hauptstadt verlassen, viele

Einwohner waren ihnen gefolgt, die Landsturmeinrichtung wurde nicht ausgeführt; die Hauptstadt stand daher dem Feinde offen. Fast ganz öde war es in der Stadt, man erwartete jede Stunde die Franzosen. Um 4 Uhr des Morgens nahten sich die Feinde; Abgeordnete der Stadt begaben sich in eines der letzten Häuser der Vorstadt, um dem ersten französischen Anführer die Stadt zu empfehlen. Mit vieler Vorsicht näherten sich die Franzosen. Um 7 Uhr kamen einzelne in die Stadt gesprengt und begaben sich auf das Rathhaus. Nicht lange darauf rükten mehre Schaaren ein, lagerten sich auf dem Markt und an die von ihnen besetzten Thore; Reiterabtheilungen durchstreiften die Vorstädte. In die Häuser kamen nur wenige, aus Furcht vor dem Landsturmedikt. Der Breslauer Stadtrath sandte um 8 Uhr zwölf angesehene Männer aus sich und den Stadtverordneten dem Keiser Napoleon entgegen, der seit dem 29sten Mei sich in Neumarkt befand. In Lissa wünschte diese Gesandschaft den Oberbefehlshaber Nei zu sprechen; dieser aber befand sich unwohl, verwieß sie an den Befehlshaber Hogendorp, auf dessen Rath nur vier aus der Gesandschaft sich nach Neumarkt begaben. Um 2 Uhr kamen diese in Neumarkt an, wurden sogleich vor Napoleon geführt, von ihm mit großer Artigkeit aufgenommen und mit einem Frühstükk bewirthet. — Sie erhielten auf ihre Bitte um Schonung der Stadt, die Antwort, dass er nicht gekommen sei, derselben Uebels zuzufügen. — Die Anzahl der Truppen vermehrte sich unterdess in Breslau; ganz ermattet kamen dieselben an und schliefen überall, ohne nur ans Essen zu denken. Das Fußvolk war klein, und sah abgehungert und abgerissen aus; die Reiterei hingegen konte nicht schöner sein. Breslau ward von den Franzosen sehr gut behandelt, ja sie wagten anfänglich nicht, die Truppen in die Häuser zu legen, und verlangten nur geringe Lieferungen. Alles

dieses hatten die Breslauer dem gedachten Landsturm zu verdanken. Die Kosaken beunruhigten an dem Oder- und am Sandthor oft die Franzosen und nahmen mehre Posten gefangen. Da ein Mal des Nachts Feuerlärm entstand, so glaubten die Franzosen, dies sei das Zeichen zum Angrif für den Landsturm und geriethen in große Furcht.

Napoleon hatte unterdeß auf einen Waffenstillstand angetragen, die Russen und Preußen nahmen ihn an; theils, um in demselben Oestreichs Beitrit zur allgemeinen Sache der Freiheit zu bewürken, theils, um die Landwehren vollständig auszurüsten und einzuüben. Der Waffenstillstand ward den 4. Juni auf 6 Wochen geschlossen und späterhin noch um 4 Wochen verlängert. Dem Waffenstillstande gemäß musten sich die Franzosen in Schlesien auf den Grünbergschen, Freistädtschen, Saganschen, Sprottauschen, Bunzlauschen, Löwenbergschen, Goldbergschen, Lübenschen, Steinauschen und Glogauschen Kreis, so weit beide letztern auf der linken Oderseite liegen, und einen kleinen Theil des Liegnitzschen Kreises beschränken. Oberhalb dieser Kreise war auf der linken Oderseite, zwischen den Franzosen und den Preußen und Russen, ein freies Gebiet, von einer kurzen Tagereise. Der Hirschbergsche, Schönausche, Jauersche, Neumarktsche Kreis und ein Theil des Liegnitzschen, Breslauschen, Striegauschen und Bolkenheimschen gehörten dazu. Darin lag auch Breslau, das deshalb den 11. Juni vom Feinde geräumt ward.

Die russischen und preußischen Hauptquartiere befanden sich in und um Reichenbach. Der Waffenstillstand ward auf das Herlichste benutzt; und obgleich er anfänglich überall mit vieler Trauer aufgenommen wurde, weil man fürchtete, er möchte zu einem schlechten Frieden führen, dem man lieber den Untergang vorziehen wolte; so zeigte es sich doch zuletzt, daſs er sehr heilsam gewesen war. Ueberall wurde gewafnet und geübt, die Landwehren er-

langten nun alle ihre vollständige Ausbildung. Schlesien muste doppelte und dreifache Anstrengungen machen, es erhielt feindliche und freundliche Heere und rüstete seine Jugend. Welche Verdienste sich in dem Waffenstillstand Merkel und von Gneisenau erworben haben um die rasche Rüstung, das wird stets anerkant werden. Während des Waffenstillstandes, den 28. Juni, starb Scharnhorst; er, dem Preußens Heer seinen neuen, frischen Geist verdankte. Verwundet bei Groß-Görschen, begab er sich nach dem Oestreichischen, um den Keiser für ein wahrhaft keiserliches Unternehmen zu gewinnen. Seine Wunde ward schlimmer und hielt ihn in Prag zurükk, wo er starb. „Er war ein rechter deutscher Mann, tief und ernst, klar und ruhig, das Kleine wie das Groſse umfassend, sich selbst aber gänzlich vergessend, wenn es das Ganze und Allgemeine galt.“ Die preußischen Offiziere nanten ihn vorzugsweise den General.

Treulos ließ Napoleon die Lützowsche Reiterschaar, die sich vor dem Waffenstillstande in seinen Rükken begeben hatte, während des Waffenstillstandes angreifen, nur ein kleiner Theil entkam, die meisten wurden gefangen genommen oder zersprengt. Durch dieses Verfahren bewies Napoleon aufs Neue, dass auf ihn durchaus kein Verlass sei, und dass jeder mit ihm in Deutschland gemachte Friede nur seine Tirannei verlängere. Auch hatte er selbst keine Lust zum Frieden, den Oestreich in Prag zu vermitteln sich bestrebte. Er wolte den Waffenstillstand nur dazu benutzen, dass er sein Heer vermehrte, und berechnete nicht, dass seine Gegner dies in viel gröſserm Maaße thun würden. Er brachte sein Heer auf 350,000 Mann; denn nun waren alle Verstärkungen vom Reine her angekommen. Dazu hatte er 60,000 Mann in Welschland, und 30,000 Beiern, ihm auch noch unterthan, standen an der östreichischen Gränze. Oestreich schloss sich während des Waffenstillstandes immer fester an Preußen und Russland

an; Napoleon hofte, durch seine Schalkskünste es in Unthätigkeit zu erhalten; aber Oestreich erkante seine Pflicht und seine Ehre, und erklärte den Franzosen ebenfals den Krieg. Der Keiser Franz sagte in der öffentlichen Kriegserklärung unter andern auch: Preußens Schikfal liege ihm vor Allem am Herzen, Preußens Gefahr sehe er als seine eigne, dessen Wiederherstellung aber als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an. Schon im April habe Napoleon geradezu angekündigt, dass das preußische Königthum vernichtet werden müsse, und habe Oestreich die wichtigste und schönste der preußischen Provinzen (Schlesien) angeboten. Er aber werde Preußen mit aller Kraft der Waffen beistehn, und der Gott der Gerechtigkeit werde der guten Sache sicherlich den Sieg schenken. — Die Kriegserklärung Oestreichs belebte alle Preußen mit der größten Freude; schon seit dem April sah man beständig auf Oestreich, und betrachtete Preußens und Oestreichs Verbindung als die Grundlage zur Wiederherstellung Deutschlands; jetzt war der große Wunsch erfült. Durch Oestreichs Beitrit und durch die preußischen Landwehren waren die verbündeten Heere so gewachsen, dass man jetzt auch an Zahl die Franzosen übertraf. Die Verbündeten bildeten drei Heere. Das größte stand in Böhmen, und hatte außer 150,000 Oestreichern noch eine preußische Heeresabtheilung unter Kleist und eine russische unter Witgenstein. Oberfeldherr war der Fürst Schwarzenberg. Das zweite Heer, 70,000 Mann stark, hieß das schlesische, und hatte den tapfern Blücher zum Oberfeldhern. Das dritte Heer stand in den Marken unter dem damaligen Kronprinzen [jetzigen König] von Schweden, und war 120,000 Mann stark. Die Franzosen hatten ihren Mittelpunkt in Dresden. Napoleon hofte von da aus den einen nach dem andern zu schlagen, aber im Himmel war es anders beschlossen, der Lenker der Schlachten hatte ein Mal gerufen: „Bis hierher und nicht weiter.“ Napo-

leon wolte zuerst das schlesische Heer schlagen, vielleicht ahndend, dass ihm dies am lästigsten fallen würde. Blücher befehligte drei Schaaren, eine preußische unter York, und zwei russische unter Sakken und Langeron. Von den 120,000 Mann Franzosen, die während des Waffenstillstandes in Schlesien gestanden hatten, blieben ungefähr 80,000 Mann beim Ausbruch des Krieges in diesem Lande. Den 10. August ward der Waffenstillstand aufgekündigt. Da das Blüchersche Heer über Jauer vordrang, zogen sich die Franzosen an den Bober nach Bunzlau und Löwenberg zurükk. Zwischen Heinau und Bunzlau, nämlich bei Kreibau, Keiserswalde und Thomaswalde, fielen den 19ten kleine Gefechte vor, und bei Zobten am Bober ward dem Marschall Makdonald der ganze Tross weggenommen. Den 21sten kam Napoleon in Löwenberg an, die Franzosen rükten jetzt mit Gewalt wieder vor, bei Bunzlau wurde zwei Stunden mit Kanonen gegen einander gefeuert; und das schlesische Heer zog sich weiter zurükk, höhern Anordnungen gemäß, die darin bestanden, dass stets das Heer sich zurükkziehen solle, gegen das Napoleon selbst sich werfe. Den 22sten stelte sich das Heer hinter die Katzbach. Den 23sten war ein hartes Treffen bei Goldberg. Dies begann des Morgens 7 Uhr; die Verbündeten standen von dem Wolfsberg an bis zum Wolfsdorfer Wald. Die Franzosen griffen mit gefältem Bajonette den Wolfsberg an, wurden aber mit Kartätschenfeuer begrüßt und drei Mal zurükkgeworfen. Zum vierten Male ward jedoch mit einem großen Verlust an Todten der Wolfsberg erobert. Am lebhaftesten war hernach das Gefecht auf dem rechten Flügel der Preußen bei Hochberg. Dies Dorf ward in Brand geschossen und die Verbündeten musten sich nun auch von da hinter die Katzbach zurükkziehn. Von der Stadt Goldberg selbst aus, vorzüglich von den Stadtmauern, unterhielten die Preußen ein lebhaftes Feuer gegen die Franzosen. Diese eroberten

allmälig einige Theile der Vorstadt, drangen dann selbst in die Stadt ein, wo ein Kampf in den einzelnen Straßen entstand. Die meisten Einwohner hatten sich in Keller geflüchtet, mehre aber trugen die Verwundeten weg und brachten sie in ein Lazareth. Selbst Frauen und Knaben reichten den Kämpfenden Bier und Brod zu. Bis um 3 Uhr ward die Stadt behauptet, drei Mal waren die Franzosen ins Oberthor gedrungen und wieder herausgeworfen. Gegen 1800 Todte lagen von beiden Seiten auf dem Schlachtfelde. Die Verbündeten ordneten ihren Rükkzug an. Den 23sten gegen Mittag war Napoleon von Löwenberg wieder abgereist, und hatte Makdonald den Oberbefehl übertragen. Das schlesische Heer hatte sich den 23sten und 24sten nach Jauer hingezogen. Nur ein kleiner Theil der Sakkenschen Heerschaar stand noch auf der Straße von Liegnitz nach Heinau, um die Neische Schaar zu beobachten. Den 25sten ward eine Schlacht beschlossen. Die Neische Schaar wandte sich den 25. August von Heinau nach der Katzbach hin, um sich mit dem übrigen französischen Heer zu verbinden. Den 26sten ward die berühmte Schlacht an der Katzbach geliefert. Die Katzbach, ein reißender Gebürgsbach, oberhalb Ketschdorf an den Strekkenbacher Höhen entspringend, fließt von Goldberg nach Liegnitz. Auf ihrer rechten Seite nimt sie zwischen beiden Städten die wüthende Neiße auf, welche oberhalb Bolkenhein entspringt und vor Jauer vorbeifließt. Die drei Städte Jauer, Liegnitz und Goldberg bilden ein Dreiekk, deren Seiten nicht viel von einander abweichen. Von Jauer nach Goldberg sind 3 Meilen, von Goldberg nach Liegnitz $2\frac{3}{4}$, und von Liegnitz nach Jauer $2\frac{1}{2}$ M. Zwischen diesen drei Städten ward die Schlacht geliefert. Jorks Schaar stand im Mittelpunkt, der rechte Flügel auf der rechten Seite der Neiße, und der linke Flügel auf der linken wurde von den Russen gebildet. Die Jorksche Schaar stand theilweis verdekt, durch den höchsten Punkt

des Schlachtfeldes bei Christianshöhe, und dehnte sich links bis an die Neiße; rechts lehnte sich die Sakkensche Schaar an und reichte bis zum Dorfe Eichholz. Den linken Flügel bildete die Schaar von Langeron, und diese stand von der Neiße an bis nach Hennersdorf, das auf der Straße von Jauer nach Goldberg liegt. Die preußischen Vortruppen waren bis über die Katzbach gegangen, und zogen sich den Vormittag allmälig, da Makdonalds Heer ankam, über die Neiße und Katzbach zurükk. Der ganze Vormittag war trübe, gegen Mittag fing es an zu regnen. Um 1 Uhr kam Makdonald an die wüthende Neiße, drang mit Macht in Ober- und Nieder-Kroin ein und grif die Anhöhen bei Groß-Jänowitz und Weinberg an, die im Vordertreffen der Verbündeten lagen. Die Brigade von Horn hielt aber den starken Angriff aus, und gab dadurch dem Hauptheer, das von Jauer vorrükte, Zeit, sich zu ordnen. Um 3 Uhr fing die Schlacht an; und obgleich alles durchweicht war, so zeigte jeder doch große Kampflust gegen den Erzfeind. Ein lebhaftes Kanonenfeuer begrüßte die vordringenden Franzosen; vorzüglich würkten die Stükke von der Christianshöhe. Die französischen Reihen rükten aber dessen ungeachtet vor. Man ließ sie so weit kommen, dass ihr linker Flügel vor Eichholz und ihr Mittelpunkt vorwärts Ober-Weinberg stand. Jetzt setzte sich das preußische Fußvolk in Marsch. Das zweite Bataljon des brandenburgschen Regiments eröfnete, von zwei andern unterstützt, den Angriff. Mit der größten Entschlossenheit rükten diese drei Bataljone gegen drei Batterien vor, die von zwei Bataljonen gedekt waren. Ungeachtet des Kartätschenfeuers blieben die Bataljone im Vorrükken; und im schnelsten Sturmschritt ging es mit gefältem Bajonette auf das in Vierekke gestelte feindliche Bataljon los, bis auf zwei Schritt vor dem Feinde; darauf wurden die Kolben genommen, die Bataljone um-

zingelt, geworfen und die meisten getödtet und verwundet. Die persönliche Stärke und Tapferkeit entschied hier. Nur wenige nahm man gefangen. Jedes preußische Bataljon hatte 200 Mann bei diesem Angriff in 20 Minuten verloren. Die Schaaren von Horn und Prinz Meklenburg hatten sich unterdeß auch in Bewegung gesetzt, die Schlacht ward allgemein, die Reiterei kam hinter Christianshöh vor und hieb schwadronenweise ein. Der Regen machte die Flinten bald ganz unbrauchbar; desto heftiger wüthete das grobe Geschütz, und das Fußvolk stritt mit Kolben und Bajonetten. Einem solchen persönlichen Kampf waren die Franzosen nicht gewachsen. Um das Fußvolk zu schützen, zog der Feind seine Reiterei herbei, die preußische trabte ihr entgegen, und so tummelten sich auf der hohen Ebene zwischen Weinberg und Christianshöh 8000 Mann Reiterei herum; aber die französische Reiterei ward geworfen, stürzte sich auf das fliehende Fußvolk und im Mittelpunkt des Treffens war so die Schlacht entschieden. In demselben Augenblikk siegte auch Sakken auf dem rechten Flügel. Sakken hatte den linken feindlichen Flügel umgehen lassen, der so zwischen zwei Feuer, von Eichholz und von Tinz her, gerieth. Es bemächtigte sich der Franzosen eine schrekliche Furcht, wie sie sich umzogen sahen, und sie eilten, gleich denen vom Mittelpunkt, dem Dorf Nieder-Kroin zu. Die ganze Bergebene war voll von Flüchtlingen, welche die schroffen Thalränder der Neiße zustürzten. In den Hohlwegen der Thalränder entstand die gräslichste Verwirrung, jeder wolte dem andern zuvor über die Kroiner Brükke. Manche Engpäße wurden gänzlich verstopft durch Wagen, Kanonen und Pferde. Das Fußvolk lief durch die Gärten und Häuser von Kroin, nachdem es Wehr und Waffen weggeworfen; die preußische und russische Reiterei ließ den Fliehenden keine Ruhe, ward aber auch selbst im Verfolgen durch die verstopften Hohlwege aufgehalten. Nur ein kleiner Theil

des Feindes konte über die Brükke bei Kroin die Neiße übersetzen, die meisten versuchten durchzuwaten, aber der reißende Strom ris viele mit fort. Als die Sieger den Thalrand erreicht hatten, so führten sie Kanonen auf und beschossen mit diesen die durch Kroin fliehenden Feinde. Die, welche glüklich über die Neiße gekommen waren, eilten jetzt der Katzbach zu, theils bei Kroitsch, theils nach Goldberg hin. Der Regen gos aber immerfort vom Himmel, und jeder kleine Bach ward zum reißenden Strom.

Der linke Flügel unter Langeron war nicht so glüklich wie der rechte und der Mittelpunkt. Langeron hatte sich umgehen lassen von den Franzosen, muste deshalb die trefliche Stellung bei Hennersdorf aufgeben und sich nach Peterwitz zurükkziehen. Hier ward hartnäkkig gefochten und den Franzosen das weitere Vordringen gewehrt; das Gefecht blieb unentschieden, die Franzosen behaupteten die Nacht Hennersdorf, glaubten gesiegt zu haben und den folgenden Tag nach Jauer vorzurükken. In der Nacht schikte der französische General Suham noch von Liegnitz her Fußvolk mit 16 Stükk Geschütz, um die Sakkensche Schaar zu beunruhigen und vom Verfolgen abzuhalten; allein auch diese wurden zurükkgeworfen. Den Morgen des 27sten wurden die feindlichen Truppen, welche noch in Hennersdorf standen, gefangen genommen, und der Feind weiter verfolgt. Die Franzosen flohen in dem erbärmlichsten Zustande durch Goldberg; der Regen dauerte immer fort. Nachmittags, nachdem Goldberg von den Verbündeten schon besetzt war, zeigte sich eine französische Schaar von 1400 Mann Fußvolk mit 4 Kanonen, die in den Waldungen umhergeirt war und jetzt durch Goldberg ziehen wolte. Da dies schon die Sieger besetzt hatten, bemühete sie sich, oberhalb Goldberg über die Katzbach zu gehen, und zog an dem Wolfsberg herum. Hier ward das Häuflein von allen Seiten angegriffen, bildete vergeblich ein Vierekk, und was nicht getödtet

wurde, gerieth in Gefangenschaft. Den 28sten ging das Hauptheer bei Goldberg und Liegnitz, trotz der furchtbaren Wege, über die Katzbach. Alle Franzosen eilten nach Bunzlau zu, um dort den Bober zu überschreiten und Schlesien zu verlassen. Eine Abtheilung des französischen Heeres unter Puthod hatte vor der Schlacht an der Katzbach den Befehl erhalten, über Schönau mit 4000 Mann nach Jauer aufzubrechen und den Verbündeten in den Rükken zu fallen. Puthod erfuhr unterwegs den Verlust der Schlacht und wandte sich jetzt nach Hirschberg, um dort über den Bober zu gehen. Allein der Fluss war zu sehr angeschwollen, nur 40 Reiter und 20 Fußgänger schwammen durch, um zu plündern. In der Nacht vom 27sten bis 28sten kamen die Kosaken von Schmiedeberg aus an und setzten durch den Bober des Morgens. Die Franzosen zogen eben aus den Dörfern ab mit vielen geraubten Sachen; diese wurden ihnen wieder abgenommen, der Landsturm aus den benachbarten Dörfern machte sich jetzt auch auf, und in den Dörfern Grunau und Straupitz wurden 800 Franzosen gefangen genommen, an die Schweife der Kosakenpferde einzeln gebunden und so durch den Bober nach Hirschberg gebracht. Die Hauptmacht von Puthod aber zog sich auf der rechten Seite des Bobers herunter bis zum Dorfe Plagwitz, Löwenberg gegenüber. Da die Brükke fortgeschwemt war und die Sieger von allen Seiten hervordrangen, so muste der grösste Theil der Schaar sich ergeben. Viele versuchten, durch den Bober zu schwimmen, und fanden darin ihren Tod. Den 2. Sept. erließ Blücher aus seiner Hauptrast Kielingswalde zwischen Naumburg am Queis und Görlitz folgende Erklärung:

„Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehle, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld in Ertragung von Beschweerden und Mangel, verdanke ich das Glükk, eine schöne Provinz den Händen

eines gierigen Feindes entrissen zu haben. Bei der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachet ihr hinter eurer Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet ihr vor; eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamm habt ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhre verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrung und zum Theil mit Mangel an Bekleidung habt ihr gekämpft; dennoch murtet ihr nicht, und ihr verfolgtet mit Anstrengung euren geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hoch lobenswerthes Betragen! Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein ächter Soldat. Ein hundert und drei Kanonen, 250 Munizionswagen, des Feindes Lazareth-Anstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, ein Divisionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Obersten, Staabs- und andere Offiziere, 18,000 Gefangene, zwei Adler und andere Siegeszeichen sind in euren Händen. Den Rest derjenigen, die euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber gestanden haben, hat der Schrekk vor euren Waffen so sehr ergriffen, dass sie den Anblikk eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen; sie tragen die Zeichen des Schrekkens und der Verwirrung eurer Feinde.

Last uns dem Hern der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niederwarft, einen Lobgesang singen, und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann sucht euren Feind aufs Neue. v. Blücher."

So war Schlesien, ausgenommen die Festung Glogau, von den Franzosen befreit; diese Festung wurde bloß umschlossen, und ergab sich erst gegen Ende des Kriegs.

Außerordentlich viel hatten die Gegenden an der Katzbach und am Bober gelitten. Dazu kam, daſs das, was auf den Feldern von dem Feinde verschont war, noch theilweis durch die Gewässer fortgeschwemt wurde. Dies letztere traf einen großen Theil von Schlesien; denn überall schwollen die Flüsse und Bäche bis zu einer Höhe an, die sie sehr selten im Frühjahr erreichen. Angelegentlich sorgten die Schlesier für die Verwundeten, vorzüglich in Breslau, wo sich ein großer Frauenverein bildete, der außerordentlich thätig war. Vor allen hatten die Städte Bunzlau, Lähn, Löwenberg, Greifenberg, Goldberg, Heinau und Liegnitz viel gelitten. Die Stadt Bunzlau muste außer den vielen Lieferungen auch 2300 Thaler Brandschatzung geben, und ward theilweis durch angelegte Minen zerstört, welche die Franzosen den 20. August sprengten, um die angelegten Befestigungen zu zernichten und ihren Gegnern den Durchgang durch die Stadt zu versperren. Goldberg muste vor dem Waffenstillstand außer vielen andern Sachen auch 55,500 Ellen Tuch liefern. Außerdem hatte die Stadt mit dem Kreise 50,000 Thaler zu zahlen, was eine kleine Summe war gegen alles Gelieferte. Aehnliche Lieferungen und Brandschatzungen fanden überall statt. Fast kein Ort, wohin die Franzosen kamen, blieb ganz vom Feuer verschont; wenigstens über 100 Dörfer waren theilweis oder ganz abgebrant; die Stadt Lähn hatte letzteres Schiksal. Die Schulen wurden gewöhnlich zu Hauptwachen und Lazarethen eingerichtet; und unter den Gequälten standen die Geistlichen oben an. Es war eine unerhörte Plünderungswuth in die Franzosen gefahren. Selbst Gräber brachen sie auf, damit sie den Todten den etwanigen Schmukk noch nähmen. Diese Schändung der Gräber geschah zu Keiserswalde, zu

Heinau, bei der Gnadenkirche in Jauer und zu Steudnitz. Kirchen und Altäre wurden an vielen Orten geschändet.

So viel indeſs das Land auch gelitten hatte, so froh war doch alles nach dem Abzuge der Franzosen. Der erste Hofnungsstern zur Freiheit des Vaterlands ging den Schlesiern in der Schlacht an der Katzbach auf; und alle Edlen meinten: „was um eine gute Sache geopfert sei, das gebe Gott wieder.“ — Dies sieht man auch an jenen Gegenden. Nur hin und wieder erblikt man noch die Spuren des Kriegs. Die Hofnung zur Freiheit Deutschlands ward aber in der Zeit der Schlacht an der Katzbach immer größer; denn schon den 23. August hatte der preußische Feldherr v. Bülow 2 Meilen vor Preußens Hauptstadt, Berlin, bei Groß-Beeren, den Feind geschlagen, wobei sich auch die Landwehr mit dem Kolbenangriff auszeichnete. Der Feind verlor dabei 26 Kanonen und mehre Tausend Gefangene. Das große Heer, das den 26sten Dresden beschoss, ward zwar den 27sten dadurch zum Rükkzuge nach Böhmen genöthigt, dass 15,000 Oestreicher auf dem linken Flügel gefangen genommen wurden; aber auch dieser Schaden ward den 30. August dadurch ersetzt, dass der General Vandamme mit 8 bis 10,000 Mann bei Kulm, nach einem hartnäkkigen Treffen, sich ergab, wobei 81 Kanonen in die Hände der Verbündeten fielen. Diesen drei Siegen folgte den 6. September ein vierter bei Dennewitz zwischen der Elbe und Spree. Bülow behauptete sich mit 20,000 Preußen fast einen Tag gegen 80,000 Franzosen; gegen den Abend rükten die Russen und Schweden zur Hülfe heran. Die Franzosen verloren 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst 80 Kanonen. Den 3. Oktober setzte das schlesische Heer unter dem tapfern Blücher bei Wartburg über die Elbe und leitete dadurch die große Leipziger Schlacht ein. Napoleon hatte bei Leipzig noch 180,000 Mann. Die Verbündeten waren mit ihren drei Heeren um ihn; den 16ten und 18ten fielen die

Hauptschlachten vor. Viele wurden gefangen, verwundet und getödtet. An 400 Kanonen mit 1600 Wagen eroberte man. Nur 70 bis 80,000 Mann rettete Napoleon und kam damit bei Hanau an, wo ihm die Beiern, die jetzt auch, wie die übrigen deutschen Völkerschaften, zur allgemeinen deutschen Sache sich gewendet hatten, ihm ein hartnäkkiges Treffen zum Abschiede aus Deutschland lieferten. Zu Anfang des November waren die Verbündeten am Rein. Im Jahr 1814 ward der Krieg in Frankreich fortgesetzt, und obgleich die Verbündeten einige Niederlagen erlitten, so zogen sie doch schon den 31. März in Paris ein; die Franzosen erklärten Napoleon für abgesetzt, um sich so aus der Schlinge zu ziehen. Die Verbündeten schlossen mit Frankreich den 30sten Wonnemond den ersten Pariser Frieden, der den Franzosen alles geraubte Geld, alle geraubten Schätze und noch gute Stükke von Deutschland ließ. Napoleon, der als Leibgedinge die Insel Elba erhielt, kam das andere Jahr im Frühjahr plötzlich wieder, ganz Frankreich fiel ihm von Neuem zu, der neue König aus dem alten Stamme muste fliehen, die Schlacht bei bell Allianß (belle Alliance) zerstreute aber sein ganzes Heer, zwang ihn zum zweiten Male, den Thron zu verlassen, machte ihn zum Gefangenen, und schenkte Deutschland von Neuem den Frieden. An allen diesen Kriegen und Siegen außerhalb Schlesien haben die Schlesier, gleich ihren übrigen Mitbrüdern im preußischen Staat, Theil genommen; und wie viele ihrer geblieben, das verkünden die Tafeln, die in allen Kirchen zum Andenken aufgehängt sind. Mögen die Nachkommen dadurch ermuntert werden, wenn ja wieder das Vaterland in Gefahr komt, von Fremden unterjocht zu werden, gleich denen tapfer zu streiten, deren Namen auf jenen Tafeln verzeichnet sind. Mögen sie aber auch das Glükk genießen, einen Blücher zum Anführer zu erhalten!

Bibliothek
Staats-Archiv
Breslau

nut Schiedeck
Handbuchbinderei

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Harnisch, Wilhelm,

[Schlesien] Ein Hülfsbuch für Lehrer in der Kunde und Geschichte dieses Landes, ein Lesebuch für Schüler und eine Unterhaltungsschrift für Männer und Frauen

Breslau 1820

Germ.sp. 661 y
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10022729-8